Ueber die

Einsamkeit.

Von

Johann Georg Zimmermann,

Königlich Großbritannischen Hofrath und Leibarzt in Hannover.

Vierter Theil.

Mit allerhöchst-gnädigst Kayserlichem Privilegio.

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Man sieht auf allen Seiten dieses Buches, wie frey und unbefangen ich schreibe, und mit welcher Offenheit ich meine Gesinnungen und Gedanken sage.

Aus dem Herzen mußte ich reden, damit meine Worte in Herzen fliessen. Aber Wahrheit hat in meinen Händen keine seidene Hülle: also fiel mir auch gar nicht ein,

daß man könnte bey den Grossen und Mächtigen der Erde sein Glück mit einem so treuherzig geschriebenen Buche machen.

Und doch geschah was ich nie die Kühnheit gehabt hätte zu denken, was mich auch das unauslöschliche Gefühl des ehrfurchtsvollesten und innigsten Dankes hier durchaus nicht verschweigen läßt. Mein Buch über die Einsamkeit kam zu meinem Erstaunen, und auf eine mir völlig unbekannte Weise, in die Hände einer Monarchinn die eben so gut die Kunst zu schreiben versteht, als die Kunst ihr unermeßliches Reich zu regieren. Höchst interessant für die Geschichte der Philosophie auf den Thronen, und höchstrührend für mich, waren hiervon die Folgen in der

grossen Seele dieser gekrönten Philosophinn.

Der ganze dritte Theil dieses Buches war schon abgedruckt, der vierte unter der Presse, und von meinem ganzen Manuscript kein Blatt mehr in meinen Händen, als mir den 26 Januar 1785, ein Bote des Russischen Gesandten in Hamburg ein Kästchen von Ihro Majestät der Kaiserinn von Rußland brachte. Ein Ring lag in dem Kästchen, mit einem einzigen Brillanten von ungewöhnlicher Grösse und Schönheit. Auch eine goldene Medaille mit dem schönen kaiserlichen Bildniß auf der einen Seite, und auf der andern mit dem Denkmal der Vermehrung der Russischen Monarchie durch

ein neues Königreich; und dann, was ich kaum glauben konnte als ich es sah, ein eigenhändiges Billet der Kaiserinn, das diese unsterblichen Worte enthält: „An den Königlich-Großbritannischen „Hofrath und Leibarzt, Herrn Zimmer-„mann, aus Dankbarkeit für manche „schöne Recepte, die der Menschheit im „Buche von der Einsamkeit verordnet „worden.“

Inhalt des vierten Theils.

Eilftes Capitel.

Vortheile der Einsamkeit für das Herz.

Ruhe kommt in das Herz, wenn man Freude hat an erhabener Natur, und an jedem Blümchen der Thäler Seite 2.

Auch eure kalten Seelen sind des reinsten Glückes und der mildesten Ruhe fähig 3

In jeder Landgegend von gefälligem Anblick, neigt sich alles in uns zu sanften Empfindungen und allmählig beynahe zu jedem guten Gedanken 3

Alle Wehmuth geht vorüber in einem schönen Englischen Garten 5

Durch Geschmack und Kunst erschaffene, oder wirklich in der Natur vorhandene Bilder der

Ruhe, bringen durch die Phantasie immer Ruhe ins Herz Seite 8.

In den Alpen wirket Einsamkeit, beym ersten Anblick, fürchterlich 10

Köpfe und Herzen der Alpenbewohner sind wie ihr Himmel, abwechselnd wild und gütig 13

Anecdoten von einem dieser Alpenbürger, dem General von Reding 14

Der beständige Anblick erhabener Wildheit in den Alpen macht zwar die Schweitzer rauh, aber ihr Herz gewinnt dann doch auch Sanftheit und Güte im Genusse ländlicher Ruhe, und stiller Schönheit 23

Die Landschaft um Zürich und der Zürchersee, haben dem angenehmsten unter allen Sängern der Natur seine Idyllen eingegeben 26

Jede erhabene Aussicht wirket schreckhaft und schauerigt, jede schöne Aussicht sanft und liebevoll 28

Jeder Deutscher, der nur geruhig mit seiner Büchse durch seine Berge schlendert, wird erfahren, wie viel der Anblick der Natur durch die Imagination in das Herz vermag 28

Welches

Welches Glück ein junger liebenswürdiger Hannoveraner aus einem rauhen und wilden Schweitzerischen Bade mitbrachte Seite 29.

Es giebt Freuden auf dem Lande für Seelen, die in der Stadt nicht mehr wissen was Freude ist 32

Welche innige Gefühle das Andenken unsers Aufenthaltes auf dem Lande, und unsers Herumirrens in den Einsamkeiten unsers Vaterlandes erwecket 34

Aber auch in jedem Alter, in jedem fernen Lande, unter jedem Baume, empfinden wir Glückseligkeit im Stillen und Freyen 34

In Städten sogar ist man in seinem eigenen stillen Hause der höchsten Glückseligkeit fähig 35

Eine Art von süsser Melankolie befällt uns bisweilen, im Schoße ländlicher Ruhe, beym Anblick aller Schönheit der Natur 36

Romanhaften Empfindungen entgeht man alsdann nicht ganz 37

Aber so zufrieden als man zuweilen im Lande der Einbildung ist, wird man leider auch nie im Lande der Wirklichkeit 38

Der

Der Geschmack für Einsamkeit, dieser dem Ansehen nach so trübsinnige und menschenfeindliche Geschmack, entstehet aus einem zu liebreichen, zu liebenden, zu zärtlichen Herzen Seite 39.

Wanderungen der Einbildungskraft giebt es genug in der Einsamkeit, die dem Herzen wohlthun ohne ihm zu schaden 39

Keinen Einsamen halte man für unglücklich, dessen Herz noch irgend ein edles und freundliches Gefühl erwärmt 40

Liebe und Ruhe, und Geschmack an reiner Natur, waren nicht blos den Hainen von Arcadien eigen 43

Ihr lebt alle in Arcadien, wenn ihr wollt 43

Theocrit und Geßner sind wahre Wohlthäter der Menschheit 44

Einige Anecdoten von Geßner 45

Ruhe heisset nicht immer Müßiggehen, oder Lungern im Schatten 47

Man muß nicht nach Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern nur als nach dem Mittel zu grösserer Thätigkeit 48

Die

Die Gehülfinn unserer Einsamkeit sey ein weiblicher Engel Seite 49.

Bey allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie keine seligern Stunden, als die, da ich die Welt und die Welt mich vergaß 49

Beschreibung und Geschichte der Gegend, in welcher meine Vaterstadt liegt 50

Empfindungen die mir der Anblick dieser Gegend erweckte 56

Ruhe findet sich nicht so leicht in städtischer Einsamkeit, wie auf dem Lande 58

Friedsam gleiten aber auch in Städten unsere Tage vorbey, wenn wir nur im Frieden leben mit uns selbst 60

Wer in der tiefsten Einsamkeit immer keck und muthig zur Arbeit sich anstrenget, gelanget durch Arbeit zu wahrer Ruhe 61

So findet man auf dem Lande, Ruhe die so oft von den Städten fliehet, und Glücksgüter die Weltlinge nicht kennen 65

Die Natur und ein ruhiges Herz sind ein schönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als

die

die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London Seite 66.

Was ich auf der Zinne von Lavaters Hause sah, empfand, und dachte 67

Welche Himmelsruhe man bey dem Doctor Hotze zu Richterswyl am Zürchersee empfindet 71

Ruhe muß immer aus dem Herzen quillen, aber sie kommt mit jeder sie begleitenden Tugend bey äusserlicher Stille auch leichter ins Herz 80

Häusliche Glückseligkeit wird bey gleichgestimmten Seelen auf dem Lande unaussprechlich vermehret 81

Wahre innige Freude, Liebe, Treu, und Sitten der Vorwelt gedeyen nirgends so gut wie auf dem Lande 82

Alles Böse in der Welt vergißt man in kühlen Schatten, einsamen und anmuthigen Thälern 83

So sauer macht niemand in der Welt seinen Subalternen das Leben, wie befehlende Dummköpfe 83

Dummheit giebt jeder Sache den unrechten Namen 84

Mein

Mein Recept gegen den Neid Seite 86.
Wie leicht es ist alles in der Welt mit Gelindigkeit zu betrachten 86
Wie man in jedem stillen Hause weit mehr wahre und reine Freuden findet, als in dem grossen und glänzenden Getümmel 88
Wie Einsamkeit gegen den Spott der Leichtsinnigen schützet, und gegen die Schnäbel und Pfoten kleiner Seelen 90
Wie leicht man alle seine Feinde im Stillen vergißt 92
Wie Einsamkeit durch ihre Freyheit glücklich macht 93
Wie den Höfling immer alles beunruhigt, wie er immer eine Wachskerze dem Erzengel Michael anzündet, und eine dem Teufel 95
Welchen Zwang auch das Alltagsleben mitbringet 96
Wie wir überhaupt immer da die größten Sklaven sind, wo uns niemand versteht 97
Wie ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein stilles häusliches Leben gegen allen diesen Zwang schützet 97

Wie

Wie Einsamkeit und Freyheitsliebe dem Petrarcha alles Weltglück verhaßt machte Seite 99.

Wie ihn Ekel gegen das Hofleben als einen schönen blühenden Jüngling in die Einsamkeit trieb 100

Wie Freyheitsliebe bey Rousseau die Ursache alles seines Ekels gegen allen Umgang war, und in der Einsamkeit die Quelle aller seiner Vergnügungen 107

Warum die Bewohner jener reichen Ebenen der Lombardey weniger reich sind, als die Bergbewohner in der Schweitz 113

Wie Genügsamkeit die wahre Würze des Lebens ist 114

Eine Anecdote vom König in Preußen und einem Dorfpastor in Schlesien 115

Eine Anecdote von einem Dorfpastor in der Schweitz und einem Puterhahn 119

Wer auf seine wahren Bedürfnisse sich einschränket, ist weiser, reicher, und zufriedner als wir alle 120

Einfacher, ruhiger, und weniger schreckhaft ist das Feld der Sinnlichkeit, für jeden, der des Lebens im Stillen sich freuet 121

Aller

Aller Ekel den Ueberfluß giebt, verschwindet bey der Einfalt des Landlebens Seite 122.

Wie gerne man um Glücksgüter die das Herz froh machen, denen entsagt die es beunruhigen 123

Einsamkeit zerstöret allen eitelen Ehrgeitz 125

Kein Fürst in Deutschland verdauet den Gift den ihm seine Köche bereiten, so gut, wie ein Bauer in der Lüneburger Heide seine Buchweitzenklümpen 126

Eine einzige Leidenschaft, die man nicht befriedigen kann und will, vergället oft das Leben 126

Einsamkeit und eingeschränkte Bedürfnisse sind eine wahre Glückseligkeit für entsetzte und verbannte Staatsmänner 128

Sich des Ueberflusses entwöhnen, macht Weniges schmackhaft 134

Glückseligkeit eines Landpredigers 137

Ohne die vielen schiefe Köpfe in der Welt, wäre das Leben nicht zur Hälfte so lustig 139

Genügsamkeit und Zufriedenheit mit seinen Schicksalen sind zu allen guten Dingen nütze; und in sehr vielen Fällen bietet Einsamkeit zu beyden die Hand 140

Es ist ein grosser Vorzug der Einsamkeit, daß man sich in derselben den Umgang mit Menschen abgewöhnet Seite 141.

Jeder Tag wird einem geschäftigen Einsamen zu kurz, und jede Nacht wird ihm zu lange 143

Die grosse Welt bewegt sich den ganzen Tag, und thut eigentlich den ganzen Tag nichts 143

Ländliche Stille wird auch für Frauenzimmer eine Schule wahrer Philosophie 144

Es ist unmöglich daß man auf dem Lande Langeweile habe, wenn man nicht lässig und faul, nicht krank oder verliebt ist 146

Welcher Ersatz ist in ländlicher Stille das Andenken an abwesende Freunde 146

Einsamkeit läßt uns dann auch noch Freunde finden, die nichts uns raubt, von denen nichts uns trennt, und für die wir nie vergeblich unsere Arme ausstrecken 151

Auch Liebe sogar verdienet einen grossen Rang unter den Glückseligkeiten der Einsamkeit 152

Liebe gesellet sich gerne zu allen Blicken in die schöne Natur 152

Liebe

Liebe begleitet darum so oft für alle zärtlichen Seelen den kommenden Frühling Seite 153.

Verliebte sind nirgends so gerne wie im Stillen 154

Die süssesten Erinnerungen der Liebe finden in der Einsamkeit ihre Auferstehung 154

In diesem unerschöpflichen Nachdenken liegt der höchste Genuß der Liebe 156

Wie paradiesisch Wieland in seiner schönen Jugend liebte 157

Bey jungen einsamen Mädchen werden zwar bisweilen solche paradiesische Ideale der Liebe verkörpert 157

Ach dieß ist Natur, und wer kann der Natur widerstreben 158

Absonderung und Stille scheinen der Liebe so hold, daß man zuweilen gerne vom Gegenstande seiner Liebe weg in die Einsamkeit geht 159

Liebe fühlet man nirgends so stark, und nirgends drückt man sie auch so gut aus, wie in der Einsamkeit 160

Liebe nimmt aber auch in einsamen Landgegenden oft den höchsten Flug der Schwärmerey 162

Auch leise Liebe sogar, die keine solche Kraftsprünge wagt, verzehret am Ende, und macht unglücklich Seite 164.

Schreckliche Wirkungen der Liebe bey Petrarcha 166

Bey solchen Convulsionen der Imagination ist Einsamkeit keine Arzeney 167

Einsamkeit ist auch keine Arzeney gegen Liebe die der Tugend schadet 168

Liebe und Ruhe umarmen sich, wenn du dich demüthig allen Fügungen Gottes unterwirfst 172

Im Weltleben geht Liebe in Gleichgültigkeit über, wenn die Damen kein Roth mehr auflegen 174

Aber Liebe kann vergehen, und Coketterie stirbt nie 175

Lob der Coketterie 176

Wie in der Einsamkeit dem Petrarcha Ueberwindung der Liebe gelang 177

Alle Traurigkeit über verlohrene Freuden der Liebe, wird am Ende doch durch wohlbenutzte Einsamkeit ersetzet 184

Mit welcher Wirkung schon im Kampfe mit seiner Liebe Petrarcha seine Flügel schwang 185

Liebe

Liebe wird in der Einsamkeit zwar nicht überwunden, aber getauft, und geheiligt Seite 188.

Und dann macht Einsamkeit, die man mit einem liebenden Wesen theilt, jede Hütte zum Sitze des Vergnügens, dann erleichtert sie alle Leiden des Lebens, dann streut sie Blumen auf alle unsere Wege 191

Einsamkeit verwandelt auch zuweilen tiefe Schwermuth in süsse Melankolie 191

Süsse Melankolie wird schon in früher Jugend, oft durch Einsamkeit veranlasset 193

Liebe heilet diesen Zustand 194

Einsamseyn ist nicht ohne Ausnahme gut für alle Traurigen und Betrübten 195

Wie schrecklich Traurigkeit in heftigen Gemüthern wirket 196

Wie gelinde hingegen bey Menschen von weicher und etwas kalter Gemüthsart 197

Wie mancherley grosse und kleine Widerwärtigkeiten des Lebens in der Einsamkeit besser überwunden werden, als in der Welt 198

Viele Traurige erhohlen sich in der Einsamkeit weit besser, als durch alle Weltzerstreuung 199

Schlechte Recepte gegen gewisse Arten von Hypochondrie Seite 201.

Ob es in der Einsamkeit leichter werde tugendhaft zu seyn, als in der Welt 202

Viel Gutes geschieht freilich in der Welt von Amts wegen 203

Aber gute Werke sind doch nicht immer Gottesdienst 204

Das meiste Große in der Welt geschieht durch stille Thaten 205

Tugend wird viel leichter und freyer in der Einsamkeit ausgeübet, als in der Welt 205

Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war mein Hauptzweck bey diesem Werke über die Einsamkeit 208

Was ich durch diese Unabhängigkeit verstehe 209

Freyheit und Musse, äussere Stille und Mangel von Umgang, sind also grosse und wahre Hülfsmittel zur Tugend 211

Alles Weltvergnügen verlieret seine Reitze, vor jedem stillen Opfer, das man der Tugend in der Einsamkeit bringet 212

Heim=

Heimlich läugnet kein Bösewicht, daß Tugend der Grundstein aller Glückseligkeit in der Welt, und in der Einsamkeit sey Seite 213.

Glücklich ist derjenige der innern Frieden schon in die Einsamkeit bringet, die ihn so ungestört erhält 214

Zur Glückseligkeit des Einsamen gehöret, daß er hochschätze was die Menschen verachten, und verachte was die Menschen hochschätzen 214

Könige und Fürsten haben in gar manchen Fällen keine Freunde 216

Einsamkeit gewähret den kleinsten unter den Menschen so viel Vergnügen als den größten 217

Verbannte sogar haben oft die Vortheile und die Freuden der Einsamkeit gefühlet 218

Verbannte müssen eben so wie wir, um glücklich zu seyn, immer an etwas sich anschmiegen 218

Moritz, Prinz von Isenburg 219

Lord Bolingbroke 220

Marcellus 223

Metellus 223

Rutilius 225

Cicero Seite 226.

Große Glückseligkeit erwartet uns in der Einsamkeit, wenn unser Alter herannahet, und unser Leben verfällt 228

Politische Karthäuser 230

Herr von Schrautenbach 231

Comische Blicke im Alter auf die Jugend hinterher 232

Wie Rousseau sein Alter benutzte 234

Was Petrarcha noch in seinem Alter war 237

Im Alter soll man sich an seine Zeitgenossen nicht kehren 240

Aus seiner Einsamkeit muß man alsdann den Menschen die Wahrheit sagen 241

Unvergleichliches Urtheil über Rousseau 241

Grosse Seelen erblassen nicht, beym Anblick ihres Grabes 244

Maria Theresia 244

Morgenröthe jenseits des Grabes 245

Religiöse Gesinnungen und Ideen vermehren alle Freuden der Einsamkeit 245

Die

Die Welt sinket alsdann in ihrer Wichtigkeit herunter, und uns drücket viel weniger die Bürde der Sterblichkeit und des Elends Seite 245.

Wie Addison starb 246

Welchen Trost und welchen Frieden ein Leben voll Einfalt und Unschuld giebt 246

Einer frommen Einsamkeit müssen wir darum viele der Stunden widmen, die andere auf leere Zerstreuungen verwenden 247

Ein Wort über hölzerne Theologie und ekelhafte Glaubensmeisterey 248

Was du vergessen mußt, wenn es dein wahrer Ernst ist, philosophisch zu denken, und christlich zu leben 250

Die Stunden die du Gott in der Einsamkeit weihst, sind die schönsten Stunden deines Lebens 251

So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beybringet 253

In jedem stillen Augenblicke unsers Lebens, treten wir doch immer näher vor dessen Angesicht, dem es so wichtig ist zu gefallen, und der auch um Mitternacht bey unsrer Lampe wachet 254

Jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unserer Hände zu Ihm, wirket bis in die Ewigkeit Seite 255.

Was uns erlaubt scheint von der Ewigkeit zu wünschen und zu hoffen 256

Wir urtheilen über die Ewigkeit, wie jener Blindgebohrne über die Purpurfarbe 256

Aber in der Einsamkeit erwerben wir doch Fertigkeiten der Seele für die Ewigkeit 258

Zwölftes Capitel.

Uebersicht des Ganzen. Reflexionen über Mystik und Möncherey. Beschluß.

Was ein plattdeutscher Doctor sagte 260

Was man von meiner Anpreisung der Vortheile der Einsamkeit sagen wird 261

Es war nie meine Absicht irgend eine gesellschaftliche Tugend bey irgend einem Menschen zu schwächen 262

Alle Glückseligkeit kann man nicht in sich selbst finden 263

Ein

Ein völlig einsames Geschöpf ist ein elendes Geschöpf Seite 264.

Kein gutes Gemüth kann sich ganz von Menschen trennen 265

Wollten wir in Büchern alles finden was wissenswerth ist, so würden wir nichts als dürre Gelehrte, und Buchstabenmenschen 266

Ohne abwechselnden Umgang mit den Menschen und sich selbst, kann der Mensch seine ganze Bestimmung nicht erfüllen 268

Was uns einmal interessirt, kann uns doch nicht immer interessiren, und wo das Herz einmal hinstrebet, da wird es doch nicht ewig hinstreben 270

Ein einziges Tröpfchen guter Laune, ist mehr werth, als aller Genuß, alles Glück, alle Wissenschaft, und aller Ruhm auf Erden 270

Gott selbst will, daß wir mit andern Menschen in Verbindung leben 271

Eine fröliche Gesellschaft und ein freundliches Gastmal geben der Tugend eine heiterere Miene, und der Frömmigkeit eine frölichere Gestalt 273

Wie man sich im Umgange betragen muß, damit die Leute von uns sagen, wir seyen liebenswürdig 274

Wer

Wer auch ohne diese Tausendkünste liebenswürdig ist Seite 275.

Wer mit Recht aus der Gesellschaft sich losreisset 276

Grössere Kräfte werden dort im Schlafrock ausgeübet, als hier in allen unsern Stiefeln 277

Ein Professor kann die ununterbrochene Wachsamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die sich ein Weltmann der Gesellschaft angenehm macht 278

Die meiste Pedanterey findet man gar nicht in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit 279

Aber allenthalben und mitten in der Welt, wird man angerennt von juristischen und medicinischen Pedanten 279

Ertzpedanterey unserer Lesewelt 281

Comisches Verhalten unserer Lesewelt gegen Leute die Bücher schreiben 283

Meine Meinung über den Umgang mit Fürsten, Grossen, und Vornehmen 285

Viele Menschen sind nicht dahin gestellt, wo sie hingehören 290

In

In mancher Absicht halten sich die Vorzüge des Weltlebens und die Vorzüge des speculativen Lebens die Wage Seite 291.

Bey der größten Abneigung gegen die Menschen muß man sie doch nicht immer fliehen 294

Keinesweges will ich Misanthropie aussäen 295

Treuherzige Ermahnungen gegen den Ekel und den Abscheu, den in Deutschland der Adel vor dem Unadel, und der Unadel vor dem Adel hat 297

Wenn auch der allgemeine gesellschaftliche Umgang kein merkliches Vergnügen giebt, so giebt hingegen gänzliche Einsamkeit das höchste Misvergnügen, und den höchsten Schmerz 298

Wie man also leben soll 299

Etwas hat die Einsamkeit Vorzügliches, wegen des Muthes den sie erzeuget, und der Stärke die sie dem Charakter giebt 300

Das wechselseitige Verhalten des Adels und des Bürgerstandes in mancher deutschen Provinz erniedrigt den Menschen 302

Stärke des Charakters erlanget man zwar in der Einsamkeit, aber Geschicklichkeit zur Anwendung dieser Stärke doch nur in der Welt 304

Wohl=

Wohlbenutzte Einsamkeit macht indessen zu Weltgeschäften bisweilen nicht nur nicht unfähig, sondern wirklich geschickt Seite 305.

Aufschub ist der Tod der Geschäfte 306

Pitt 306

Ein Minister ist freilich auch ein Mensch 307

Und doch ist zuweilen Religion wahre Erhohlung für grosse Minister im größten Drange der Geschäfte 309

Ein Minister, der religiöse Einkehr in sich selbst mit Ministerialgeschäften verbindet, bleibt immer ruhig und Herr seiner selbst 310

Auch Menschen in geringern Ständen können immer ihre Musse zur Stärkung und Erhebung ihres Geistes und ihres Herzens benutzen 310

Es giebt eine Kraft zum Guten, die sich in der Einsamkeit wirklich auch viel besser erhält, als in der Welt 312

Zur Stärkung in der Religion hat darum Einsamkeit ihren unläugbaren Werth 312

Man=

Mancher Tugendkampf wird da vollendet, mancher edle Trieb wird da angefachet, mancher Versuchung wird da widerstanden 314

Alles zusammengenommen schadet Einsamkeit der menschlichen Gesellschaft blos durch ihren Misbrauch 315

Alle unläugbar üblen Wirkungen der Einsamkeit kann man zugeben, ohne daß dieß ihre wahren Vortheile nur im geringsten schmälert und vermindert. 315

Ueber das was Klopstock von der Einsamkeit sagt 316

Aeußerst einsam kann man leben, und doch deswegen nicht ohne alle gesellschaftliche Verbindungen seyn 316

So giebt es auch einen Umgang, der mit der eifrigsten Absonderung von dem Weltleben nicht im Widerspruche ist 317

Alle Vortheile ländlicher Einsamkeit kann man auch mitten im Stadtleben genießen 319

Also hat Einsamkeit unläugbare Vortheile, wenn man sie nur nicht misbraucht, und wenn man Ein-

Einsamkeit und Umgang vermischet, und abwechselt 322

Also liegt zwischen Welt und Einsamkeit die wahre Weisheit in der Mitte 323

Reflexionen über Mystik 324

Mystische Küsse 324

Wie cokette Damen zur Frömmeley hinüber kommen, am Seidenfädelein der Liebe 325

Kerle von ausschweifendem Dünkel, die hie und da viel Spuk und Geschrey von Mystik machen 327

Aechte Mystiker sind liebe Leute 327

Absicht der wahren Mystik 327

Fortschritte in der Mystik macht man nur auf zwey Wegen 328

Worinn alle ächten Mystiker übereinkommen 329

Worinn sie verschieden sind 331

Was die am weitesten gekommenen Mystiker sagen 332

Fenelon 335

Herr

Herr von Muralt Seite. 335
Mein Vater 336
Mystik war der Menschheit oft wahrhaftig nützlich 337
Mystische Weiber beugten den Stolz aller Theologen 341
Wahre Mystik war immer besser, als die gewöhnliche christliche Religion, wie man sie treibt 342
In wiefern Mystik im Auge der Philosophie ein tönendes Erz ist, und eine klingende Schelle 343
Von heiligen Windbeuteln, die sich des Morgens frühe blos für Freunde und Grundkenner der Mystik ausgeben, des Nachmittags für Naturtheologen, und des Abends, wenn sie besoffen sind, für Theosophen 345
Reflexionen über Möncherey 345
Mönche sind gewiß eben so gut als andere Menschen der höchsten Tugend fähig 346
Nicht alle Anachoreten waren Phantasten und Schwärmer 347
Manches ist uns unrichtig aus dem Leben der alten Mönche erzählet 349

Viele Heilige der Römischen Kirche waren unstreitig Menschen von der ersten Classe Seite. 351

Der Cardinal Borromäus war ein Heiliger voll Erhabenheit, und ein Mensch von beynahe übermenschlicher Kraft zu allem Guten 351

Mein lieber Landsmann, der Bruder Claus, war der ehrwürdigste von allen Einsiedlern die jemals gewesen sind 352

Die Klöster werden nur durch Misbrauch schädlich 355

Sie könnten auf sehr mannigfaltige Art nützlich werden 355

Wenn auch große Herren nicht in allen Dingen das Beste thun, so muß man doch immer dankbar seyn für das Große und Gute das sie thun 356

Lob der Karthäuser 357

Lob der Nonnenklöster 359

Immer wird der Aufenthalt eines Mönchsklosters erträglich, wenn es nur da nicht zu sehr von kahlen Dummköpfen wimmelt 363

Wie freylich eine junge Nonne ganz anders empfindet, als sie handelt und lebt 364

Wie

Wie ein calvinischer Philosoph Klosterregel und Klosterzwang vertheidigt Seite. 365

Lob einer Katze 367

Warum es mich oft gelüstet hat ein Mönch zu werden 368

Seelenruhe giebt es doch wahrlich auch im Kloster 369

Einigen Klöstern wünsche ich darum in jedem catholischen Lande eine ewige Dauer 370

Immer mögen die Herren Benedictiner in Bayern glauben, der heilige Vater Benedict habe ganz laut im Mutterleibe Psalmen gesungen 371

Angenehm ists doch, daß man ein Mönch werden kann, wenn man will 373

Schattenriß eines Mönchs, der mit krankem Herzen Seelenruhe im Kloster suchet 373

Mönche sollen immer große Beyspiele geben 376

Mönche überwinden ihre Geilheit, wenn sie vor ihren Altären nicht immer nach jeder schönen Heiliginn sehen, und bey der Conversation im Beicht-

Beichtstuhl nicht immer nach dem Halstuch der Sünderinn Seite. 377

Geistliche Betrachtungen werden zuweilen für das Fleisch gefährlich 379

Warum das Wort Keuschheit einer jungen, schönen, und äusserst keuschen deutschen Dame unausstehlich ist 379

Mönche werden sich weit besser befinden bey einer sanften Moral die man ausüben kann, als bey einer strengen die man nicht ausübt 379

An die Besserung des innern Menschen dachten die Mönche doch immer weniger, als an die Bereicherung ihrer Klöster 380

Von einem christcatholischen Heiligen, der für die Armen Schuhe umsonst machte, wozu er das Leder stahl 381

Das thierische Leben in Klöstern war eine unmittelbare Folge der allgemeinen Hochachtung für Klöster und Mönche 382

Die Benedictiner entwöhnten die deutschen Bauren vom Pferdefleisch, und lehrten sie Lateinisch beten 383

Aber

Aber eben solche Verdienste bereiteten allmählig ihren Verfall Seite. 383

Schon Basilius verfehlte seinen Zweck, als er die Mönche den Städten näher brachte 384

Dominik und Franz sind die Väter aller Bettelmönche, dieser grossen Umstürzer aller Religion, dieser Verwirrer aller gesunden Menschenvernunft 385

Franziskaner und Kapuziner stellen gotteslästerlich ihren halbklugen Vater Franz unserm Heiland an die Seite 386

Schnacksucht und Fuchsschwänzereyen der Söhne des seraphischen Vaters Franz 387

Ein dummer Einfall von Sanct Obereit, dem Weltüberwinder 387

Fette und saftvolle Franciskaner und Kapuziner machten gewöhnlich, in den Oesterreichischen Staaten, die Frau zur Heiliginn, und den Mann zum Hahnrey 388

Allgemeines Verhalten der Oesterreichischen Bettelmönche 389

Wie die Päbste sich durch die Mönche eine allgemeine Herrschaft erwarben über die Denkart aller Völker 394

Die Erziehung der ganzen Bayerischen Nation übergiebt man itzt wider den Mönchen. Seite. 398

Pourquoi et comment 399

Bayerische Mönchserziehung 401

Erudition der Herren Benedictiner 406

Bayerischer Benedictinerwitz 409

Abschaffung der Bettelmönche, ist in jedem catholischen Lande der erste Schritt zur Aufklärung des Bürgers, und des gemeinen Mannes 410

Ueberhaupt scheinen die meisten Orden, und die meisten Klöster keiner dauerhaften Verbesserung fähig 411

Das Wesentliche in der Religion ist den meisten Mönchen ganz unbekannt 415

Kaiser Joseph sprach, es werde Licht 416

Kaiser Joseph hat in seinen Staaten, in wenigen Monaten, mehr Licht verbreitet, als alle Schulen der Philosophen Deutschlands seit dem Kaiser Leopold 421

Kaiser Josephs Reformation macht alle fernere Religionsvereinigung überflüssig 423

Ewig

Ewig sind und bleiben wir vereinigt durch Toleranz; und kümmern uns nun weiter nicht, um alle etwa anders lautenden Urtheile catholischer, lutherischer, und reformirter Kaputzen Seite. 424

Beschluß 425

Ueber
die Einsamkeit.

Eilftes Capitel.

Vortheile der Einsamkeit für das Herz.

Ruhe der Seele ist das höchste Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewähret diese Ruhe, wenn man sich absondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle seine Ansprüche und Wünsche einschränket, allen Fügungen Gottes sich unterwirft, alles mit Gelindigkeit ansieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr höret, als das Fallen des Wassers von den Felsen herab,

das Säuseln erfrischender Winde, und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Wie reinigen sich unsere Gefühle, wenn die Stürme des Lebens vorüber sind, wenn alles verschwunden ist was uns härmte und drückte, wenn wir nichts mehr erblicken als Freundschaft und Frieden, Einfalt und Unschuld, Freyheit und Ruhe. Aber wäre auch das Herz nicht ruhig, so blutet es doch gerne im Stillen; um süsse Melankolie giebt man gerne alles übrige Erdenglück hin, die ganze Welt um eine einzige sanfte Thräne der Liebe.

Solches Glückes ist das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an allem wodurch wir die Seele erweitern, oder was sich in sanfte Bilder verschmelzt. Aber zu solchen Vergnügungen brauchen wir nicht immer grosse und lebhafte Kräfte; sie sind nicht nur Gemüthern zugetheilet die fein und scharf fühlen, und auf die eben darum alles Gute und alles Böse heftig wirket. Des reinsten

Glückes und der mildesten Ruhe sind auch Menschen von kalter Natur fähig, die nicht so weit und nicht so lebhaft denken, darum in starkem Ausdruck der Empfindung immer etwas Uebertriebenes sehen, und immer glauben, man sage Tausend anstatt Hundert. Nur muß man bey Vorstellungen die man diesen guten Leuten macht, die Farben nicht zu stark auftragen, nicht das helleste Licht zur schwärzesten Dunkelheit setzen; weil sie schon eben dadurch, daß sie das Uebel in der Welt weniger bemerken, auch fähig sind ihr Gutes ruhiger zu geniessen.

Grosse Glückseligkeit gleitet in der Einsamkeit durch die Imagination in das Herz. Der Anblick der schönen Natur reisset oft die Seele so ganz in sich, und spannet so ganz alle andern Gedanken ab, durch der Wälder mannigfaltiges Grün, die vorüber fliessenden Ströme, das sanfte Wehen des Windes in den Bäumen, den Gesang der Vögel, und die freye Aussicht ins Weite, daß diese Freyheit und diese Wollust alle Gedanken in Gefühle

verwandeln. In jeder Landgegend von gefälligem Anblick, neigt sich alles in uns zu sanften Empfindungen, und allmählig beynahe zu jedem guten Gedanken; und dieß alles durch den Zauber der Imagination.

Alles wird durch Imagination rührend und lieblich, wenn nur alles umher ruhig ist und frey. Ach wie leicht entsagt man rauschender Freude, und glänzender Geselligkeit, wenn uns deucht, in jedem Lüftchen wehe philosophische Melankolie. Ehrfurchtsvolle Schauer und süßes Entzücken, werden wechselsweise erreget, durch das schwarze Gehölze, durch das fürchterlich abhängende Felsengebirge, und durch jede prachtvolle und erhabene Erscheinung, vereinigt mit kleinen Aussichten in eine lachende Landschaft. Alle Wehmuth ist vorüber bey solcher ernsthafter und doch freundlicher Rührung, und alles löset sich auf in lieblich träumende Ruhe. Einsamkeit, und die Stille der ganzen Natur, heben dann jeden einfachen und edlen Gegenstand. Man empfindet alles tiefer,

unser Erstaunen ist lebhafter, so wie unser Vergnügen.

Längst war ich mit dem Erhabensten in der Natur bekannt, als ich zum erstenmal in meinem Leben einen Englischen Garten ganz nahe vor Hannover sah, und bald darauf noch einen weit grössern, eine Meile von da, in Marienwerder. Aber noch kannte ich die Kunst nicht, welche elende Sandhügel durch eine neue Art von Schöpfung in eine freundliche Landschaft verwandelt. Diese magische Kunst dringet so tief in die Seele. Mit dem reinsten dabey angebrachten Natursinn, erreget sie alle frohen Gefühle im Herzen, alles was durch Einsamkeit, ländliche Ruhe, und Absonderung von den Menschen befriedigt. Mit Thränen dankvoller Rührung erinnere ich mir einen Tag aus jenen ersten Zeiten meines Aufenthalts in Hannover, in denen kein anderes Gefühl in meiner Seele herrschte als die schwärzeste Melankolie, und das fürchterlichste Heimweh; ich kam in den kleinen Garten meines seligen Freundes, des Herrn

von Hinüber, vor Hannover, und weg war für diesen Tag mein Heimweh.

Der Zauber war mir neu. Noch wußte ich nicht, daß sich auf einer ganz kleinen Fläche, die Natur in solcher reitzender Mannigfaltigkeit und edler Einfalt darstellen läßt. Noch hatte ich nicht erfahren, daß man auf den ersten Blick, so weggerissen werden kann von allem was uns in der Stadt drückt, zu Arcadischer Wollust, und allen Gefühlen die uns des Lebens wieder froh machen. Noch segne ich den Tag, da ich dieß zuerst erfuhr.

Diese neue Vereinigung von Kunst und Natur, die man nicht in China sondern in England erfand, gründet sich auf den reinsten und richtigsten Geschmack für das Schöne in der Natur, und auf erfahrungsvolles und durchgeprüftes Gefühl der Wirkungen einer keuschen Phantasie in das Herz. Hirschfeld, dieser grosse Mahler der Natur, dieser sanfte und liebenswürdige Philosoph, der erste Deutsche der uns dieß alles durch seine Gartentheorie itzt lehret, ward dadurch einer der größten Wohlthäter Deutschlands.

Deutsch-

Deutschenglische Gärten giebt es freylich an manchem Orte, in denen man nie aufhören kann zu lachen, und auch dieß ist eine Wohlthat. Oder sollte man nicht lachen, wenn man Pappelnwälder sieht, die kaum hinreichend wären einen Ofen auf einen Tag einzuheitzen; Maulwurfshaufen, die man Berge nennt; in Lebensgrösse auf Eisenblech gemahlte Menagerien von wilden und zahmen Thieren, Vögeln und Amphibien; zahlreiche und erstaunende Brücken über Meere, die ein paar Hühner aussaufen könnten; hölzerne Fische auf Canälen, in die jeden Morgen das Wasser gepumpt wird? Dieß alles ist weit unnatürlicher als der ehemalige elende Geschmack (*). Aber führet mich dagegen, in dem Garten des Herrn von Hinüber in Marienwerder, jeder Blick zu

(*) Nemlich der Holländische. Denn der Enthusiasmus für das Neue, reisset mich doch nicht so weit hin, daß ich deswegen die Spuren des Edlen und Schauerlichen und Anmuthigen, in manchem uralten Französischen Garten verkenne.

Gott, jede Aussicht zu erhabener Ruhe; sehe ich von jeder Bank dort, in freundliche, immer abwechselnde, und immer neue Gartenscenen; bin ich niemals in Marienwerder gewesen, ohne daß meinem Herzen wohl ward: o so grüble ich nicht gerne nach dem was anders seyn könnte, als es ist; und lasse mir kein Vergnügen durch kalte Geschmacksmeister weglachen.

Bilder der Ruhe, sie mögen nun durch Geschmack und Kunst erschaffen, oder wirklich in der Natur vorhanden seyn, bringen durch die Phantasie immer Ruhe ins Herz. Umgiebt mich von allen Seiten und in den angenehmsten Gestalten, sanfter Frieden; ladet ein ländlicher Aufenthalt meine ganze Seele zu sich ein; heisset er jeden quälenden Gedanken schweigen; bezaubert mich eine liebenswürdige Einsamkeit allmählig und unvermerkt mit solcher Gewalt, daß alles in mir in Gutmüthigkeit, Wohlwollen, Liebe, und Zufriedenheit mit meinem Loos übergeht: so danke ich Gott für meine Einbildungskraft, die mir zwar

oft

oft mein Leben trübt, aber die mir doch immer in der Einsamkeit einen Fels finden läßt, auf dem ich mich halte, und mit stillerm Schauer denke an den überstandenen Sturm (*).

(*) Ueberaus schön drücket dieß ein neuer Französischer Schriftsteller aus: il n'est point d'ame sensible qui n'ait goûté, dans la solitude, ces instans délicieux où l'homme, écartant les prestiges du mensonge, rentre dans son propre coeur pour y chercher les étincelles de la vérité. Quel plaisir, après avoir été balloté pendant quelque tems sur la mer de ce monde, de se retirer sur un rocher paisible, pour y considérer en sûreté les tempêtes et les naufrages qui s'y succèdent! Heureux celui qui peut alors oublier un instant les vains préjugés dont son ame est remplie; les misères de l'humanité disparoissent à ses yeux, l'auguste vérité remplit son coeur d'une joie pure. Ce n'est que dans ces instans, et dans ceux qui précèdent la mort, que l'homme peut apprendre ce qu'il est sur la terre et ce que la terre est pour lui.

Ein grosser engländischer Lehrer des Erhabenen hat gesagt, Einsamkeit wirke beym ersten Anblick fürchterlich, weil Alles was den Begrif von Privation mit sich führet, fürchterlich und deswegen auch erhaben ist, wie zum Exempel ein leerer Platz, Finsterniß, Stille. In der Schweitz, und zumal bey der Stadt Bern, haben die Alpen von Ferne ein fast unglaubliches Ansehn von Pracht; aber ganz in der Nähe schien mir jedes Bild, das die Alpen in meiner Seele erregten, erhaben und fürchterlich. Durch eine Art von Grösse die an Unendlichkeit gränzet, wird zwar schon das Auge in einer weiten Entfernung bezaubert, wenn man die unabsehbare Reihe der Alpen in einer beständigen Stufenfolge grosser Theile der Schöpfung da stehen und glänzen sieht; aber eben die schönen hellen Farben der Alpen, mildern den Eindruck, und geben dieser ungeheuren Felsenmauer mehr Anmuth, als Erhabenheit. Ohne Schauer hingegen sieht kein empfindliches Gemüth zum erstenmal in der Nähe diese Gebirge, ihr ewiges Eis, ihre senkelrechten Abgründe, ihre finstern

Klüfte,

Klüfte, ihre herunterrauschenden Ströme, die schwarzen Tannenwälder an ihren Seiten, und die seit Jahrtausenden herabgestürzten Felsen an ihrem Fuß. Wie klopfte mir das Herz, als ich das erstemal auf dem kleinen schmalen Fußsteig diese erhabenen Einödden hinangieng, und immer neue Berge sah über meinem Scheitel, und Todesgefahr unter mir bey jedem Fehltritt. Aber wie bald erhebet sich auch da die Phantasie, wenn man sich alleine sieht mitten unter aller dieser Grösse der Natur, und dagegen an die ganze Kleinheit menschlicher Kräfte denkt, auf diesen Himmelshöhen an Monarchenschwäche.

Aus der Geschichte der Schweitzer kann man wissen, daß die Anwohner dieser Gebirge nicht Menschen von flacher Art, und kalter oder niedriger Empfindung sind. Kühnheit ist ihnen angebohren, Freyheit giebt ihrer Seele Flügel, sie zertreten Tyranney und Tyrannen. Aber Freyheit gedeyet eigentlich nur in den Alpen. Denn nicht alle Schweitzer sind frey; aber alle sind Frey-

heits-

heitsphantasten, alle in ihr Vaterland verliebt, alle danken Gott für ihren Frieden, der jeden ruhig wohnen läßt unter seinem Feigenbaum, und bey seinem Weinstock (*).

Ein zuweilen wildes, aber im Grunde doch immer gutmüthiges Volk, bewohnet die Einöden in den Alpen der Schweitz. Ihr rauher Himmel macht sie hart und derbe, und ihr Hirtenleben macht sie sanft. Ein Engländer hat gesagt, daß derjenige der den Donner in den Alpen nie gehöret, sich auch keinen Begrif machen könne von dem Getöse, der Wiederhohlung, und der Länge des am ganzen Horizont umherrollenden Donners in solchen Gebirgen (**); und darum halten wol die

(*) Der Landbau erwecket eine gewaltige Liebe für den Frieden, sagt Plutarch: jedoch behält man dabey allen nöthigen Muth um sein Eigenthum zu vertheidigen, und verlieret nur die Verwegenheit und Frechheit, die zur Befriedigung ihrer Habsucht andern das ihrige raubt.

(**) Mir war nicht nur das Getöse, die Wiederhohlung, und die schreckliche Länge des Donners in dieser

die Alpenbewohner, die nie bessere Häuser gesehen als ihre Hütten, und kein ander Land als die Alpen, die ganze Welt für ein rauhes stürmisches Arbeitsstück.

Das mag seyn. Aber wie der Himmel sich nach einem fürchterlichen Gewitter freundlich aufschliesset, so sind auch die Köpfe und Herzen der Schweitzer, wie ihr Himmel, abwechselnd wild und

diesen Gegenden auffallend, sondern noch mehr die entsetzliche, und jeden Augenblick Brand, Tod, und Verheerung drohende Menge von Blitzen. Nie vergesse ich einen kleinen Weg von einer halben Stunde, den ich von dem Nonnenkloster der Schwestern bey Allen Heiligen in der Auw, im Canton Schwyz, nach dem Kloster Einsiedlen zu machen hatte. Der ganze Horizont war im Feuer; ohne Aufhören wirbelte der Donner in einem Kreise um mich herum. Aber am meisten erstaunte ich über die fast unglaubliche Menge von Blitzen, die so schnell wie die Canonkugeln in einer Schlacht, auf meinem ganzen Wege allenthalben einschlugen.

und gütig; und dieß kann ich durch Geschichte und Thatsachen beweisen.

Einer dieser Alpenbürger, der General von Reding, aus dem Canton Schwyz gebürtig, hatte von Jugend an unter der Schweitzergarde in Paris und Versailles gelebt, stieg im Dienste des Königs in Frankreich bis zum Generallieutenant, und blieb dabey immer ein Schweitzer (*). Als vor

(*) Dieß bleiben sonst gewöhnlich die in Französischen Diensten stehenden Schweitzerofficiere nicht. Anstatt ihre Landessitten zu behalten, überschwemmen sie mit Frankreichs Sitten, Denkart, und Krankheiten, die Schweitz. Auffallend ist dieß zumal in Bern, wo man bon ton und Ehbrüche, Verachtung jeder häuslichen Tugend, Verachtung der Deutschen und ihrer Litteratur, Ueberzeugung Persiflage sey Witz, und eine fast unglaubliche Unwissenheit bey einer fast unglaublichen Suffisance, mehrentheils für eine Folge der Französischen Kriegsdienste hält. Erloschen ist, gewiß schon lange, der ächte alte Schweitzergeist, zumal bey den vornehmern, poliertern Schweitzern, und ihren Knechten. Man ver-

vor ungefehr zwanzig Jahren, Frankreich eine neue Einrichtung für die Schweitzertruppen in seinen Diensten machte, glaubte man in dem Canton Schwyz, verfiel daher durch das Beyspiel der Schweitzergesellschaft in Schintznach, auf einen Gedanken, der vielleicht bey den künftigen Generationen dieses Uebel nicht nur in seiner Wurzel vertilget, sondern dann auch allmählig in der ganzen Schweitz, jenen todten Geist vielleicht wieder anfachet. Alle Jahre versammeln sich itzt, eine grosse Menge Officiere in der Stadt Sursee, um den Tag der im Jahre 1386, nicht weit von dort, bey Sempach von den Schweitzern gegen den Herzog Leopold von Oesterreich und seinen Adel gewonnenen Schlacht zu feyren. Den neunten Julius 1784 war diese Versammlung überaus zahlreich, und zumal die Anzahl der in Französischen Diensten stehenden und gestandenen Generale und Stabsofficiere beträchtlich. Officiere zwischen zwanzig und siebenzig Jahren, beyder Religionen, giengen Arm in Arm umher, bey diesem herzlichen Nationalfeste. Ihren Wein tranken sie zwar nicht aus den Schedeln der dort herum größtentheils begrabenen sechshundert und sechs und sieben-

Schwyz, diese Einrichtung sey den alten Freyheiten und Vorrechten nachtheilig, und ward böse über die Neuerung, und schob die Schuld auf den General von Reding. Die Gemahlinn des

Ge-

siebenzig deutschen Edelleute; aber die Officiere aus Basel brachten Wein mit, von dem Sanct Jacobs Kirchhofe. Man weiß, daß im Jahre 1444 der Ueberrest von vierzehnhundert Schweitzern, die eine Armee von beynahe vierzigtausend Franzosen angriffen, auf diesem Sanct Jacobs Kirchhofe, noch so lange sich wehrten, bis sie beynahe alle todt an der Erde lagen; denn von diesen vierzehnhundert Männern entgiengen nur sechszehn dem Tode, und diese erklärte man durch die ganze Schweitz, von Obrigkeits wegen, für ehrlos. Bey dem Einschenken des Weins, ward die Geschichte von jenem schönen Tage erzählet; und als alle gegenwärtigen Officiere die Thränen in den Augen hatten, standen sie auf, umarmten sich alle, und schwuren dem Vaterlande, zur Erhaltung einer so theuer erfochtenen Freyheit, die nemliche Treu, und den nemlichen Muth.

Generals, die im Lande wohnte, ließ indessen werben. Aber die Französische Trommel war nun einmal im Canton Schwyz verhaßt, und man sah mit Unwillen die weisse Cokarde auf dem Hute eines biedern Schwyzers. Das Werben ward der Generalinn, durch den Magistrat verboten, um das Volk während dieser Gährung nicht zu empören. Sie verlangte eine schriftliche Urkunde des Verbots; aber der Magistrat hatte noch nicht Muth, zu diesem öffentlichen Schritte gegen Frankreich; und die Generalinn ließ immer werben. Nun entbrannte das Schwyzervolk, gegen das freche Weib. Man versammelte eine Landsgemeinde, und die Frau stand vor den viertausend Männern. Die Trommel, sprach sie, wird nicht schweigen, bis ihr mir ein schriftliches Landesverbot zustellet, das meinen Mann am Hofe rechtfertigt, da seine Leute nicht vollzählig sind. Man gab ihr nun das Verbot, und befahl zugleich dem General, für das Interesse seines Vaterlandes am Hofe zu eifern, und zu arbeiten. Bessere Nachrichten von Paris, erwarteten nun zwar die Män-

ner von Schwyz; aber es erfolgte das Gegentheil. Nun schryen solche, die Ansehen und Glauben hatten: die neue Einrichtung setze Religion und Freyheit (*) in Gefahr. Dieß verwandelte bey dem gan-

(*) Religion und Freyheit, sind das Losungswort in den democratischen Cantonen der Schweitz, aber kommen beyde in Collision, so muß die Religion weichen. Zwey Bauren im Canton Schwyz hatten sich einst in einem Gezänke so geschlagen, daß der eine darüber in wenigen Tagen starb. Natürlicher weise sagte diesem der Priester, der ihn zum Tode bereiten wollte, er müsse seinem Feind und Mörder vergeben. Das thue ich nicht, erwiedert der Bauer! So kommst du nicht in den Himmel, versetzt der Priester. Das thut nichts, sagt der Bauer, ich verzeih ihm nicht! Willst du denn in die Hölle, fragt endlich der Mann Gottes, etwas zornig? Der Sterbende raffet, noch einige Augenblicke vor seinem Tode, alle seine Kräfte zusammen, richtet sich auf, schlägt auf die Brust, und sagt: „ich bin ein freyer Schwyzer, ich kann hin wo ich will!“

ganzen Volke, Unwillen in Wuth. Landsgemeinden wurden versammelt, aller Dienst ward öffentlich dem König in Frankreich aufgesagt, öffentlich ward der Bund von 1715 aus den Landesbüchern herausgerissen, und bey Verlust des Vaterlandes ward dem General von Reding befohlen mit seinen Soldaten heim zu kommen. Vom Könige erhielt Reding, für sich und sein Regiment die Entlassung, und sie kamen alle heim. Reding marschirte ein, an der Spitze seines Volkes, zu Schwyz dem Hauptorte des Cantons, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele. Der Zug gieng nach der Kirche. Reding stellte da seine Fahne neben den hohen Altar, kniete nieder, und dankte Gott: Dann nahm Er Abschied von seinen Soldaten, die mit Ihm weinten; ließ ihnen alle Schulden nach, und schenkte ihnen ihre schöne Mondirung und Armaturen. Also hatte man nun den Mann, von dem das ganze Land glaubte: Er sey ein Meineidiger, und ein Verräther; Er habe am Hofe zu Versailles die neue Einrichtung begünstigt; Er habe mitgeholfen dem Vater-

lande den Todesstich zu geben! Die ergrimmte Landsgemeinde versammelte sich. Reding ward aufgefodert den ganzen Hergang zu erzählen, damit man recht wisse, wie man nun mit Frankreich stehe; damit nun alle Verbrechen des Landesverräthers klar werden; und damit ihm Gnade widerfahre, oder Recht. Daß itzt alle Rednerey an den erhitzten Felsenstirnen abprellen würde, wußte Reding sehr wohl. Also sagte er kurz, und trocken: der Hergang sey jedermann bekannt, und Er sey unschuldig, so wohl an der neuen Einrichtung, als an seiner Abdankung. Also will Er nicht bekennen, der Landesverräther, man hänge ihn auf, am nächsten Baume; man zerhaue ihn gleich hier zu Stücken! So schrie von allen Seiten die Wuth, und das Getöse ward wiederhohlet aus dem Munde von viertausend Menschen. Reding blieb still. Ein Trupp tobender Bauren stieg auf die Bühne, wo Er beym Magistrat stand. Es regnete. Ein Jüngling, der Redings Taufpate war, hielt einen Schirm über seinem Haupt; ein Rasender zerschmetterte

diesen Schirm mit einem Prügel: unter freyem Himmel soll Er stehen, der Missethäter! Den Schirmträger ergriff die Wuth auch. Das hab ich nicht gewußt, daß mein Taufzeuge ein solcher Landsschelm ist; itzt muß ichs glauben; einen Strick her, damit ich ihn erwürge! Die Raths-glieder schlossen einen Kreis um den General, und flehten ihn mit aufgehobenen Händen: Er möch-te um Gottes Willen hervortreten, und um sein Leben zu retten, doch gestehen: Er habe vielleicht in Versailles nicht hitzig genug gegen die Neue-rungen geeifert, er habe also hierin gefehlt, und er biete zur Strafe alle seine Güter an, wenn man dafür nur seines Lebens schone! Itzt trat Reding hervor aus dem Kreise, langsam und ernst, winkte Stille mit der Hand; und die gan-ze Landsgemeinde ward plözlich still. Alles horch-te entgegen dem reumüthigen flehenden Sünden-bekenntniß, und in mancher Brust stieg die Hoff-nung auf, vergeben zu können! Da sprach der General: Ihr wisset, liebe Herren und Mitland-leute, daß ich zwey und vierzig Jahre dem Kö-

nig in Frankreich gedient. Ihr wisset, und viele unter euch, die mit mir waren, sind dessen Zeugen, wie manches mal ich dem Feinde entgegengieng, und wie ich vor ihm stand in mancher Schlacht; jeden dieser heissen Tage hielt ich für den letzten meines Lebens. Aber hier, vor dem Angesicht des allwissenden Gottes, der mich höret und der unser aller Richter ist, bezeuge ich Euch, daß ich an keinem dieser Tage mit dem ruhigen, frohen, schuldlosen Gewissen in die Schlacht gieng, mit dem ich heute in den Tod gehen will, wenn ihr mich darum umbringen wollt, weil ich keine Untreu bekenne, die ich nicht begangen! Die Würde mit welcher der General sprach, und der Strahl der Wahrheit der ihn dabey umglänzte, besänftigte die Landsgemeinde, und Er war gerettet. Aber bald nach diesen Tagen zog Er mit seiner Gemahlinn aus dem Lande. Sie gieng nach Uri, in ein Nonnenkloster; Er gieng in eine Felsenhöhle, und lebte da, ein paar Jahre, als Eremit. Indessen verrauchte der Rausch im Lande. Reding kehrte zurück, vergaß

Alles, half und war dienstfertig überall. Das ganze Land erkannte seine Rechtschaffenheit, bereute die gegen Ihn begangenen Fehler, und um ihm Alles zu vergüten, machte man ihn zum Landamman, das ist, zum Ersten im Lande; und, was äusserst selten geschieht, man bestätigte ihn zum dritten mal in dieser Würde.

Wild und gütig ist also das Hirtenvolk in den Alpen der Schweitz. Einsamkeit und Phantasie giebt ihm seine Bildung. Es ist wechselsweise gewaltthätig, und freundlich, wie sein Clima. Aber ich gestehe auch, daß ich doch lieber Eremit im Urnerlande seyn wollte, als Landamman zu Schwyz.

Macht aber der beständige Anblick erhabener Wildheit in den Alpen, vielleicht die Schweitzer rauh, so gewinnt dann doch das Herz, auch da wie in allen Ländern der Welt, Sanftheit und Güte im Genusse ländlicher Ruhe, und beym Anblicke stiller Schönheit. Engländer haben gesagt, die Majestät der Natur in der Schweitz, sey zu

groß und zu erhaben für den Pinsel von irgend einem Mahler. Aber zu welchem Genusse, ladet dann auch die Schweitz ein, auf ihren romantischen Hügeln, in so manchem lieblichen Thale, an den Ufern von so manchem spiegelhellen See (*); und

(*) Es war mir angenehm und erfreulich, in den Briefen über die Schweitz des Herrn Professor Meiners zu sehen, mit welchen liebenswürdigen Empfindungen dieser Philosoph, am Ufer des Bielersees gieng und saß, und wie die verschiedenen Eindrücke seine Seele in die süsseste Stille einwiegten, und gleichsam auflösten.

„Wenn ich ermüdet bin, schrieb Herr Meiners „an seinen Göttingischen Freund, oder auch Lust „habe, die mich umgebenden Gegenstände genauer „zu betrachten, so setze ich mich auf die erste die „beste Terrasse oder Mauer eines Weinberges hin, „zwischen denen man fast beständig durchgeht. Das „thue ich niemals, ohne daß ich nicht eine unbe„schreiblich süsse Gemüthsruhe empfinde. Als ich „das leztemal hieher gieng, sank die Sonne schon „gegen halb sechs Uhr hinter den Gipfel des Jura „hinab. Die dunkeln Tannen, die auf einer ge„wissen

und wie liegt da jede Schönheit Schweitzerischer Natur dem Auge näher, und erscheint in ihrer ganzen liebenswürdigen Blüte. Behagt dir der Anblick der Eiche, oder der Ulme, oder irgend eines der hochstämmigen Bäume der Wälder nicht; findest du diese Bäume nicht schön, sondern ehr=

„wissen Höhe des Berges ganz allein wachsen, die „hellern Eichen, die ihnen folgen, die noch hellern „Weinberge, zwischen welchen ich saß, und endlich „ein beträchtlicher fast immer vergrössernder Ab= „schnitt des Sees, waren im Schatten; der grös= „sere Theil des Sees hingegen, das entgegengesetz= „te Ufer, Nidau und Biel, und zuletzt die Schnee= „berge, waren noch alle von der Sonne erleuchtet. „Ueber mir hörte ich das Geläute des Viehs, das „in mir allemal angenehme Arkadische Bilder auf= „weckt, und von unten tönten mir Stimmen von „Arbeitern und Fischern, deren Nachen ich mit den „blossen Augen kaum entdecken konnte, und dann „das sanfte beruhigende Plätschern des Sees, der „seine nicht einmal sichtbaren Wellen an das steile „Felsenufer rollte.“

würdig und majestätisch: o so bleibt dir doch die zarte Myrte, der Mandelbaum, der Jasmin, der Granatbaum, und der Traubenberg. Bedenke daß in keinem Lande der Welt, die Schönheiten der Natur reicher an Mannichfaltigkeit sind, als in der Schweitz; und daß die Landschaft um Zürich und der Zürchersee, dem angenehmsten unter allen Sängern der Natur, dem unsterblichen Geßner, seine Idyllen eingaben!

Erhabene Natur hebt, erschüttert, und schwellt das Herz, und insofern wirkt sie feyerlicher auf die Phantasie, als sanfte ländliche Schönheit, so wie die Nacht auch mehr Feyer und Erhabenheit hat, als der Tag. Kommt man von Frascati nach dem kleinen klaren See Nemi, der in einem sehr tiefen Grunde liegt, rund herum von Bergen und Wäldern so umschlossen, daß nie ein Wind seine Oberfläche bewegt, so sagt man allerdings mit dem Englischen Dichter: hier sitzet schwarze Melankolie in Todtenstille und fürchterlicher Ruhe, ihre schauerichte Gegenwart macht die schönste Na-

tur

tur traurig, beschattet jede Blume, und schwärzt jeden grünen Platz. Aber, wie öfnet sich die Seele, wie wird alles in ihr heiter und frey, wenn man in dem Garten eines Kapuziner-Klosters, nicht weit von Albano, grade vor sich her, zuerst den kleinen melankolischen See liegen sieht, mit allen Bergen und Wäldern die ihn umgeben, und das Kasteel von Gandolfo; aber dann, zur einen Hand, Frascati mit allen seinen Landhäusern; zur andern, das schöne Städtchen Albano, Dorf und Schloß la Riccia, und Gensano, auf ihren Traubenhügeln; über diese hinweg, eine ununterbrochene Aussicht in die Campagna; in der Mitte derselben, Rom mit seiner Peterskirche; und endlich, am Ende von diesem Allem, die Hügel von Tivoli, die Appeninischen Gebirge, und das mittelländische Meer (*).

So

(*) Eine deutsche Dame von hohem poetischen Geiste, machte ihrer schwachen Gesundheit wegen, eine Reise nach Italien. Ihre Kräfte vermehrten sich von Tag zu Tag. Aber als sie in die hier beschriebene

So wirket jede erhabene, und jede schöne Aussicht, auf verschiedene Weise in das Herz, bald schreckhaft und schauerigt, bald sanft und liebevoll, und mit der edelsten Ausbreitung, und immer durch erhöhtes Selbstgefühl.

Aber man darf sich, um solche Gefühle im Herzen zu erregen, nicht hinzaubern lassen nach den einsamen Oertern der Schweitz und Italiens. Jeder Deutscher, der auch nicht, wie Kleist, auf die poetische Bilderjagd geht, sondern nur geruhig mit seiner Büchse durch die Berge schlendert, wird erfahren, wie viel der Anblick der Natur durch die Imagination in das Herz vermag. Wirft er sich auch nicht in die Unermeßlichkeit aller Wesen, um sie durchzudenken, und durchzusichten; glaubt Er, mit seiner Büchse, auch nicht Herr und Meister der Natur zu seyn, und Schöpfer und Zerstörer; hat

bene Gegend von Albano kam, wollte sie für ihre geistreichen Reisegeferten, das Entzücken das ihr diese Aussicht erregte, in Worte fassen, verlohr die Stimme, und blieb für einige Tage sprachlos.

hat Er da auch nicht Aussichten wie Lavater, und Visionen wie Rousseau: so giebt ihm doch der Anblick jeder anmuthigen Gegend, die beständige Abwechslung neuer Hinblicke ins Freye, die frische herrliche Luft, der schöne Himmel, der Jägerappetit, ein Gefühl von Gesundheit, daß ihm jeder Schritt zu kurz deucht (*). Die Entfernung von

(*) Ein junger liebenswürdiger Hannöverischer Beamter, erwartete seit einigen Jahren, unter den schrecklichsten Qualen der Hypochondrie, seinen Tod. Seine Leber war so verstopft und groß, daß sie ihm die Rippen heraustrieb, und ihm daher immer den Gedanken erregte, er habe da ein Geschwür, das ihn tödten werde sobald es platze. Ich versuchte vieles zu seiner Erleichterung, mit wenigem Erfolge. Andere geschicktere Aerzte versuchten das Ihrige, eben so unglücklich wie ich. Endlich kam dieser bedaurenswerthe junge Mann nach Hannover, und sagte mir: nun möge ich ihm das Härteste rathen was mir einfalle, es koste was es wolle; auf der Stelle werde Er meinen Rath befolgen, denn er leide täglich Todesqual! Ich rieth ihm, gleich von

von allem was ihn an seine Abhängigkeit, sein Haus, sein Amt, und seinen Dienst erinnert, giebt ihm eine gewisse Kühnheit im Denken, einen Ge-

von Hannover, nach dem Pfeffersbade in Graubündten zu reisen, und da, nach Landesart, den Brunnen und das Bad zu gebrauchen. Er reiste hin, blieb sieben Wochen in Pfeffers, badete sich daselbst, gemeinschaftlich und mitten unter einigen hundert Schweitzerischen und Italienischen Herren und Damen im gleichen Bade, täglich acht Stunden; und trank dabey, jeden Morgen, fünf und dreissig große Gläser Pfefferswasser. Unter dieser Cur bekam er über den ganzen Leib einen brennenden Ausschlag. Er ward über und über steif, wie Eichenholz, und vermochte nicht zwey Schritte, ohne die größten Schmerzen, zu gehen. Aber kaum war dieser Ausschlag abgeschilfert, so erfolgte, nach der siebenten Woche, die vollkommenste Gesundheit, und die höchste Kraft. Mein krankgewesener Hannoveraner, gieng nun nicht mehr, er flog beynahe, über Gebirge die wenige Schweitzer hinanklettern. So kam er nach Genua und Turin; und im fünften Mo-

Gedankenrausch, in dem er mit reitzenden Bildern sich umgeben sieht, in dem sein Herz trunken ist von angenehmer Empfindung.

Mit einer schönen Imagination wäre man in einem dunkeln Kerker glücklicher, als ohne Imagination in der herrlichsten Gegend. Aber auch ohne diese glückliche Imagination wirket doch die blosse Stille des Landlebens, nur der Anblick der Heuerndte, Wunder der Ruhe im Herzen. Ach wie oft ist die Glut der Freude in weiblichen Herzen verloschen, und doch erfährt die gute leidende Seele, was der zauberische Anblick der Freuden des Landmanns vermag, und wie leicht man sich mit ihm freuet; mit welcher Freyheit, mit wel-

Monat trat Er, mit der schönsten Gesichtsfarbe, vollkommen gesund, freudig, und rasch, in meine Stube in Hannover. Als er mir die Leichtigkeit seiner Glieder, nach der Cur in Pfeffers beschreiben wollte, bediente Er sich jener Worte, die ich nie vergesse, und die ich deswegen auch hier aufhebe: jeder Schritt schien mir zu kurz!

welcher Offenheit, mit welcher Milde sie ihm die Hand giebt, und seine treuherzigen Reden höret; wie bald ihr dann wieder alles um sie her interessant und liebenswürdig wird; wie ihre geheimsten Sympathien sich dadurch erhöhen, ausbreiten, verfeinern. Freuden giebt es auf dem Lande für Seelen, die in der Stadt nicht mehr wissen was Freude ist.

Aus entfernten Meeren und Welttheilen kam ein Französischer Officier zurück in sein Vaterland, und sagte: nur auf dem Lande geniesset man die Güter des Herzens, sich selbst, seine Frau, seine Kinder, seine Freunde. In allen Stücken hat darum das Land einen grossen Vorzug vor den Städten. Dort ist die Luft rein, die Aussicht lachend, das Gehen sanft, das Leben leicht, dort sind die Sitten einfach, und die Menschen besser. Dort entwickeln sich die Leidenschaften ohne jemanden zu schaden. Wer die Freyheit liebet, hängt dort von nichts ab, als von dem Himmel. Der Geitzhals empfängt da sich immer verneuende Geschenke.

schenke. Der Krieger kann jagen, der Wollüstige Gärten pflanzen, der Philosoph hat den besten Stof zum Denken in der Nähe. Ach wie rührend sagt dieser gefühlvolle Französische Officier, in dieser schönen Stelle seines Buches, mir so ganz aus dem Herzen: die Felder meines Geburtsortes würde ich allen übrigen vorziehen, nicht weil sie die schönsten sind, sondern weil ich da erzogen ward. Der Aufenthalt unsers ersten Lebens hat einen verborgenen Reitz, einen rührenden, unerklärbaren Zauber, den kein anderes Glück uns schenket, kein ander Land uns ersetzet. Wo sind die Spiele der zarten Jugend, jene geschäftigen Tage ohne Vorsorge und ohne Gram? Der Fang eines Vogels erfüllte mich mit Freude. Welche Lust empfand ich, einem Feldhuhn zu liebkosen, mich von seinem Schnabel necken zu lassen, in meiner Hand sein Herz schlagen, und seine Federn schauern zu fühlen! Glücklich ist, wer den Ort seiner ersten Liebe wieder findet, wo dann alles von ihm geliebet ward, und wo ihm dann alles liebenswürdig schien; die Wiesen wo

er herumlief, der Obstgarten den er plünderte!

Solche innige Gefühle erwecket für das ganze Leben, das Andenken unsers Aufenthaltes auf dem Lande, und unsers Herumirrens in den Einsamkeiten unsers Vaterlands. Aber auch in jedem Alter, und in jedem fernen Lande, wird unter jedem schönen Baume, im Stillen und Freyen die entzückte Seele mit den Worten des Predigers ausrufen: wie selig ist nicht da, jedes innige reine Gefühl der Menschheit, dieser stille Genuß von wahrer, innerer, ganz von äussern Dingen unabhängiger Vollkommenheit und Würde! Wie viel seliger als jede Theilnehmung an dem betäubenden Geräusche, an dem blendenden Schimmer der grossen Welt! Wie viel unschuldige, edle, menschliche Empfindungen erwachen und äussern sich da, die bey dem gewöhnlichen Gewirre von Geschäften und Zerstreuungen in dem Innersten der Seele schlummern, und vor dem Spotte und dem Gelächter des Leichtsinnigen und des Boshaften sich scheuen!

O mein Zollikofer, auf dem Lande und in dem häuslichen Leben habe ich gefühlet, was du von deiner Kanzel in Leipzig, nicht mit hölzerner und viereckter Theologie, sondern in der wahren Sprache des Herzens sagtest: der Geschäftsmann vergesse da seine verwickelten Geschäfte, schütte da seine Sorgen, wenn er sie auch nicht ganz zu verbannen weiß, in den Busen seiner Vertrauten. Von ihnen werde er da getröstet, und ermuntert. Da erweitere sich wieder sein Herz. Da erheitere sich wieder sein Angesicht. Da entfernen sich Kummer und Sorgen, bis er wieder neue Kräfte gesammelt, sie zu ertragen, oder ihnen abzuhelfen. Hier breche der Gelehrte den Faden seiner mühsamen Untersuchungen ab, und trete aus dem Labyrinthe heraus, und finde oft im Genusse der Unschuld, und der edlen Einfalt der Seinigen, mehr Wahrheit und mehr Beruhigung, mehr Nahrung für seinen Geist und sein Herz, als in aller Gelehrsamkeit und Kunst. Hier erhalte jeder den Beyfall und das Lob, die er verdienet, und erhalte sie von Personen, deren Beyfall und Lob

alles bey ihm gelten. Hier werde der Niederge=schlagene aufgerichtet, der Fehlende zurechte gewiesen, der Träge ermuntert, der Aengstliche beruhigt, und nach und nach verbreite sich Zufriedenheit über Alle.

Eine Art von süsser Melankolie, befällt uns zwar bisweilen, im Schoße ländlicher Ruhe, beym Anblick aller Schönheit der Natur. Zu lauter Freude sind wir alsdann nicht gestimmet; aber deswegen geniessen wir nur besser jeden freundlichen Ruheplatz, jeden holden Schatten. Nicht ohne grosse Vortheile für das Herz, ist sogar das köstliche Nichtsthun der Italiener, die unter ihrem schönen Himmel arm sind, aber nie elend; deren weiches Clima, fruchtbarer Boden, friedsame, religiöse, und zufriedene Gemüthsart, Ersatz ist für Alles. Ein vortreflicher und mir sehr werther Engländischer Reisebeschreiber, der Doctor Moore, sagt: die Italiener seyen die größten Faulenzer in der Welt; aber indem sie auf ihren Feldern spatziren, oder ausgestreckt im Schatten lie=

liegen, geniessen sie die Heiterkeit und frohe Wärme ihres Himmels, mit einer ihnen ganz eigenen Seelenschwelgerey. Sie rennen nie in die frechen Ausschweifungen der Britten, nie zeige sich bey ihnen das lebhafte und lustige Wesen der Franzosen, oder das unüberwindliche Phlegma der Deutschen. Das Italienische Volk äussere eine Art von sittsamer Empfindlichkeit für jede Quelle des Genusses, und schöpfe vielleicht einen höhern Grad von Glückseligkeit daraus, als alle übrigen Menschen.

Romanhaften Empfindungen und Gefühlen entgeht man, bey dieser sanften Entfernung von allem was uns härmet und quälet, vielleicht nicht ganz; und dieß hat bey vielen Nachtheilen auch eine schöne Seite. Es mag seyn, daß romanhafte Grübeleyen uns in die Nachbarschaft verbotener Gegenden leiten; daß sie uns auf einen gefährlichen Boden hinstellen; daß sie meistentheils mit dieser oder jener bösen Leidenschaft im Zusammenhange sind, und vielleicht eine schwindelnde

und leichtsinnige Art zu denken bey uns nähren; daß sie auch zuweilen die Seele ungeschickt machen mit Eifer und Thätigkeit vernünftigen Bestrebungen sich zu ergeben, oder an mässigen und einfachen Entwürfen des Lebens Genüge zu finden; daß anch die Seele von jener idealischen Welt in der sie zu verweilen sich verstattet, zu dem Umgange mit Menschen nicht ohne Widerwillen zurückkehret, vielleicht gar abgeneigt wird des Lebens gewöhnliche Pflichten zu erfüllen, und unfähig die Freuden desselben zu geniessen. Aber romanhafte Empfindungen und Gefühle machen fürwahr nicht immer unglücklich, denn leider so zufrieden als man zuweilen im Lande der Einbildung ist, wird man doch nie im Lande der Wirklichkeit.

Rousseau las in seiner Kindheit eine grosse Menge Romanen, und entsagte durch die daher entstandene Liebe eingebildeter Gegenstände, und die Leichtigkeit sich damit zu beschäftigen, Allem was ihn umgab. Daher blieb ihm auch von die-

ser Zeit an, bis in sein spätestes Alter, der Geschmack für die Einsamkeit, dieser dem Ansehen nach so trübsinnige und menschenfeindliche Geschmack, von dem Er doch glaubte, daß er von einem zu liebreichen, zu liebenden, zu zärtlichen Herzen herrühre, das nur aus Mangel ähnlicher Gesinnungen bey andern sich gezwungen sieht von Erdichtungen zu leben.

Wanderungen der Einbildungskraft giebt es genug in der Einsamkeit, die dem Herzen wohlthun, ohne ihm oder dem Verstande zu schaden. Allenthalben wo ich gewesen bin, fand ich jemand, an dem mein Herz im Stillen hängt. Ach wenn meine ältesten Schweitzerischen Freunde wüßten, wie oft sie mich itzt in schlaflosen Nächten unterhalten; wie keine Entfernung und keine Jahre in meiner Seele auslöschen, was sie mir in meiner Kindheit, in meiner Jugend, und in meinem männlichen Alter gewesen sind; wenn sie wüßten, wie viele gegenwärtige Traurigkeit, wie manches Ungemach des Lebens, ich bey diesem süssen Zu-

rückstaunen vergesse: so würden auch sie vielleicht sich freuen, daß ich in der Einbildung noch immer mit ihnen lebe, ob ich gleich in der Wirklichkeit für sie todt bin.

Keinen Einsamen halte man darum für unglücklich, dessen Herz noch irgend ein edles und freundliches Gefühl erwärmt. Es ist doch sonderbar, daß man glaubt, ein Einsamer zehre ab, strotze von schwarzer Galle, fresse sein Herz, indem er unaussprechliche Wollust geniesset. Den guten Rousseau hielten die Franzosen für einen düstern Kautz. Das war er in einem grossen Zeitraum seines Lebens nicht. Er war es zuverlässig nicht, als er an den Herrn von Malesherbes, Sohn des Kanzlers von Frankreich schrieb: ich kanns nicht aussprechen, wie ich gerühret war, als ich sah, daß Sie mich für den unglücklichsten unter allen Menschen halten. Das Publicum wird eben so urtheilen, wie Sie, und auch dieß betrübt mich. Ach wäre doch das Glück, das ich geniesse, allen Menschen bekannt! Jeder

wür=

würde eben so glücklich seyn wollen als ich, und der Frieden würde auf Erden herrschen; dann dächten die Menschen nicht mehr einander zu schaden, und keiner mehr unter ihnen wäre böse, wenn keinem mehr daran gelegen wäre es zu seyn. Aber was genoß ich denn auch, wenn ich alleine war? Ich genoß mich selbst, die ganze Natur, alles was ist, alles was seyn kann, alles Gute der sichtbaren Welt, und alles was man sich einbilden kann von der intellektuellen Welt. Ich versammelte alles um mich her, was meinem Herzen wohl that. Mein Verlangen war der Maaßstab meines Vergnügens. Niemals kannte der größte Wollüstling solche Wollust; ich genoß hundertmal besser meine Einbildungen, als Er seine Wirklichkeiten.

Seelenschwelgerey ist dieß freylich; aber wer schwelgt nicht lieber mit Rousseau als mit euch? Wer entsagt nicht gerne, der Leerheit aller eurer Glückseligkeiten, eurer Urbanität und eurem Tobacksrauch, euren Spieltischen und euren Vorurthei-

theilen? Wer sucht nicht lieber ein zufriedenes Gemüth und ein ruhiges Leben, in seinem Hause, in der einfältigen Natur, im Walde, an der stillen See? Wer strebet nicht lieber nach Vergnügungen, die das süsseste Andenken hinterlassen, die so rein sind, so rührend, und so entfernt von euch?

Hirtenlieder sind auch Einbildungen, aber von der mildesten Art, und wie mir deucht, der höchste und reinste Ausdruck ländlicher Glückseligkeit. Im Stillen, wo die Seele sich ganz entbunden glaubt von allem was sie in Städten peinigt und drückt; wo sie frey ist von allen erkünstelten Bedürfnissen, bey deren Sättigung man sich eben so unglücklich fühlet, als wenn man ohne Hofnung darnach strebt; wo sie nichts liebet als die Natur, und an nichts Geschmack hat, als an ihrer Reinheit und Einfalt: da wohnet Glückseligkeit. Sieht und höret man nichts mehr von allem was uns schmerzet, lebt man in Liebe und Unschuld mit Wenigem vergnügt, mit allem zu-

frie-

frieden, so lebt man ja in den goldenen Zeiten der Dichter, deren Verlust ihr mit Unrecht bedauret. Liebe und Ruhe, und Geschmack an reiner Natur, waren nicht blos den Haynen von Arcadien eigen. Ihr lebt alle in Arcadien wenn ihr wollt. Tage voll Herzensgenuß, und unschuldige Freuden, finden sich auf jeder beblümten Wiese, an jeder crystallenen Quelle, unter jedem schattigten Baume.

Pope leitet den Ursprung der Dichtkunst von dem Zeitalter her, das unmittelbar auf die Schöpfung folgte. Das erste Geschäft des Menschen war die Sorge für seine Heerden, und also waren auch Hirtenlieder vermuthlich seine ersten Gedichte. In der Musse ihrer schönen Tage, suchten diese Hirten auch wol einigen Zeitvertreib, und in ihrem einsamen Leben war wol keiner so schicklich wie Gesang; und in ihren Liedern nichts natürlicher als das Lob ihrer Glückseligkeit. Dieß führte wahrscheinlich, wie Pope glaubt, zur Erfindung der Schäfergedichte, dieser Abbildungen

jener

jener stillen und glücklichen Zeiten, durch die man die Liebe alter Tugend hervorrufen wollte, um sie seinen Zeitgenossen zu empfehlen.

Glückseligkeit theilet sich mit, durch solche Phantasieen, und man segnet den Dichter der in seiner Glückseligkeit andere eben so glücklich machen wollte, als sich selbst. Sicilien und Zürich erzeugten zwey solche Wohlthäter der Menschheit. Nie findet man die Natur so schön, nie athmet man so leicht, nie schlägt das Herz so sanft, nie ist man so glücklich, als wenn man Theocrits oder Geßners (*) Idyllen liest; und dieß ist mein ein=

(*) Geßners Idyllen hat vielleicht in ganz Europa niemand treffender beurtheilt als der unvergleichliche Blair in seinen Lectures on Rhetoric and Belles Lettres, London 1783. Tom. II. pag. 348. 349. wo er sagt: „Unter allen Neuern schrieb niemand „Hirtengedichte so gut und so schön, wie Herr Geß=„ner, ein Dichter in der Schweitz. Er brachte in „seinen Idyllen, wie er sie nennt, eine Menge „neuer Gedanken. Seine ländlichen Scenen ma=„chen

einziger Ersatz, wenn ich an alle die Freude zurückdenke, die ich von deinem Umgange dort am Fuß des Hapsburgs hatte, liebster Geßner (*)!

So

„chen oft einen tiefen Eindruck, alles lebt in seinen „Beschreibungen; alles ist möglichst verschönert, „und doch ohne alle Ziererey. Dieses Dichters größ„tes Verdienst ist, daß er für das Herz schreibt; „seine Idyllen sind voll zärtlicher Gefühle. Häus„liche Glückseligkeit mahlt er vortreflich. Ehliche „wechselseitige Zuneigung, Liebe zwischen Eltern „und Kindern, Brüdern und Schwestern, sowohl „als zwischen Verliebten, wird unter seiner Hand „immer gefällig, und rührend. Weil ich die Spra„che nicht verstehe, in der Herr Geßner seine Hir„tengedichte schrieb, so kann ich die Poesie des „Styls nicht beurtheilen; aber mir deucht, in der „Auswahl der Gegenstände, und in der Behand„lung seiner Idyllen, übertreffe Er alle Neuern „Schriftsteller.“

(*) Dieser unsterbliche Dichter war immer, im engen Umgange mit vertrauten Freunden, einer der liebenswürdigsten Gesellschafter. Meinem Herzen

ward

So zeiget denn dieß alles, mit wenigen Zügen, wie der Anblick der Natur durch die Imagination in das Herz wirket, wie das Landleben die Seele zu sanften Gefühlen stimmt, wie Einsamkeit die Phantasie zur Glückseligkeit erhebet, wie man zwar unter dem Einflusse aller dieser schönen Bilder romanhaften Empfindungen nicht ganz ent-

ward immer leicht und wohl, sobald ich ihn nur sah. Steif und trocken war er, wie recht ist, gegen Fremde die zu ihm kamen, um ihn läppisch anzustaunen, oder ihm ihre Stammbücher gehorsamst zu presentiren, oder ihm Complimente zu machen, die Er nicht bedarf. Das danke ich ihm. Aber auch in Umständen, wo man sonst erschrocken und wehmüthig ist, fand Er augenblicklich Rath in seiner guten Laune gegen Schrecken und Wehmuth. Er verlangte mich einst im Schinznacher-Bade, in einer heftigen Colik. Ich eilte zu ihm mit beklommenem Herzen, und kaum sahen wir uns ein paar Minuten, so machte er mich, durch den Ausdruck seiner Schmerzen en Carricature, lachen, wie ich vielleicht nie gelacht habe.

entgeht, aber auch Phantasieen sich überläßt, die dem Herzen wohlthun ohne ihm oder dem Verstande zu schaden, und wie man durch Dichtungen und Erinnerungen Glückseligkeit über sein Leben verbreitet.

Ruhe, das höchste Glück auf Erden, kommt sehr oft nur durch Einsamkeit in das Herz. Ruhe heisset aber nicht immer Müssiggehen, oder Lungern im Schatten. Der Uebergang vom Lästigen zum Gefälligen, vom Geschäftszwange zur Philosophie, ist auch Ruhe. Publius Scipio sagte darum, er sey niemals weniger müssig, als wenn er Musse habe, und sey niemals weniger einsam, als wenn er allein sey. Starke Seelen werden durch Musse und Einsamkeit nicht eingeschläfert, sondern ermuntert; und indem sie sich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deswegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen, verlangen sie nicht Ruhe für den Geist, sondern für das Herz.

Ach

Ach nur zu wahrhaft hat man gesagt, wer einem Zustande nachstrebe, der von aller Beunruhigung frey sey, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens recht froh seyn, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu grösserer Thätigkeit geniessen. Man müsse also dasjenige was uns auf eine unsern Kräften angemessene Weise beschäftigt, und uns erst nach Mühe und Arbeit Lohn und Genuß verspricht, immer demjenigen vorziehen, was unsere Kräfte ungebraucht läßt, uns in Trägheit einwieget, und uns Vergnügen oder Vortheile verheisset die uns gar nichts kosten.

Ruhe muß man nicht suchen in Unthätigkeit, sondern jeden guten Trieb zu irgend einer Art von Wirksamkeit augenblicklich benutzen. Wenn das Unglück der Menschen die wir lieben, immer unser eigen Unglück ist; wenn alle Schmerzen die wir sehen unsere eigenen Nerven zerreissen; wenn Mitleiden für andere in uns jede Freudenfähigkeit ver-

vergiftet, die Welt für uns mit einer melankolischen Finsterniß umziehet, alle Froheit über unser Daseyn erstickt, und uns vollends ungeschickt macht zu jeder glücklichen Geistesarbeit, und lahm zur Ausübung irgend einer Kraft; wenn wir Monate und Jahre vergeblich zugebracht haben, die grausamsten Leiden wegzuschaffen, dann, lieber Leser, müssen wir die Einsamkeit suchen; aber die Gehülfinn unserer Einsamkeit sey ein weiblicher Engel, der uns bey unserm Hinabsteigen ins Todesthal, mit Weisheit und erhabener Ruhe leitet und hält.

Bey allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie keine seligern Stunden, als die, da ich die Welt, und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles was mich in Städten drückte, alles was mich mit Willen oder Ekel, Aerger und Zwang, in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die stille Natur, und empfand nichts als leises Vergnügen.

Oft blickte ich im Gefühle dieser sanften Wollust, im Frühling, in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmern des Wohnsitzes Rudolfs von Hapsburg, da alleine, auf dem Rücken eines waldichten Berges unter allem möglichen Grün (*) sich

(*) Die Seite des Schlosses Hapsburg, die ich hier beschreibe, ist ungleich schöner als die Seite die man von der grossen Landstrasse von Zürich nach Bern erblicket. Von dem Traubenberge über der Stadt Brugg, auf dessen Gipfel ich gewöhnlich unter einen hohen Eichbaum mich hinwarf, zeigt sich das alte Hapsburg auf einem romantischen Berge über einem lieblichen Thale, frey und alleine. In diesem Thale, zwischen dem Hapsburg und der Aar, gieng ich einst mit Geßner am Ufer spatzieren. Dem unsterblichen Dichter fiel unter unsern Gesprächen ein Gedanke ein, den er nicht ausgeführet hat. Ich möchte, sagte Er, Americanische Idyllen schreiben, und du, Zimmermann, kannst mir sagen, was für Bücher mir zu diesem Zwecke behülflich wären. Indem wir beyde, langsam und glücklich, auf unserm Wege fortschlenderten, sahen wir oft nach dem

sich erheben. Ich sah da, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabströmt, bald durch enge Felsen sich stürzet, und dann wieder ruhig und langsam durch die schönen Auen sich schlängelt, indem ihr von einer andern Seite die Reuß, und weiter unten die Limmat zufliessen, und friedsam sich mit ihr vereinigen. In dem schönen blumichten Vorgrund, sah ich die königliche Einsamkeit (*), wo die Gebeine Kaiser

 Albrechts

dem Schlosse Hapsburg hinauf, und Geßner sagte mir: sieh, in diesem Berge sind alle möglichen Nüancen von Grün.

(*) Das Kloster Königsfelden liegt eine kleine Viertelstunde von meiner Vaterstadt Brugg, zwischen der Aar und der Reuß. Die Gemahlinn des im Jahre 1308 von seinem Brudersssohn, dem Herzog Johann aus Schwaben, und einigen Edelleuten, ermordeten Kaisers Albrecht des ersten, erbaute auf dieser Mordstäte eine Kapelle. Die Söhne dieses unglücklichen Kaisers, Herzoge von Oesterreich, stifteten daselbst im Jahre 1311 ein Nonnenkloster und ein Mönchskloster, die miteinander verbunden waren,

Albrechts des ersten, und so vieler fürstlichen Personen des Hauses Oesterreich, und so vieler von den Schweitzern erschlagener deutscher Fürsten, Gra-

waren, und die eine gemeinschaftliche Mauer umschliesset. Von diesen Herzogen von Oesterreich, und ihrer Schwester Agnes, ward dieses Gotteshaus reichlich begabt. Es wurden demselben nicht nur die Güter der Edelleute geschenket, welche an dem Kaisermord Antheil hatten, sondern auch die Güter aller Edlen, die mit ihnen in Verwandschaft standen. Die Aebtissinn erhielt die Herrschaft über alle diese Güter, und die Oberaufsicht über alle im Kloster Königsfelden versammelte Mönche und Nonnen. Der grosse Altar in der schönen Kirche daselbst, steht auf dem Platz, wo der Kaiser von Schmerzen und Schwachheit vom Pferde fiel, und den Geist aufgab. Elisabet, die Witwe des Kaisers, und ihre Tochter Agnes, Königinn von Ungarn, endeten in Königsfelden ihre Tage, und liegen mit sehr vielen andern Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Oesterreich, da, in einer gemeinschaftlichen Gruft begraben. Auf Ansuchen eines kaiser-

Grafen, Ritter, und Edlen, in klösterlicher Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die grosse Stadt Vindonissa (*) stand, und

 die

kaiserlichen Gesandten, ward diese Gruft im Jahre 1738 geöfnet. Ich stieg, als ein Knabe von neun Jahren, mit hinunter, wandelte zwischen den Ueberbleibseln aller dieser vornehmen Leichen, und freute mich, als ich die Leiche des Herzogs Leopold von Oesterreich fand, den die Schweitzer im Jahre 1386, in der für sie so ehrenvoll gewesenen Schlacht bey Sempach, nebst einer grossen Menge deutschen Adels todtschlugen.

(*) Vindonissa war eine sehr grosse, und stark befestigte Römische Stadt, der Waffenplatz der Römischen Kaiser gegen die Einbrüche der Alemannischen Völker. Sie hielten hier eine beständige zahlreiche Garnison wider diese muthigen Nachbarn, die öfters über den Rhein setzten, und das Aargau plünderten, aller Festungen ungeachtet, welche die Römer einige Meilen weiterhin am Rheine hatten. Dem Kaiser Constantius Clorus gelang es jedoch die Alemannen im Jahre 297, in dieser Gegend, zwi-

die Ruinen, auf denen ich so oft, in stiller Betrachtung, über die Vergänglichkeit menschlicher Grösse, saß. Im fernsten Gesichtskreise hinter dieser herrlichen Gegend (*) erhuben sich über anmuthige

zwischen dem Rhein und der Aar zu schlagen. Aber am Anfang des vierten Jahrhunderts, da die Römische Macht in diesen Gegenden fiel, ward Vindonissa von den Alemannen erobert und zerstöret. Indessen scheint es, man habe Vindonissa zum zweitenmal wieder aufgebaut, denn unter der Fränkischen Oberherrschaft ward ein bischöflicher Sitz daselbst errichtet, und bey nochmaliger Zerstörung, gegen das Jahr 579, nach Constanz verleget. Auf den Trümmern dieser grossen Römerstadt, wohnten im zehnten Jahrhundert die Grafen von Windisch und von Altenburg, die Stammherren der Grafen von Hapsburg. Von aller dieser Herrlichkeit ist itzt nichts mehr übrig als die Ruinen, und auf denselben meine kleine Vaterstadt Brugg, nebst den Dörfern Altenburg und Windisch.

(*) Schweitzer brauchen wahrlich für Leute die im Sand und in der Heide wohnen, die Farben nicht

muthige Hügel, alte Schlösser, und Gebirge, die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen diesen grossen Scenen, fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich stand, über die

zu dick aufzutragen, wenn sie etwa zu verstehen gegeben möchten: auch die Schweitz sey ein schönes Land! Will man jedoch ihnen nicht glauben, so muß man Engländer über die Schweitz urtheilen hören, die, im Grunde, noch unendlich mehr Nationalstolz haben, als die Deutschen. Nachdem der berühmte Engländische Reisebeschreiber Pococke die schönsten Länder der Erde gesehen, ganz Griechenland, Kleinasien, Constantinopel, Sicilien und Italien, kam er in die Schweitz nach Windisch, Königsfelden, Brugg, und Hapsburg. Er sagt, die Lage von Windisch sey eine der schönsten, die Er kenne (Windish is one of the finest situations I have seen); und von dem Schlosse Hapsburg: es habe eine schöne Sommerlage, und die herrlichste Aussicht über ein ausnehmend schönes Land (The castle of Hapsburg is a very fine summer situation, commanding a glorious view of a most beautiful country).

Weinberge herab, tief zu meinen Füssen auf meine kleine reinliche Vaterstadt, auf jedes Haus, und auf jedes Fenster in meinem Hause. Wenn ich dieß alles sah, fühlte, überdachte, und verglich, dann sprach ich zu mir selbst: Ach warum ward doch meine Seele so enge, mitten unter so vielen Veranlassungen zu grossen Gedanken? Warum ward mir da doch der schöne heitere Winter so trübe? Warum hatte ich da, so viele Langeweile, so viel Unlust, so viel Gram; da ich doch itzt, bey dieser schönen Aussicht, nichts empfinde als Liebe und Ruh, und alle schiefen Urtheile verzeihe, und alles erlittene Unrecht vergesse? Warum ist dieses kleine, hier zu meinen Füssen zusammengepreßte Häuflein von Menschen, so unruhig, so uneinig? Warum lebt da manche gute Seele so verscheucht? Warum ist da der Regierende so groß, und der Regierte so klein? Warum ist da so wenig Freyheit, Keckheit, und Selbstgefühl? Warum ist da der eine so stolz, und der andere so demüthig und zerschlagen? Warum ist da, bey so vieler angebohrner

Gleich-

Gleichheit, so viel Stolz und so viel Neid da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat, und alle ihre Myriaden die Ströme ihrer Lieder milde zusammen vereinen in einen Gesang zum Lobe unsers Schöpfers? Dann stieg ich immer vergnügt und friedsam von meinem Berge herab, machte den Regenten meiner Vaterstadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt diese selige Stimmung der Seele, bis ich wieder die schönen Berge, und das lachende Thal, und die friedsamen Vögel, unter den Menschen vergaß.

Ländliche Einsamkeit ziehet also ab, von allem was uns an den Menschen misfällt; verändert oft die bittersten Empfindungen in freundliche Gefühle; giebt so manche hohe Begeisterung und so manche kleine Freude, die man in Städten nicht hat; reinigt so manches Herz von lasterhaften Neigungen beym Anblick der ruhigen Natur; macht so gutmüthig, liebreich, offen, zu-

traulich; hilft immer weit besser fort auf jedem guten Wege: wenn man nur seine Leidenschaften zu guten Zwecken leitet, und mit seiner Imagination nie ins Schwarze sieht.

Etwas schwerer ist freylich dieß alles in städtischer Einsamkeit. Es scheint zwar leicht, auch da in seiner Kammer sich über alles wegzuheben was uns umgiebt. Aber wenige haben diese Kraft; denn sobald man zu Hause in dem Laufe seiner Gedanken oft von äusserlichen Dingen genecket, in einem fort durch widerliche Vorfälle unterbrochen wird, stürzen auch, auf allen Gassen und in allen Gesellschaften, traurige Gefühle schnell und unversehens das Herz in Unmuth, und schwächen den nie genug gehobenen Geist.

Rousseau war immer äusserst unglücklich in Paris (*). Dieser grosse Geist schrieb zwar auch da

(*) Je puis dire, sagt Er, que tout le tems que j'ay vecu à Paris, ne fut employé qu'à y chercher des ressources, pour en vivre eloigné.

da grosse Dinge; aber sobald er auf die Gassen kam, überwältigte ihn ein Heer von widerlichen Gefühlen. Sein Geist verließ ihn; und der grosse Herzenskündiger, der durchsehende Philosoph, der glänzende Schriftsteller, ward beynahe kindisch.

Auf dem Lande geht man heroischer, und zumal mit mehr Gelassenheit, und Freundlichkeit von Hause. Hat da der Einsame in seiner Kammer sich müde gedacht, o so findet er, unter freyem Himmel dann allenthalben Ruhe, und auf jedem Spatziergange nichts als Vergnügen. Da reicht Er jedem der ihm begegnet die Hand; da liebet Er alle Menschen, die er sieht, und wird von allen, die ihn sehen, geliebet. Da ergiesset sich nirgends seine Galle. Nirgends hebt sich da, vor einem dicken adelstolzen Weibe, oder einem hochgezäumten Baron, das Mark in seinen Knochen. Keine vornehme Affe jagt ihn da mit ihrer Kutsche zu Boden. Da ärgert er sich über keine hochadeliche Hure, und über keine stiftsmässige Gans.

Aber

Aber auch in Paris, und in jeder Stadt in Deutschland, hätte ein vom Tumult des Lebens sich absondernder Mensch, nie solche Gefühle, wenn er im Frieden lebte mit seinem Herzen, und wenn seine Nerven nicht krank wären. Beydes macht uns zum Spiele unmännlicher Leidenschaften. Mit schwachen Nerven schauert uns überall und allenthalben die Haut.

Friedsam gleiten unsere meisten Tage vorbey, auch bey einer schwachen Leibesbeschaffenheit, auch zwischen dem größten Menschengewühle, auch beym Anblick der abscheulichsten Gesichter, wenn wir nur im Frieden leben mit uns selbst. Unsere Leidenschaften sind die sanften Winde, mit denen der Mensch sein Schiffchen durch den Ocean des Lebens treiben sollte. Leidenschaften allein, setzen die Seele in Bewegung; aber wenn sie stürmisch werden, so kommt das Schiffchen in Gefahr, und versinket. Entfernet man nur jedes sträfliche Verlangen, so unterwirft man sich auch leicht dem Verdruß und dem Kummer. Man

vergesse darum das Vergangene, grüble nicht an der Zukunft, grüble nicht an irgend etwas von seiner Lage, das besser seyn könnte als es ist. Alles ist immer besser als wir glauben. Zufriedenheit kommt nicht von dem was ihr heftig wünschet, denn wenn ihr es auch erlanget, so seyd ihr doch unzufrieden. Alles Vergnügen fängt in uns selbst an, in dem ernstlichen Willen das Gute zu kennen und zu suchen, und so klein es auch seyn mag, zu geniessen.

Also kommt Ruhe in der Einsamkeit, nicht nur aus lässigem Hinstaunen und Hinkucken ins Freye. Wer ohne Arbeit, ohne einen grossen und festen Lebenszweck, in der Einsamkeit glücklich seyn wollte, würde auf seinem Landhause gähnen wie in der Stadt, und es wäre da seiner Seele heilsamer, den ganzen Tag Holz zu spalten, als den ganzen Tag da in Stiefeln und Sporen zu lungern (*). Wer aber in der tiefsten Einsamkeit,

(*) Lungern ist ein Niedersächsisches Wort, das völlig mit dem Englischen lounge (faulenzen) übereinkommt.

keit, immer keck, immer frisch und muthig zur Arbeit sich anstrenget, gelanget blos durch Arbeit zu wahrer Ruhe; und wird dann immer mit sich selbst fertig.

Petrarcha hätte diese Ruhe in seiner Einsamkeit zu Vauclüse gefunden, wäre Laura nicht der Dorn in seinem Herzen gewesen. Die Kunst mit sich selbst fertig zu werden, verstand er. Ich stehe, sagt er, um Mitternacht auf; ich gehe mit Anbruch des Tages aus; ich studire in den Feldern, wie in meiner Kammer; ich lese, ich schreibe, ich phantasire. Ich bekämpfe die Faulheit; ich verjage den Schlaf, die Weichlichkeit, und die Sinneslust. Ich durchlaufe den ganzen Tag dürre Berge, feuchte Thäler, und tiefe Höhlen; ich streife oft, längst den Ufern meines Flusses, allein herum mit meinen Sorgen. Ich treffe keinen Menschen an, der mich zerstreue; die Menschen werden mir von Tage zu Tage weniger beschwerlich; ich stelle sie entweder weit vor mir her, oder hinter mich. Ich erinnere mich des

des Vergangenen, und berathschlage über die Zukunft. Ich habe ein grosses Mittel zur Abgeschiedenheit von der Welt gefunden. Ich gewöhne mich an den Ort meines Aufenthalts, und ich bin überzeugt daß ich mich an jeden Ort gewöhnen würde, Avignon ausgenommen. Hier, in Vauclûse, finde ich Athen, Rom, Florenz, wie es meinem Geiste am besten behagt. Ich geniesse hier aller meiner Freunde, so wohl derer mit welchen ich gelebt, als derer die lange vor mir gestorben sind, und die ich nur aus ihren Werken kenne.

In der Einsamkeit kann man alles was man will, wenn man so entschlossen ist, und mit solchen Hülfsmitteln in sich selbst begabt. Aber Petrarcha wollte, weil er verliebt war, nicht alles was er konnte. Ruhe hatte Er im Herzen nicht; und allerdings ist Ruhe, wie Lavater sagt, das Mittel immer gut zu seyn, und alles gut zu machen.

Schauerichte Einsamkeit bringet auch Ruhe, durch Arbeit. Der Kaiser von Japan schickte ihm misfällige Grosse seines Reiches, nach der Insel Fatsisio. Die Ufer dieser sonst unbewohnten Insel sind von erstaunender Höhe. Sie hat keinen Hafen; sie ist unfruchtbar, und so unzugänglich, daß die Verbannten, oder die dahin gebrachten Lebensmittel, nebst den Schiffen, durch einen Kran müssen in die Höhe gezogen werden. Das ganze Geschäft dieser Unglücklichen, bestehet an diesem traurigen Orte darinn, daß sie seidene mit Gold gewirkte Stoffen von der höchsten Schönheit verfertigen, die man auch deswegen in Japan niemals an Fremde verkauft. Bey dem Kaiser in Japan, möchte ich eben nicht in Ungnade fallen, aber ich glaube doch, daß auf der Insel Fatsisio mehr innere Ruhe sich findet, als bey ihm und an seinem ganzen Hofe.

Zusammenraffen müssen wir Alles, was nur einen Funken von Ruhe in die Seele bringet. Aber wir müssen nicht verlangen, daß ein unver-

gäng-

gängliches Feuer daraus entstehe, sondern nur dafür sorgen, daß der letzte Funke nie auslösche. So findet man auf dem Lande, Ruhe die von den Städten fliehet, und Glücksgüter die Weltlinge nicht kennen.

Wer sitzt dort, in eurem Speisesaal bey Hofe, so vergnügt wie Rousseau bey seinem Butterbrodt? Ich kam zurück, sagt Rousseau, von meinen einsamen Spatziergängen, mit kleinen Schritten, etwas müdem Kopfe, aber mit vergnügtem Herzen. Bey meiner Zuhausekunft ruhete ich angenehm aus, hielt mich an den Eindruck der Gegenstände, aber ohne etwas andres zu denken, mir einzubilden, oder zu thun, als mich blos dem Gefühle der Ruhe, und des Glückes meiner Lage zu überlassen. Vor meinem Hause fand ich mein Essen. Ich aß mit grossem Appetit, in meiner kleinen Wirthschaft. Kein Bild der Dienstbarkeit und der Unterwürfigkeit, störte das Wohlwollen, das uns alle verband. Mein Hund war mein Freund, nicht mein Sclave; wir hat-

ten immer den nemlichen Willen, aber er gehorchte mir nie. Meine Frölichkeit war am Abend der Beweis, ich sey den ganzen Tag alleine gewesen. Ganz anders war ich, wenn ich Gesellschaft gesehen hatte; selten mit andern zufrieden, und niemals mit mir selbst; am Abend immer mürrisch und stumm; meine Haushälterinn machte diese Anmerkung, und seitdem sie mir das sagte, gab ich auf mich selbst acht, und fand es immer so. Endlich nachdem ich noch ein paar Gänge in meinem Garten gemacht, oder ein Liedchen bey meinem Clavier gesungen, fand ich, in meinem Bette, eine Ruhe des Körpers und der Seele, die noch hundertmal süsser war, als selbst mein Schlaf.

Die Natur und ein ruhiges Herz, sind ein schönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart, heiligen jeden Hügel, auf dem ein friedsames und von bösen Leidenschaften

freyes

freyes Herz ihm sein stilles Opfer bringet. Ihn, den alle Welten nicht umfassen, müssen Würmer nicht wollen in Mauren einschliessen. Er sieht uns allenthalben ins Herz, und höret allenthalben, auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen Staub finden wir, den nicht seine Macht erfüllet; aber auch keine Stäte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenste und Angenehmste in der Natur, das Herz bey jedem Blicke entzücket, und alle unsere Empfindungen zerschmelzet in Bewunderung, Liebe, und Ruhe.

Ohne die innigste Rührung erinnere ich mir nie, die grosse und unaussprechlich herrliche Scene, die ich im Jahre 1775 vor mir hatte, als ich mit meinem Freunde Lavater, auf der Zinne des Daches von seinem damaligen Wohnhause, wo Er gebohren und erzogen ist, bey der schönsten Witterung fast mit eben der Empfindung gieng und saß, wie mein geliebter Brydone auf

dem Gipfel des Aetna (*). Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürichsee und seine reichen Ufer, und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät. Himmelsruhe umgab mich bey diesem Anblick.

Hier, auf Lavaters Hausdach ward mir begreiflich, wie Er, mit einem so unbewölkbarfrohen Gefühle seines Daseyns und seiner Kräfte, umherwandern kann in Zürich vor den Augen der dortigen Gelehrten, die Jahr ein Jahr aus, in einem fort auf ihn zuhämmern; und die er dann in einem fort so demüthiglich, wegen

(*) Brydone sagt: „es schien, so wie wir über die „Wohnungen der Menschen erhaben waren, als „blieben alle niedere und gemeine Empfindungen „zurück; als legte die Seele, da sie sich den ätherischen Regionen näherte, ihre irdischen Leidenschaften ab; und als empfienge sie schon etwas „von ihrer unveränderlichen Reinheit."

gen seiner unverschuldeten und wenigstens nach den Gesetzen unvertilgbaren Existenz, um Vergebung bittet.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie Er der höchsten und unerschöpflichsten Feindesliebe, gegen die gelehrten Herren in Zürich fähig seyn kann, welchen sein blosser Name eine Aergerniß ist; die höchst ungern etwas Rühmliches, aber mit Freuden etwas Schlechtes, Fehlerhaftes, Lächerliches an ihm sehen; die in eine peinliche Herzenslage kommen, wenn man etwas erweislich Gutes von ihm sagt, und etwas unerweislich Böses von ihm ablehnt; die jede zu seinem Vortheil sprechende Wahrheit mit Widerwillen wegwerfen, und jede ihn schändende und erniedrigende Lüge mit Triumph und Jubel aufhaschen; denen seine Ehre eben so schmerzhaft ist, als ihnen ihre eigene Schande; denen seine Schande so lieb ist, als ihnen ihre eigene Ehre; denen alles Unglück ist, was ihnen Glück für Lavater scheint; denen alles Glück ist, wo-

von sie wähnen, es sey Lavaters Unglück; die alles Gute, das sie von ihm wissen, geflissentlich verschweigen; die sich ein Fest daraus machen, seine Fehler zu vergrössern, und mit sichtbarer Schadenfreude auf alle mögliche Weise zu verbreiten; die aber dann doch sich selber mehr wehe thun als ihm, und mehrmals seinen Ruhm erweitern, indem sie sich befleissen denselben zu vernichten; die jeden unpartheyischen Fremdling sogar, aufs Aeusserste spannen ihn persönlich zu prüfen, und dann gewöhnlich den schneidenden Aerger haben, daß Lavater von dem Fremdling ganz anders gefunden wird, als die scharfgeschnittenen Federn und Zungen seiner hochverehrten und vielgeliebten Herren Unfreunde in Zürich ihn darstellen (*).

Noch

(*) Es ist allgemein in der Schweitz bekannt, daß anitzt eben so viele vornehme deutsche Herren und Damen, jeden Sommer, ihrer Herzensangelegenheiten wegen zu Lavater nach Zürich reisen, als vor-

Noch ruhiger und schöner als Lavater, und mitten unter allem was die Schweitz in der größten Mannigfaltigkeit, Erhabenes, Anmuthiges, und Reitzendes hat, wohnt im Dorfe Richterswyl, einige Stunden von Zürich, ein grosser Arzt. Erhaben und sanft, wie die Natur die ihn umgiebt, ist seine Seele. Sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft, und jeder

vormals Vornehme aus ganz Europa, ihrer Gesundheit wegen zu Michel Schuppach nach Langnau, und von jeher zu Tissot nach Lausanne. Aber mir ist es ganz unbegreiflich, daß man dieß in Zürich so unaussprechlich übel nimmt. Zürich ist bekanntlich eine sehr beträchtliche Handelsstadt, also eine Stadt in der man rechnen kann. Dessen ungeachtet ist der republikanische Neid in Zürich so groß, daß man dort gar nicht berechnen will, ob diese Wallfarthen nach Lavater, als ein blosser Handlungszweig betrachtet, für Stadt und Landschaft Zürich nicht eben so nahrhaft seyen als alle dort fabricirten Kappen und Strümpfe.

milden Tugend. Das Dorf Richterswyl liegt, da wo der Zürchersee durch zwey hervorspringende Landspitzen einen natürlichen Hafen von ungefehr einer halben Stunde macht. Von Norden nach Osten, ist der nicht völlig eine Stunde breite See begrenzet durch das in milden sonnigten Hügeln sich erhebende jenseitige Ufer, einen meilenlangen Weinberg, mit untermischten Wiesen, Baumgärten, Feldern, Gebüschen, Wäldchen, über und über bevölkert, voll Dörfer, Kirchen, Landhäuser, und Hütten.

Ein grosses, herrliches, unerschöpfliches Amphitheater, das noch kein Mahler anders, als in ausgehobenen kleinen Theilen zu zeichnen wagte, öfnet sich von Osten nach Süden. Die Aussicht nach dem von dieser Seite vier Stunden langen obern Theile des Sees, führet hie und da, auf Landspitzen, zerstreute Inseln, auf das vorstehende an einen Hügel hingebaute Städtchen Rapperschwyl, auf die Brücke die dort von einem Ufer des Sees zum andern reicht. Dann erhe-

bet

bet sich weiterhin, in einem halben Cirkel, das unerschöpfliche Amphitheater. Im nächsten Vorgrunde liegt die nur eine halbe Stunde entfernte hüglichte Landspitze; dann folgen niedrige, grüne, mit Bäumen bedeckte Berge, an welchen Dörfer hängen, und zerstreute Häuser; dann höhere Berge, fruchtbare Alpen in immer grössern in einander gewundenen Formen, helleblau und dunkelblau gefärbt; hinter diesen Alpen steigen, himmelan, mit ewigem Schnee bedeckte Felsenhäupter. Südwerts öfnet sich das Amphitheater; und neue Reihen von Bergen ragen da in einer immer fortgehenden Folge hervor. Immer und ewig bleibt ein solcher Anblick neu, rührend, und unvergleichbar.

Berge ketten sich wieder von Süden nach Westen; das Dorf Richterswyl liegt an ihrem Fuße, am Ufer des Sees. Schwarze Fichtenwälder bedecken ihren Rücken, und unter diesen sind die nähern Hügel mit unzählbaren Fruchtbäumen besetzt, in Gärten von Korn und Gras,

mit untermischten Häusern. Das Dorf Richterswyl ist reinlich, die Strassen desselben gepflastert, die Häuser von Steinen, und bemahlt. Rings um das Dorf sind am Seeufer angenehme Spatziergänge, durch Alleen fruchtbarer Bäume, oder auf den Hügeln durch schattigte Wälder, und allenthalben die Aussichten voll Erhabenheit und Anmuth, wo jeder Wanderer und jeder Fremdling ergriffen wird, stille steht, nur Auge ist; langsam, leise, und tief, seinen Athem hohlt. Jeder Fußbreit dieser schönen Erde, ist benutzet, bepflanzet, bebaut; aller Menschen Hände arbeiten, Kinder und Greise sind emsig.

Die zwey Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringet, so frey und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Herzensfreundes laüft am Garten ein lieblich murmelnder Bach, und an dem Bache die Landstrasse, auf der seit Jahrhunderten beynahe täglich eine Menge Pilgrimme

me nach dem Kloster Einsiedlen gehen. Aus Zimmern und Gärten sieht man südwerts, vor sich den grossen majestätischen Ezelberg; sein Haupt bedeckt ein schwarzer Wald, sein Fuß ist nur eine Stunde entfernt von diesen Zimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer schönen Kirche, und auf dieser Kirche ruhet, an jedem schönen Abend, die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Zürchersee, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in dessen Wasser sich die Ufer spiegeln, oder dessen Wellen, durch sanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schafe gaukeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenstern, oder athmet man einsam im Garten erfrischende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt, und eine feurige Heerstrasse über den See hinzeichnet, so höret man, mitten unter dieser Todtenstille, doch jenseits am Ufer, jeden Schlag der ländlichen

Glocken; höret des Nachtwächters Stimme herüber hallen, und das Bellen treuer Haushunde; höret von ferne, den Kahn des langsam herbeyrudernden Schiffers, sieht wie Er in der feurigen Heerstrasse fährt, und mit den glänzenden Wellen spielt. Wer verstummet nicht da, wo der Genfersee ganz offen liegt, bey der Majestät jenes Anblicks, als sähe er ein Hauptstück der ganzen Erdschöpfung? Aber hier am Zürchersee, zu Richterswyl, bey dem lieben und grossen Arzte, ist Alles näher, lieblicher, vertraulicher, freundlicher, inniger.

Weder Pracht noch Reichthum, ist in den Häusern dieses Menschenfreundes. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh; er schreibt an Tischen von inländischem Holz, und speiset sich und seine Freunde aus Gefässen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen überall. Eine grosse Sammlung gemahlter und in Kupfer gestochener Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. Der erste Strahl der Morgenröthe erheitert

heitert die kleine Celle, wo dieser Edle schläft und ruhet, und wecket ihn dankbar und froh ins neue Leben. Beym Erwachen begrüsset ihn das Girren der Turteltauben, und der frühe Morgengesang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm schliefen.

Die erste Morgenstunde und die letzte Abendstunde sind sein. Alle übrigen Minuten widmet Er der grossen Menge von Kranken und Traurigen, die ihn täglich besuchen. Sein wohlthätiger Beruf verschlinget sein ganzes Leben; aber er ist auch seines Lebens Glück und Freude, und die Nahrung seines Herzens. Kommt das Volk aus den gebürgigten Cantonen der Schweitz, und aus den Thälern der Alpen zu ihm, findet es keinen Ausdruck für die Darstellung seiner Noth, traut es Ihm zu, daß er Alles sehe und wisse, beantwortet es jede Frage einfältig, treu, und offen, behorcht es jedes Wort, fasset es jeden Rath auf wie Goldkörner, und gehet dann von Ihm, sehnend, getröstet, voll Hofnung, und

guter

guter Entschlüsse, wie von seinem Beichtvater in Einsiedlen, wieder weg: o so ist er, am Abend eines solchen Tages ein glückseliger Mann! Tritt eine treuherzige Bäurinn, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in sein Zimmer; drückt sie ihm die Hand, daß es ihn schmerzt; ruffet sie, Jesus Maria, wie war mein Mann so schlecht als ich heim kam, und nun ists in zwey Tagen so viel besser; ach wie seyd Ihr mir so lieb, Herr Excellenz: dann, ach dann empfindet dieser Menschenfreund, wie es einem König zu Muthe seyn muß, in der Stunde, da Er einem ganzen Volke wohlthut!

So ist die Gegend der Schweitz beschaffen, wo einer der größten Aerzte unserer Zeit, der Doctor Hotze wohnt; ein Arzt und Philosoph, der durch seinen hellen Kopf, durch seine Geistesgrösse und Erfahrung in einer Reihe steht, mit meinen Herzensfreunden Tissot und Hirzel. So fliessen seine Tage hin, einer dem andern gleich. Er lebet zwar täglich nur zwey Stunden

den einsam, aber desto wohlthätiger für unzähliche Menschen, die jeden Tag seines Lebens zu ihm kommen in diese paradiesische Gegend. Sein thätiger kraftvoller Geist ruhet nie, aber Himmelsruhe wohnet in seiner Brust. Ach solche Ruhe hätte Er an Höfen nicht gefunden (*). Aber solcher Ruhe bist du fähig, lieber Leser, wer du auch seyn magst, wenn du auch nicht auf einem so schönen Erdenfleck wohnst, nicht bey meinem lieben Doctor Hotze zu Richterswyl, nicht im Kapuzinerkloster bey Albano, nicht in meines Königs Hause zu Windsor.

Glück=

(*) Herr Doctor Hotze lehnte vor vielen Jahren einen Ruf nach dem Hofe des Marggrafen von Baden in dem schönen Carlsruhe ab; und im Jahre 1781 hatte ich von einem grossen und mächtigen deutschen Fürsten den Auftrag, ihm die Stelle seines ersten Leibarztes, nebst vielen andern Vortheilen, mit einem jährlichen Gehalt von zweytausend Thaler anzubieten.

Glücklich ist jeder, der nicht mehr will, als er hat. Solches Glück ist leicht, zu Richterswyl am Zürchersee; aber auch leichter als ihr glaubt, in der Kammer da ich dieses Buch über die Einsamkeit schreibe, wo ich seit sieben Jahren nichts sehe, als ein paar elende unförmliche Dächer, und die Spitze eines traurigen Kirchthurms.

Ruhe muß immer aus dem Herzen quillen; aber Ruhe kommt, mit jeder Tugend die ihr zur Seite geht, bey äusserer Stille leichter ins Herz. Wie gutmüthig und friedsam wird man auch nur bey dem Murmeln eines Baches, oder nach einem kleinen Schlaf unter einer hohen Tanne. Ruhige Natur wieget uns so leicht in Sanftmuth ein, denn sich selbst hat man mehr Ursache unter den Menschen zu fliehen, als die Menschen. Friede mit sich selbst, ist Friede mit der ganzen Welt. Bey ruhigem Herzen, betrachtet man Menschen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Ge-

fühlen lernt man, in ländlicher Einsamkeit, die Menschen lieben. In klösterlicher Einsamkeit lernt man, unter Fasten und Frieren, mitternächtlichem Chorgeschrey, und tausend widerlichen und ärgerlichen Gefühlen die Menschen hassen. Entzücket uns die ganze Natur umher, überfliessen wir von Wohlwollen, dann fehlet uns auch weiter nichts, als nur ein Herz, das dieß alles mit uns theile.

Häusliche Glückseligkeit wird darum, unter gleichgestimmten Seelen, auf dem Lande unaussprechlich vermehret. Ströme von Thränen und ewiger Schmerz, würden allem zur Seite gehen was die größten Höfe von Europa haben und geben, wenn man sich aus dem Schoße ländlicher und häuslicher Glückseligkeit, gegen seinen Willen weggerissen sähe in den Pallast einer Königsstadt, und in das schale Leben, wo man nichts thut, als spielen und gähnen, Langeweile haben und geben, sich hassen und beneiden, sich streicheln und zerreissen (*).

Wahre,

(*) Frau von Maintenon schrieb an die Frau von Caylus,

Wahre, innige Freude, Liebe, Treu, und Sitten der Vorwelt gedeyen doch nirgends so gut wie auf dem Lande. Rousseau sagte darum den Menschen in Städten so herzlich: das Landleben habe Vergnügungen von denen sie nichts wissen; diese Vergnügungen seyen weniger abgeschmackt, weniger grob, als sie glauben. Auch da könne Geschmack, Wahl, und Niedlichkeit herrschen. Ein Mann von Verdienst, der mit seiner Familie aufs Land sich begebe, und sein eigener Pächter werde, sehe da sein Leben eben so sanft hinfliessen, als ihr auf euren Assembleen. Eine gute Landwirthin könne auch eine reitzende Frau seyn, eine Frau voll Anmuth, und von einer weit

lus, aus Versailles: Nous ménons ici une vie singulière. Nous voudrions avoir de l' esprit, de la galanterie, de l'invention, et tout cela nous manque entierement. On joue, on baille, on s'ennuye, on ramasse quelque misere les uns des autres, on se hait, on s'envie, on se caresse, et on se dechire.

weit mehr rührenden Grazie, als alle weiblichen Affen in der Stadt.

Alles Böse in der Welt vergißt man, in kühlen Schatten, einsamen und anmuthigen Thälern. Schon in Städten hasset man die bösesten Menschen nicht, sobald man sie nicht sieht. Nur im Gewirre des gesellschaftlichen Lebens, und unter dem Drucke der Subordination, ist das beständige Anprellen des Wahrheitsinns und der Vernunft gegen befehlende Dummheit, die ergiebige Quelle, aus der so vieles Elend über das menschliche Leben strömt. Befehlende Dummköpfe verbittern ihren Subalternen das Leben, vergiften ihre Zufriedenheit, verkehren alle Ordnung in der menschlichen Gesellschaft; bestreuen jedem, der mehr Verstand hat als sie, das Leben mit Dornen, und machen es ihm zu einem Thal des Mismuths, des Aergers, und der Thränen. Wie mancher Biedermann bey Hofe, wie mancher brave und geistvolle Officier, wie mancher vernünftiger und armer Teufel im Amte, wäre

darum berechtigt mit dem Propheten auszurufen: O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge, und etwa bliebe! Siehe so wollte ich mich ferne weg machen, und in der Wüste bleiben. Ich wollte eilen, daß ich entrinne vor dem Sturmwinde und dem Wetter; denn ich sehe Dummheit, Falschheit und Schadenthun, Lügen und Trügen, Frevel und Hader am Hofe, beym Regimente, im Collegio, und in der Stadt!

Dummheit, die Ansehn und Einfluß hat, wird insonderheit dadurch schädlich und gefährlich, weil sie alles in der ganzen Stadt so klein machen will als sie selbst ist, weil sie jeder Sache immer den unrechten Namen giebt, weil sie jeden Menschen immer grade für das Gegentheil von dem hält was er ist, kurz und gut, weil Dummheit das Schwarze immer weiß nennt, und das Weisse immer Schwarz. Freye, offene, und rechtschaffene Menschen, müssen, wenn sie angesehener Dummheit entgehen wollen, alle ihre Schliche und Ränke eben so gut kennen, wie der

Fuchs bey Saadi dem Indianischen Fabeldichter. Jemand sah einst einen Fuchs eiligst nach seinem Loch laufen, sagt Saadi; und fragte ihn, warum so schnell? Hast du etwas übles begangen, und fürchtest du, man werde dich dafür züchtigen? Nein, sprach der Fuchs, mein Gewissen ist rein; aber eben hörte ich die Jäger sagen, sie möchten wol ein Kameel haben, sie wollen eins fangen, und es dann in die Knechtschaft führen. Ey was kümmert dich das, du bist ja kein Kameel? Lieber Gott, sagte der Fuchs, gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn mich einer den Jägern zeigte, und ihnen sagte, da läuft ein Kameel, so würden mich die Kerle fangen und krumm schliessen, und keiner würde untersuchen: ob ich auch wirklich das Thier sey, wofür jener mich angab!

Der Fuchs hatte recht. Wären aber auch die Menschen eben so böse als dumm, oder auch nur böse aus Neid, und entgienge ich deswegen nirgends ihren Schnäbeln und Pfoten, und wäre

ich ihnen ein immerwährender Dorn im Auge, weil sie glaubten, ich habe mehr Glück als sie: so würde ich doch durch nichts in der Welt mich an ihnen rächen, als nur dadurch, daß ich ihnen zeigte, mir sey kein Mensch auf Erden ein Dorn im Auge.

Kein Mensch ist ein Dorn in dessen Auge, der nicht mehr will, als er hat. Die lieblichen Aussichten auf Einfalt, Ordnung, und Ruhe, die in der Einsamkeit unsern Blicken sich öfnen, schützen gegen jede unmässige Begierde. Im steten Umgange mit uns selbst, erfahren wir gar zu gut, wie manches Verdienst uns mangelt, und wie viel weniger wir doch im Grunde werth sind, als man glaubt. Alles was uns Gutes widerfährt, alles Glück das wir haben, scheint uns darum unverdient; und eben darum ist es unmöglich, daß wir traurig seyen über irgend eines andern Menschen Glück. So entstehet Gelindigkeit, bey dem aufrichtig und redlich mit sich selbst lebenden Menschen, aus dem Nachden-

denken über seine eigenen Mängel, und aus der richtigen Beurtheilung der grössern Verdienste anderer Menschen, die vielleicht in den Augen derjenigen, die in der Welt Verdienste lohnen, weit weniger gelten als Er.

Meine Tage hätte ich in den liebenswürdigen Einsamkeiten von Louisiane endigen mögen, sagt ein Französischer Geschichtschreiber dieses Landes, fern von Weltgewühl, Geitz, und Trug. Da geniesset man tausend unschuldige und sich immer verneuende Freuden; da entgehet man jeder üblen Nachrede, der Klatscherey, der Scheelsucht, der Verläumdung, und dem Neide. Auf diesen lachenden unabsehbaren Wiesen, sieht man, mit Erstaunung über die Güte des Schöpfers, so viele verschiedene Thiere friedsam umhergehen; da erfüllen so viele Vögel die Büsche mit ihrem Gesang; da laden so viele Wunder der Natur ein zu stiller Betrachtung.

Aber mir deucht, wo man seine Augen in Deutschland hinwende, gebe es wahrlich, in je-

dem stillen Hause wie in den Einsamkeiten von Louisiane, weit mehr wahre und reine Freuden, als in der grossen und glänzenden Welt. Der emsige Bürger, ist des Abends nach seiner redlich vollbrachten Arbeit, mit seiner Gattinn und seinen Kindern, so ruhig und neidlos wie kein Hofcavalier. Läßt dem Manne in Geschäften die Welt, lassen ihm seine Mitbürger, nicht die Gerechtigkeit, nicht die Achtung und Ehre widerfahren, die er verdient; wird ihm sein Diensteifer, werden ihm seine Wohlthaten, mit Kaltsinn und Undank vergolten; wie bald wird Er diesen Mangel, diese Leiden vergessen, wenn er in den Schos der Seinigen zurückkommt, mit offenen Armen und Herzen von ihnen empfangen wird, und in ihrer Mitte das gilt was er wirklich ist, den Beyfall und das Lob erhält, die Er wirklich verdient, und den ganzen Werth ihrer Liebe und Zuneigung empfindet! Hat aller Schimmer der grossen Welt, aller Glanz des Hofes, aller Triumph der Hoheit und Macht, sein Herz kalt gelassen; hat ihn dort das Schauspiel der Verstellung,

lung, der Arglist, der Falschheit, der kindischen Eitelkeit ermüdet und erbittert; wie bald wird sich in dem Kreise seiner Geliebten sanfte Wärme durch sein ermattetes Herz verbreiten, wie bald werden süssere edlere Empfindungen dasselbe wieder erheben, wie bald werden ihm die Wahrheit, die Offenheit, die Redlichkeit, die Unschuld, die da leben und lieben, wieder mit der Menschheit versöhnen! Genösse Er hingegen eines noch so glänzenden Glückes, wäre Er der Liebling der Minister und der Grossen; wäre er der Liebling der Damen, der Tongeber in den feinsten Gesellschaften; wäre Er selbst groß und reich; herrschte Er über noch so viele andere, aber seine Wohnung wäre die Wohnung der Zwietracht und der Eifersucht, und sein häusliches Leben verweigerte ihm die Ruhe, die es dem Weisen und Guten gewähret, wie wenig würde ihm jenes äussere blendende Glück diesen wesentlichen innern Mangel ersetzen!

Dieß sind meine Gesinnungen über die Vortheile der Einsamkeit, zu unserer Aussöhnung

mit den Menschen und der Welt, aber dieß sind nicht meine Worte. Es sind die Worte eines öffentlichen Lehrers meiner Religion und meiner Theologie, aber nicht einer Religion die herrschen will, nicht einer Theologie die von dem Herzen abprellt. Es sind Worte aus seiner unvergleichlichen Predigt über häusliche Glückseligkeit, die, wie alle Predigten von Zollikofer, alle Menschen lesen sollten.

Einsamkeit schützet gegen den Spott der Leichtsinnigen, sagt eben dieser grosse Religionslehrer, gegen die unverdiente Verachtung und das lieblose Urtheil des Neides, gegen den traurigen Anblick der Thorheiten, der Verbrechen und des Elendes, die so oft den Schauplatz des geschäftigen und des geselligen Lebens verunstalten; sie löschet das Feuer jeder bösen wilden Leidenschaft in uns aus, und befestiget den Frieden in unserer Brust. Was mein geliebter Zollikofer sagt, habe ich erfahren. Wenn meine Feinde glaubten, gewisse kleine und erbärmliche Vorfälle trü-

ben mir das Leben; wenn man mir erzählte, wie sie sich über diese Vorfälle innig freuten auf ihren Gelagen; wie schöne Damen sogar hüpften und trippelten, und sich im Kreise um denselben versammelten, der ihnen sagen konnte, wie man mich geschmähet habe, und noch schmähen wolle, so sagte ich zu mir selbst: hätten mir auch alle meine Feinde und Feindinnen tausendfachen Tod geschworen, was würde mir das schaden? Was beweisen Epigrammen, Neckereyen, Witzeleyen, und Spott? Was beweisen jene pasquillantischen Kupferstiche, die sie, aus ihrem Athen, postfrey an alle Kaufleute und Liebhaber Deutschlands und der Schweitz versenden und verschenken?

Dorne und Disteln, auf die rauhere Füsse ohne Schmerzen treten, oder die sie mit Gleichgültigkeit zur Seite wegstossen, erregen nur bey Weichlingen Wunden und Geschwüre, ernsthafte Uebel aus geringem Schaden. Nur solche muß man, wie die Blüten zarter Pflanzen, mit Sanftheit, Achtung, und Sorgfalt pflegen, und

nie mit groben und unflätigen Händen berühren. Aber wer gegen die größten Gefahren und Widerwärtigkeiten des Lebens seine Kräfte geübet hat, wer seine Seele erhaben fühlet über Urtheile und Vorurtheile, wird solche unbedeutende Stiche nicht gewahr. Tand, der kleine Seelen beschäftigt, überläßt er kleinen Geistern und Seelen, und sieht allenthalben solchem Ungeziefer gleichgültig und unerschrocken in die Augen.

Sanfte Winde, klare Quellen, fischreiche Flüsse, dichte Gehölze, kühle Höhlen, Bänke von Rasen, und blumenreiche Wiesen, bedarf man darum nicht immer, um die Wuth seiner Feinde zu vergessen. O, die vergißt man überall, im Stillen! Alle kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, aller Schnack, alle Ungerechtigkeit, alle niedrigen Sorgen und Bekümmernisse, verfliegen wie Staub, vor dem der Muth und Kraft genug hat, nach eigenem Geschmack und Willen zu leben. Was man gerne thut, ist im-

mer

mer angenehmer, als was man thun muß. Nur Weltzwang und Dienstbarkeit vergiften freyen Seelen das Leben, benehmen alle Ruhe, alle Zufriedenheit, alle Kraft, auch in glänzendem Wohlstand, Reichthum, und Ueberfluß.

Also kommt durch Einsamkeit, nicht nur Ruhe ins Herz; also macht sie nicht nur gutmüthig; also überwindet und vergißt man in derselben nicht nur Dummheit, Bosheit, und Neid. Einsamkeit bringet dem Herzen noch weit mehr und grössern Vortheil.

Freyheit, wahre Freyheit, findet sich nirgends so gut, wie in der Entfernung vom Menschengewühle, und allen unwillkührlichen Weltverhältnissen. Vortreflich hat man gesagt, da komme der Mensch aus der Zerstreuung zu sich selbst, fühle sich selbst, habe ein klares inniges Bewußtseyn von dem was er ist und hat, und lebe mehr in sich und für sich, als in äussern Dingen. Er trete da in einen natürlichen und

freyen Zustand zurück, spiele keine künstliche Rolle, stelle keine ihm fremde Person vor, denke, rede, handle ganz nach seinem eigenthümlichen Charakter, nach seinen jedesmaligen Empfindungen. Da sey er ganz das, und nichts andres als was er wirklich ist. Da drohe ihm kein Amtsgesicht, und kein Tyrann; da verlache er niemand, und da ärgere ihn nichts; da ängstige ihn weder Geschäftszwang noch Höflichkeitszwang; da zerbreche er alle Fesseln der Gewohnheit, und willkührlicher verabredeter Dienstbarkeit; da könne sein Verstand immer laut denken, und sein Herz seinen Empfindungen sich immer überlassen.

Frau von Staal hielt es für einen grossen Irthum, daß man sich am Hofe frey glaube, wo man doch bey seinen geringsten Handlungen auf hundert verschiedene Dinge sehen müsse, wo man nie laut denken dürfe, wo unsere Gesinnungen sich immer nach allem richten müssen was uns umgiebt, wo alles was uns nahe kommt

das

das Recht zu haben scheint uns zu versuchen, und wo wir uns selbst niemals geniessen. Selbstgenuß, sagte diese Französische Hofdame, ist nirgends, als in der Einsamkeit; die erste Bekanntschaft mit mir selbst, machte ich in der Bastille.

Freye Seelen sind zu Kammerherren und Oberhofwesen eben so wenig gebohren, als unsere Weiber zu Nonnen. Furchtsam sieht der Höfling umher, horcht vielleicht bey manchem Schlüsselloch, ist immer durch nagenden Argwohn gequälet, hat bey allem dem doch immer ein frohes und heiteres Gesicht, und zündet immer, wie jenes alte Weib, eine Wachskerze dem Erzengel Michael an, und eine dem Teufel; weil er nie weiß, wo er den einen oder den andern nöthig hat.

Solche Vorsicht und solcher Zwang sind unerträglich für jeden der zum Höfling nicht gebohren ist. Aber auch in weit geringern Weltver-

hält-

hältnissen werden freye, offene, selbstständige, und wirksame Köpfe alle Fesseln zerreissen. An Höfen muß man erzogen seyn um Vergnügen zu finden an Höflichkeitsdunst; aus Mangel von Aufklärung und besserer Begriffe, wird da freylich manches wichtig, und durch den langen Seelenzwang auch manches leicht, das einen andern nur aus Ungewohnheit martert. Aber lieber Leser, hast du nie erfahren, was das ist, auch nur in ganz alltäglicher Gesellschaft einen ganzen Abend sitzen und sprechen zu müssen, ohne zu wissen wovon du sprechen sollest, und also auch ohne etwas zu sagen? Oder hat man auch nur unter vier Augen, nie aus dir Ideen herauspumpen wollen, ohne dir eine einzige Idee zu geben? Hast du nie Gedanken hingeworfen, die keine Gedanken erzeugten, und über den Kopf deiner Gesellschaft wegflossen, wie Wasser über Wachstuch?

Welcher Sklave ist überall, ein Denker unter einem Trupp von Gecken und Thoren; welche

Skla-

Sklavinn eine vernünftige Conventualinn in einem dummen Convent; und welcher arme Schelm, jeder gute Kopf, in mancher kleinen Stadt! Nie verträgt man einen Umgang lange, der Alles verlachet und ausstößt, was man ehret, schätzet, und liebt. Keine ärgere Tyrannen giebts, als die Vorurtheile der Menschen; die größten Sklaven sind wir da, wo uns niemand versteht. Ach es ist nicht genug, daß man sich ernstlich vornehme im Umgang zu gefallen; man muß, wenn man gefallen will, auch wol gar nicht denken; man muß auch wol gar kein Gefühl haben; man muß auch wol alles verschmähen, was die ganze vernünftige Welt hochschätzt, und alles hochschätzen was jeder Mann von Geist und Verstand verschmähet; oder, man spielt mit einem Kopfe, der sich gegen so viele Unköpfe reiben will, eine grosse Rolle auf Unkosten seines Glücks.

Ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein stilles häusliches Leben, schützen gegen allen diesen Zwang. Nur so macht man sich

unabhängig und frey, von allem was dem Herzen wehe thut, dem Geiste ekelt, und den Magen belästigt. Aber eine Mönchskutte mußt du nicht anziehen, wenn Einsamkeit zwanglos seyn soll; auch keine Krone mußt du tragen, wie der Doge in Venedig. Dieser arme Sklave darf keinen Freund besuchen, darf keinem fremden Abgesandten die Besuche wiedergeben, wenn er vom Senat nicht dazu besondere Erlaubniß hat. Der Doge von Venedig lebt so elend, daß jedermann sieht und gesteht, Einsamkeit und Abhängigkeit seyen die wesentlichsten Eigenschaften seines Standes.

Hat man in der Einsamkeit nichts um sich, das bindet, störet, hemmet, necket und quält, so fühlet man erst sich selbst; so hat man erst ein klares inniges Bewußtseyn von dem was man kann, und was man ist; und so machen Freyheit und Musse, gewiß einen muntern und thätigen Kopf gegen alles andere Weltglück gleichgültig.

Einsamkeit und Freyheitsliebe machten dem Petrarcha alles Weltglück verhaßt. Er sollte in seinen spätern Jahren, nacheinander Secretair verschiedener Päbste werden, es koste was es wolle; alle möglichen Schlingen wurden ihm gelegt, um seine Absichten nach dieser Seite zu leiten. Aber Petrarcha sagte: Reichthümer die man auf Kosten der Freyheit erwirbt, sind ein wahres Elend, ein Joch von Gold oder Silber drückt nicht weniger, als eins von Holz oder Bley. Er stellte seinen Gönnern und Freunden vor: daß er sich nicht entschliessen könne seine Freyheit und seine Musse zu verlieren, denn diese betrachte Er als die größten Güter der Welt. Den Vergnügungen der Wissenschaften könne Er nicht entsagen. Er habe die Reichthümer zu der Zeit verachtet, da er sie am nöthigsten gehabt, und nun würde es schimpflich für ihn seyn ihnen nachzulaufen, da es ihm viel leichter werde sie zu entbehren. Den Vorrath zur Reise müsse man nach der Länge des Weges einrichten, und Er, der bereits anfange dem Ziel seiner Laufbahn sich zu

 nähern,

nähern, habe mehr an die Herberge zu denken, als an die Reisekosten.

Ekel gegen das Hofleben, trieb den Petrarcha schon als einen schönen blühenden Jüngling von drey und zwanzig Jahren in die Einsamkeit, ob er gleich in seiner Gestalt, in seiner Aufmerksamkeit für seinen Anzug, und in seinem Temperamente sogar, alles hatte was man von einem Hofmann verlanget. Er war so schön, daß die Leute auf der Gasse stille standen, und mit Fingern auf ihn wiesen, wenn er vorbeygieng. Seine Augen waren voll Feuer, und seine ganze Physiognomie verkündigte seinen Geist. Er hatte bey der schönsten Gesichtsfarbe, grosse und männliche Züge; und einen schlanken, edlen und hohen Wuchs. Zum Umgange mit Frauenzimmer und zu allen Wollüsten, wozu Frauenzimmer reitzen, riß ihn zuerst sein Temperament, dann die Wärme des Clima von Avignon wo er lebte, das Feuer der Jugend, auch die Schönheit so vieler Weiber die aus mancherley Gegen-

den von Europa dort an dem påbstlichen Hofe zusammenkamen, und zumal das Beyspiel dieses lůderlichen Hofes. Er vertåndelte einen grossen Theil des Tages, mit der Anordnung seiner Haare und seines Putzes. Er trug immer ein weisses Kleid; der geringste Fleck an demselben, eine Falte am unrechten Orte, machte ihm den grösten Verdruß. An seinen Schuhen sogar vermied er mit Sorgfalt, alles was ihm nicht zierlich schien; sie waren so enge, und machten ihm dadurch so grosse Qual, daß es ihm zuletzt unmöglich gewesen wåre zu gehen, wenn er nicht endlich eingesehen håtte, daß es besser sey die Augen der Damen durch seine Schuhe zu beleidigen, als seine Fůsse. Auf den Strassen vermied er mit der grösten Aufmerksamkeit den Wind, nicht etwa weil er glaubte sich zu verkålten, sondern weil er befůrchtete seine Haare kommen dadurch in Unordnung. Aber eine weit höhere und feurige Liebe fůr die schönen Wissenschaften und die Tugend, hielten seiner Neigung fůr das schöne Geschlecht immer das Gegengewicht. Er schrieb

zwar den Damen zu gefallen, alle seine Gedichte Italienisch, und bediente sich der Sprache der Gelehrten blos zu ernsthaften und wichtigen Gegenständen; indeß war er seines brennenden Temperamentes ungeachtet keusch. Er verabscheute jede Ausschweifung; Reu und Ekel folgten bey ihm augenblicklich auf das kürzeste Vergnügen bey dem schönen Geschlechte. Es ärgerte ihn äusserst, daß sein Fleisch nicht unempfindlich war; lieber wollte ich so hart seyn wie ein Stein, sagte er, als durch so reitzende Triebe des Körpers immer gequälet. Unter den schönen Frauen von Avignon, gab es dessen ungeachtet einige, die sich bestrebten das Herz des Petrarcha zu erobern. Verführet durch ihre Reitze, und hingerissen durch die Leichtigkeit bey ihnen glücklich zu seyn, that Er beynahe alles was diese Frauen wollten; aber die Unruhen und Schmerzen der Liebe schreckten ihn so sehr ab, daß er ihr auswich. Er war wilder als ein Hirsch, bevor er die Laura sah; und doch machte er sich, wenn man ihm glauben darf, in seinem drey und

zwanzigsten Jahre noch keinen Vorwurf über seine Aufführung. Die Furcht Gottes, die Vorstellung des Todes, die Liebe zur Tugend, die Grundsätze der Religion, Früchte der Erziehung einer guten Mutter, bewahrten ihn vor den Klippen die ihn umgaben. Nächst allem übrigen was nicht taugte, war Juristerey damals der einzige Weg am Hofe des Pabstes anzukommen; aber Petrarcha verabscheute diesen Weg, und vermaledeyte die Juristerey. Er hatte zwar für einige Zeit, eh er ein Geistlicher ward, als Advocat sich gezeigt, und einige Processe glücklich geführet. Dafür machte Er sich Vorwürfe in der Folge. In meiner Jugend, sagte er, widmete ich mich der Kunst, Worte oder vielmehr Lügen zu verkaufen, aber was man gegen seinen Willen thut, geräth immer schlecht, denn ich liebte die Einsamkeit, und verabscheute das Gericht. Inneres Bewußtseyn seines Werths gab zwar dem Petrarcha im Ganzen das jugendliche Zutrauen, und den Stolz, womit man glaubt, daß man auf alles Anspruch machen

dürfe; aber aus Haß gegen das Hofleben entriß er sich Allem. Ich habe keine Hofnung, sagte er in seinem drey und zwanzigsten Jahre, am Hofe des Stadthalters Christi mein Glück zu machen; ich müßte dazu die Palläste der Grossen fleissig besuchen, schmeicheln, versprechen, lügen, betrügen. Dessen war Petrarcha nicht fähig. Er haßte Ehre und Beförderung nicht, aber die Mittel die man anwenden mußte, dahin zu gelangen; er suchte den Ruhm, aber nicht auf gewöhnlichen Wegen. Er gieng gerne, wo andere nicht giengen, und entsagte darum der Welt.

Abneigung gegen die Höfe hat zumal auch Petrarchas kleine Schrift über die Einsamkeit veranlasset. Im Jahre 1346 war er, nach seiner Gewohnheit, in der Fasten, zu Vauclüse. Der Bischof von Cavaillon, begierig ihn zu sprechen, und mit ihm die Früchte der Einsamkeit zu geniessen, nahm seinen Aufenthalt auf dem Schlosse dort, das auf der Spitze eines hohen

Felsens liegt, und mehr für die Vögel gebaut scheint, als für Menschen. Itzt sind nichts mehr als Ruinen davon übrig. Alles was der Bischof und Petrarcha zu Avignon und Neapel gesehen, gab ihnen den äussersten Ekel für den Aufenthalt in den Städten, und die größte Verachtung für die Nachstellungen der Höfe. Sie wogen alle ihre vorigen Verdrüßlichkeiten gegen die Vortheile der Einsamkeit. Dieß war der gewöhnliche Inhalt ihrer Gespräche, und dieß erregte bey Petrarcha den Vorsatz, eine so schöne Materie gründlich zu untersuchen, und alles was er darüber gedacht, gelesen, und gehört hatte, in einer Schrift zu vereinigen. Er legte sogleich am Anfang der Fasten Hand an das Werk, und auf Ostern ward es fertig; aber er durchsah und verbesserte es in der Folge zu wiederhohlten malen, eh er es herausgab, und fügte immer noch hinzu was ihm etwa einfiel. Erst zwanzig Jahre nachher, im Jahr 1366, über-

übergab er es dem Bischof von Cavaillon, dem es dedicirt ist (*).

Nimmt

(*) Petrarchas Schrift de vita solitaria, und die de otio religiosorum, sind vielleicht die schlechtesten von allen seinen Schriften. Er selbst sagt: mein Buch über die Einsamkeit hat nichts Gutes als den Titel, und er hat beynahe recht. Aber unübertreflich spricht er doch von der Einsamkeit, in vielen Stellen seiner poetischen und prosaischen Werke. Zu seiner Schrift de otio religiosorum veranlaßten ihn die Karthäuser zu Montrieur. Petrarcha hatte in diesem Kloster einen Bruder, den er seit seiner Einkleidung nicht gesehen, und den er einst auf einen Tag und eine Nacht besuchte. Die Karthäuser dort hatten gehöret, Petrarcha sey der schönste Geist, und der beredteste Mann seines Jahrhunderts, und schmeichelten sich deswegen, er würde ihnen etwas durchgedachtes und rührendes über ihre Abgeschiedenheit sagen. Er sagte nichts; aber beym Abschied versprach er ihnen, daß er ihnen bald eine Abhandlung über die Glückseligkeit ihres Lebens schicken wolle, und

hielt

Nimmt man alles zusammen, was ich hier von dem Petrarcha sage, so erhellet, wie groß das Opfer war, das Er der Einsamkeit brachte. Aber sein Geist und sein Herz genossen ihre Vortheile, wie sie vielleicht niemand genossen hat; und alles dieses Glück verschaffte er sich durch seinen Ekel für das Hofleben, und durch seine Freyheitsliebe.

Freyheitsliebe war auch bey Rousseau die Ursache seines Ekels gegen allen Umgang, und in der Einsamkeit die Quelle aller seiner Vergnügungen. Seine Briefe an den Herrn von Malesherbes sind zur Kenntniß von dem wahren, und immer äusserst misverstandenen Character des Rous-

hielt Wort. Sobald er nach Vauclüse zurückgekommen war, schrieb er dieses kleine Buch, worinn er beweisen will, wie viel glücklicher ein Karthäuser sey, als ein Weltmann; aber wodurch er wol nie einen Weltmann zum Karthäuserleben verführte.

Rousseau, eben so merkwürdig, als seine äusserst misverstandene Bekenntnisse. Er sagt in einem dieser Briefe: Lange irrte ich mich selbst über die Ursache meines immerwährenden, unüberwindlichen, und täglichen Ekels, gegen den gesellschaftlichen Umgang. Ich glaubte, er entstehe aus dem Verdrusse über die mir mangelnde Fertigkeit meine Gedanken zu äussern; es schien mir, ich zeige im Umgange den wenigen Geist nicht, den ich habe, und ich behaupte also in der Welt den Platz nicht, der mir zukomme. Aber nachdem ich so vieles geschrieben, war ich doch gewiß, wenn ich auch etwas dummes sagte, daß man deswegen nicht glauben würde, ich sey ein Dummkopf. Als ich mich dann auch gesucht und hervorgezogen sah in der Welt, und mit einer weit grössern Achtung beehret, als meine lächerlichste Eitelkeit nicht hätte verlangen können; und als ich, dessen ungeachtet, den nemlichen Ekel gegen den Umgang vergrössert, und nicht vermindert fand, schloß ich, dieser Ekel müsse von einer andern Ursache herrühren, und Weltgenuß

sey

sey nicht der Genuß den ich bedürfe. Und was war denn endlich diese Ursache? Nichts als dieser unbändige Freyheitsgeist, den nichts überwinden konnte, und gegen den mir Ehre, Glück, und Ruhm sogar, nichts sind. Es ist gewiß, daß bey mir dieser Freyheitsgeist, weniger von Hochmuth herrühret, als von Faulheit. Unglaublich ist diese Faulheit; ihr ekelt vor den geringsten Pflichten des gesellschaftlichen Lebens; da ein Wort zu sagen; dort einen Brief schreiben, hier eine Visite machen, quälet mich, wenn ich das muß, an Leib und Seele. Daher kommts, obgleich ich den gewöhnlichen Umgang hasse, daß innige Freundschaft mir so theuer ist. Hier giebts keine Pflichten; man folgt seinem Herzen, und Alles ist gethan. Kurz, die Art von Glück, die ich bedarf, ist nicht so wol, zu thun was ich will, sondern nicht zu thun was ich nicht will. Das thätige Leben hat keinen Reitz für mich; ich wollte lieber auf immer nichts thun, als etwas thun das ich nicht mag. Auch dachte ich hundertmal, ich wäre eben so sehr unglücklich in

der

der Bastille nicht gewesen, weil ich dort nichts weiter hätte thun müssen als dort zu bleiben.

Alle Vortheile freyer Musse fühlte niemand besser als Rousseau, und jeder hat diese Glückseligkeit, wenn er will. Wenn ich, sagt dieser liebenswürdige Philosoph, in meinen Schmerzen trübselig die Länge meiner Nächte messe, wenn Unruhe und Fieber mich hindern auch nur einen einzigen Augenblick zu schlafen, dann vergesse ich doch oft meinen gegenwärtigen Zustand unter den Erinnerungen an mein voriges Leben; und Reue, süsses Andenken, Klagen, zärtliche Rührung, machen mir in die Wette auf einige Augenblicke mein Leiden vergessen. Was glauben sie wol, welche Zeit meines Lebens, ich mir am meisten und am liebsten bey diesen Phantasieen erinnere? Nicht die Freuden meiner Jugend, ich hatte nicht viele, sie waren zu sehr mit Bitterkeit vermengt, sie sind schon zu weit von mir; sondern die Freuden meiner Abgeschiedenheit von der Welt, meine einsamen Spatziergänge, jene schnellen und wollüstigen

gen Tage, die ich mit mir ganz alleine zubrachte, mit meiner guten und einfältigen Haushälterinn, mit meinem geliebten Hund, mit meiner alten Katze, mit den Vögeln der Luft und den Hirschen des Waldes; mit der ganzen Natur und ihrem unergründlichen Urheber. Eh die Sonne aufgieng, kam ich ihr in meinem Garten entgegen; wenn ich einen schönen Tag anbrechen sah, war mein erster Wunsch, ach verdürben mir doch itzt keine Briefe, keine Visiten, diesen herrlichen Tag! Nachdem ich den Morgen mit allerley Geschäften hingebracht hatte, die ich alle mit Vergnügen vollführte weil ich sie auch hätte aufschieben können, eilte ich zum Mittagessen um verdrießlichen Besuchen zu entgehen, und mir meinen Nachmittag zu verlängern. Vor ein Uhr, auch in den heissesten Tagen, zog ich in der größten Sonnenhitze aus, mit meinem getreuen Hunde, und eilte, aus Furcht daß mich jemand anpacke, eh ich ihm aus der Schlinge sey. Aber wenn ich einst über eine gewisse Höhe war, mit welchem herzlichen Gefühle, mit welcher inniger Freu-

Freude athmete ich itzt, da ich mich gerettet sah, und mir sagen konnte, nun ist der Tag mein! Dann gieng ich langsamer, und suchte in irgend einer wilden Stelle im Walde, an irgend einem wüsten Orte wo nichts von Menschenhänden zu sehen war, wo nichts Dienstbarkeit und Herrschaft verkündigte, eine Zuflucht, wo ich glauben konnte, niemand sey vor mir da gewesen, und kein Dritter werde sich eindrängen zwischen die Natur und mich.

Wer gäbe nicht für solche Herzensfreuden alle Freuden der Welt, für diese bescheidene Freyheit nicht alle eure glänzende und langweilige Sklaverey? Ach ich weiß es wohl, daß nicht jeder in Umständen ist, um sich selbst in dieser Maasse zu geniessen; aber versuchet es, ihr lieben Leute auf dem Lande, und das Glück, das ihr alle habt, ein einziger Tag eurer Freyheit, eine Stunde eurer Ruhe, heilt euch gewiß von der Sehnsucht nach unsern Städten, nach unsern Comödien, nach unsern Putzhändlern, nach unserm

serm Adel, nach unsern Reduten, und nach unserer Langenweile.

Pabst Clemens der sechste, hatte dem Petrarcha nach dem apostolischen Secretariate, auch noch verschiedene ansehnliche Bischthümer angeboten. Petrarcha schlug alles standhaft aus. Du schlägst mir alles ab, was ich dir anbiete, sagte endlich der heilige Vater; verlange was du willst, und du sollst es haben. Petrarcha schrieb, zwey Monate nachher, an einen Freund: jede Erhebung ist mir verdächtig, weil ich den Fall bey ihr sehe. Bewilligt man mir diese dem Golde vorzuziehende Mittelmässigkeit, die man mir versprochen hat, so werde ich sie mit ganzem Herzen und mit Erkenntlichkeit annehmen; aber will man mir ein wichtiges Amt geben, so schlage ich es aus, schüttle das Joch ab, und will lieber arm seyn als ein Sklave.

Ein Engländer frägt irgendwo: warum sind die Bewohner jener reichen Ebenen der Lombar-

bey, wo die Natur ihre Gaben so verschwenderisch ausschüttet, weniger reich, als die Bergbewohner in der Schweitz? Weil Freyheit einen mildern Einfluß auf das Glück der Menschen hat, als Sonnenschein und Zephire; sie deckt den rauhen Fels mit Erdreich, trocknet den elenden Sumpf, und bekleidet die braune Wüste mit schönem Grün; sie macht den Landmann freundlich lächeln, und zeigt ihm seine anwachsende Familie mit Wohlgefallen und Frohlocken; Freyheit hat die schönen Felder der Lombardey verlassen, und wohnet in Helvetien.

Dieß ist Poesie in Prose. Aber es ist wahr zu Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glaris, und Appenzell. Denn wer mehr hat, als er braucht, ist reich; und wer denken und sagen und für sich arbeiten kann so viel er will, ist frey.

Genügsamkeit und Freyheit sind also die wahre Würze des Lebens. Dieser so seltene und selige Zustand der Seele, in dem man sagen kann, ich habe genug, ist die höchste Philosophie des Le-

bens. Nicht vieles haben, sondern genug an dem Seinigen haben, ist Glück. Könige und Fürsten sind nicht glücklich, weil sie immer mehr bedürfen als sie haben, und immer aufgefordert werden mehr Gutes zu thun, als sie wirklich können. Es ist also den größten und besten Königen nicht zu verdenken, wenn sie zuweilen sagen: mein Sohn, heut hab ich Schaden am linken Ohr (*).

(*) Als der Oberamtmann Fromme zu Fehrbellin, dem König in Preussen, zur unrechten Zeit, von Viehsterben und Remission sprach, antwortete ihm der grosse König: mein Sohn, heut hab ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.

Aber vortreflich hörte dieser grosse König, als ihm im Jahre 1783 in einem Dorfe in Schlesien ein Rad brach, und Er deswegen so lange in ein nahe gelegenes Predigerhaus gieng, bis man den Wagen reparirt hatte. Der Prediger war im Schlafrock, und flog weg, wie ein Pfeil, als der König in die Stube trat. Aber seine zwey Töchter blieben, suchten den König, so gut als es ihnen möglich war, zu unterhalten; und baten sich auch die Erlaubniß

Gewöhnlich wollen auch die Menschen glück-licher scheinen, als sie sind, und was diesem Scheine abgeht, halten sie dann für Verlust.

Aber

aus, auf dem Clavier spielen zu dürfen? Der König gab es freundlich zu, hörte die Mädchen spielen und singen und lobte sie sehr.

Nun trat auch der Prediger herein, in vollem priesterlichem Ornat, und in schneeweisser Parucke. Der König gieng gleich auf ihn zu, und sagte: Glaubt er, daß er selig werden wird?

Nein, Ihro Majestät, erwiederte der Prediger.

Der König fragte sehr lebhaft: warum nicht?

Weil geschrieben steht: du wirst nicht ins Reich Gottes eingehen, wenn du nicht bis auf den letzten Heller bezahlest! Nun, Ihro Majestät, bin ich vierhundert Thaler schuldig, die ich gewiß mein Lebtag nicht bezahlen kann, und also kann ich auch nie hoffen selig zu werden.

Der König kehrte sich um, gieng ohne ein Wort zu sagen zur Stube heraus, setzte sich in seinen Wagen, und fuhr davon. Aber auf der nächsten Poststation, legte er vierhundert Thaler zusammen,

und

Aber bist du auf irgend eine Art glücklich, so laß dieß immer deine erste Sorge seyn, daß es niemand weiß, als deine vertrautesten Freunde. Verschliesse alles was du hast und geniessest, denn in ein stilles und abgesondertes Leben sieht die Scheelsucht bey wenigen hin, und wenigen trübt da der Neid den Sonnenschein ihrer Tage.

Wer wenig bedarf, hat immer genug. Ich bin zufrieden, schrieb Petrarcha an seine Freunde, die Cardinäle Taleirand und von Bologne, ich will nichts mehr, ich habe meinen Begierden einen Zaum angeleget, ich habe alles was man haben muß, um zu leben. Cincinnatus, Curius, Fabricius, Regulus, nachdem sie ganze Völker überwunden, und Könige im Triumphe aufgeführet, waren nicht so reich wie ich. Arm würde ich immer seyn, wenn ich den Leidenschaften

und schickte sie mit folgendem Billet dem Prediger: „Ich schicke Ihm vierhundert Thaler, um Ihm die „Zweifel an seiner Seligkeit zu benehmen.“

wollte die Thüre öfnen. Die Habsucht, die Ueppigkeit, der Ehrgeitz, kennen keine Gränzen; die Habsucht ist ein bodenloser Abgrund. Ich habe Kleider mich zu bedecken, Unterhalt mich zu ernähren, Pferde mich zu tragen, Land mich darauf niederzulegen, spatzieren zu gehen, und meine Hülle nach meinem Tode zu verwahren. Was hatte ein Römischer Kaiser mehr? Mein Leib ist gesund; durch Arbeit gezähmt ist er weniger gegen den Geist rebellisch. Ich habe Bücher von aller Art; sie sind ein Schatz für mich; sie nähren meine Seele mit einer Wollust, die Ekel nie begleitet. Ich habe Freunde, die ich als mein kostbarstes Gut betrachte, wenn nur ihre Rathschläge nicht darauf abzielen, mich meiner Freyheit zu berauben. Dazu die größte Sicherheit; ich weiß von keinen Feinden, ausser von denen, die der Neid mir gemacht hat. Ich verachte sie im Grunde, und vielleicht würde es mir verdrüßlich seyn, solche Feinde nicht zu haben. Ich rechne noch unter meine Reichthümer die Gewogenheit aller Rechtschaffenen, die in der Welt zerstreut

sind,

sind, selbst derer die ich nie gesehen habe, und vielleicht nie sehen werde.

Aus dieser Stelle des Petrarcha sieht man zwar, daß der Neid ihn auch bis in seine Einsamkeit verfolgte. Er klagt oft darüber; aber hier nimmt er den Neid, wie man soll. Er verachtet seine Neider, und es wäre ihm leid, wenn er keine hätte.

Einsamkeit zeigt dem Menschen seine wahre Bedürfnisse. Bey grosser Einfalt der Sitten hat man an Wenig genug. Wenn ich nicht sehe und nicht weiß, was du hast und brauchst, so fällt mir auch nicht einmal ein, wozu das gut ist. Einem alten Landprediger auf einem hohen Berge am Thunersee, im Canton Bern, ward einst ein Puterhahn geschenkt; Er kannte das Thier nicht, und berathschlagte mit seiner Köchinn, die es auch nicht kannte, was sie mit dem Thier anfangen wollen? Der Pastor und die Köchinn wurden eins, das Thier zu begraben. Ach wüßten

doch alle Pastoren in der Welt nichts von Puterhahnen, sie wären alle so glücklich wie jener gute kleine Pastor dort oben am Thunersee!

Wer auf seine wahren Bedürfnisse sich einschränket, ist weiser, reicher, und zufriedner, als wir alle. Sein Lebenssystem ist einfach und edel, wie seine Seele. Er findet Glückseligkeit in der dunkelsten und weitesten Entfernung von der Welt. Seine höchste Liebe ist Wahrheit und Einfalt, und diejenige Philosophie die am wenigsten grübelt, nur wenig bedarf, und ihr höchstes Glück nirgends suchet als in Gemüthsruhe.

Pope schrieb als ein Knabe von zwölf Jahren ein sanftes, liebes, kleines Gedicht über die Einsamkeit, das den Kern dieser ganzen Philosophie enthält. Glücklich, sagt er, ist derjenige, der seine Wünsche und Sorgen auf einige ererbte Morgen Landes einschränket; und der sich freut, wenn er seine vaterländische Luft, auf seinem eigenen Boden einathmet; der Milch hat von seinen Heerden, Brodt von seinem Feld, Kleider von seiner

Wolle,

Wolle, im Sommer Schatten von seinen Bäumen, und im Winter, Feuer. Gesegnet ist Er, dem sorgenlos und sanft, Stunden, Tage, und Jahre hingleiten, mit Gesundheit des Körpers und Ruhe der Seele, ohne Unterbrechung seiner Arbeit und seines Schlafes, in süsser Erquickung, und gedankenvoller Unschuld. Wer das hat, mag ungesehen und unbekannt leben, und unbekannt sterben; er bedarf keines Steines, der sagt wo er liegt.

Einfacher, ruhiger und weniger schreckhaft, wird das Feld der Sinnlichkeit für jeden der des Lebens im Stillen sich freuet. Für Weltlinge ist dieses Feld, voll leerer und verwilderter Plätze, voll Geräusch und Lerm; man sieht auf demselben Weinberge und Weinkrüge, lüderliche Tänze, hie und da Siechenhäuser, Gräber über denen Rosen verwelken, und Gebüsche in denen Sänger der Liebe ihre Originale aufsuchen. Aber für den, der jede wilde Freude und jede Lockung zu sträflicher Wollust fliehet, ist auch sinnliches Vergnü-

gen von höherer Natur, sanft und erhaben, unschuldig und rein, dauerhaft und voll Ruhe.

Aller Ekel den Ueberfluß giebt, verschwindet bey der Einfalt des Landlebens. Man lernt da ganz anders fühlen als in der Welt. Alle unsere Gefühle werden reiner und freyer, nicht erstickt durch Ueberfluß, und immerwährende Sattheit. Petrarcha lud einst seinen Freund, den Cardinal Colonna zu sich in seine Einsamkeit nach Vauclüse ein, und schrieb ihm: wenn du die Ruhe des Landes dem Geräusche der Stadt vorziehst, so komm hieher, ihrer zu geniessen. Aber erschrick nicht vor meinen ländlichen Speisen, und harten Betten. Könige finden selbst zuweilen Ekel an den ausgesuchtesten Tafeln, und verlangen eine gröbere Nahrung. Die Abwechslung gefällt ihnen; ein unterbrochenes Vergnügen wird nur desto lebhafter. Wenn du nicht so denkst, was verhindert dich ausgesuchtere Speisen mit dir zu bringen? Auch Weine vom Vesuv, und silberne Schüsseln, und alles was deinen Sinnen schmeichelt?

Wegen

Wegen des übrigen verlaß dich auf mich. Ich verspreche dir ein Rasenbett im Schatten, das Concert der Nachtigallen, Feigen, Trauben, Wasser aus kühlen Quellen geschöpft, kurz, alles was die Hände der Natur vom wahren Vergnügen darbieten.

Ach wie gerne entsagt man um Glücksgüter, die das Herz froh machen, denen die es beunruhigen. Durch eine geringe Wendung unserer Imagination, unsers Geschmackes, und unserer Leidenschaften, findet sich allenthalben neuer und noch unerfahrner Genuß, Freude ohne Leid, und Wollust ohne Reu. Die verwöhnten Sinne leben zu neuen Entzückungen auf. Zwitschernde Vögel und murmelnde Gewässer, tönen alsdann den Ohren lieblicher, als Opergesang und Kunstfidlerey. Am Himmel, im Wasser, und an Felsengebirgen ruhen die Augen vergnügter, als auf Assembleen und Bällen, und Petitsoupers. Man gewöhnet sich in der Einsamkeit an alles was vorher unausstehlich war, und entsagt jedem eitelen

Ver=

Vergnügen im Schoße der Einfalt. Petrarcha schrieb von Vauclüse an einen Freund: Ich bekriege hier meinen Leib, denn Er ist mein Feind. Meine Augen, die mich so viele Thorheiten haben begehen lassen, sehen itzt nichts als eine trokkene, schwarze, und von der Sonne verbrannte Frau. Wenn Helena und Lucretia ihr Gesicht gehabt hätten, wäre gewiß weder Troja in die Asche gelegt, noch Tarquinius aus seinem Reiche verjagt worden; aber dafür ist nichts treuer, demüthiger, und arbeitsamer als sie. Ganze Tage bringt sie in den Feldern zu; ihre harte Haut trotzet der brennenden Hitze des Hundsterns. Ob ich gleich schöne Kleider habe, so trage ich sie doch nicht mehr. Du würdest mich für einen Ackersmann halten, oder für einen Hirten, mich der sonst so gesucht war in seinem Schmucke. Die nemlichen Ursachen finden nicht mehr statt. Die Bande, die mich fesselten, sind zerrissen; die Augen denen ich gefallen wollte, sind verschlossen; und wären sie noch offen, so hätten sie vielleicht über mich die Gewalt nicht mehr.

Ein=

Einsamkeit zerstöret allen eitelen Ehrgeitz, indem sie die Güter der Erde von ihrem falschen Glanze entkleidet, den ihnen die Einbildung leiht. Zu dieser Gleichgültigkeit durch ländliches Vergnügen gewöhnt, findet ein weiser Mann Aemter und Beförderungen seines Verlangens nicht mehr werth. Jener Römer vergoß Thränen, daß er wegen der angetragenen Consulwürde ein Jahr lang sein Feld selbst nicht bauen konnte; und Cincinnatus, der vom Pfluge gehohlet ward, um an der Spitze einer Römischen Armee zu stehen, schlug den Feind, bemeisterte sich seiner Provinzen, triumphirte in Rom, und war in sechszehn Tagen wieder bey seinem Pfluge.

Einerley ist es allerdings nicht, in einer niedrigen Hütte, oder in einem geräumigen und ausgeschmückten Hause zu wohnen, seine Speise zu finden, oder genöthiget seyn sie selbst zu suchen. Aber man frage den, der beydes erfahren hat, in welcher von diesen Zeiten seines Lebens er fröhlicher war? Wer will alle die Millionen von Sorgen

gen überzählen, die man in Pallästen mehr hat als im Hause eines Bürgers? Wer will läugnen daß Unzufriedenheit jeden Genuß des Glückes vergiftet, und daß durch sie der höchste Wohlstand nur verkleidetes Elend wird? Kein Fürst in Deutschland, verdaut allen Gift den ihm seine Köche bereiten, so gut, wie ein Bauer in der Lüneburger Heide seine Buchweitzenklümpen. Wer mir aber auch dieß alles nicht zugäbe, muß doch gestehen, daß eine schöne Französische Bäurinn, der ein junger, artiger, und vornehmer Herr vorschlug, sie aus ihrem einsamen ländlichen Aufenthalte mit sich nach Paris zu nehmen, vortreflich sagte: Ah Monsieur le Marquis, plus on s'eloigne de soi-même, plus on s'écarte du bonheur!

Eine einzige Leidenschaft, die man nicht befriedigen kann und will, vergället oft das Leben. Es giebt Zeiten da du unzufrieden bist, mit deinem Kopfe, und mit deinem ganzen Daseyn. Du bist alles satt, und weder zur Einsam-

samkeit gut, noch zur Zerstreuung. Du kommst zu keiner Ruhe, dich lüstert nach keinem Vergnügen. Deine Arbeit bringt kein Gedeyen. Die Zeit scheint dir schrecklich lange, und doch gebrauchst du sie nicht. Du kommst durch das Chaos deiner Empfindungen und Gedanken nicht herdurch. Du geniessest nichts von dem Gegenwärtigen, und harrest doch mit Ungeduld auf alles was kommt. Kurz, dir mangelt das wahre Salz des Lebens; und ohne dieses ist das ganze Leben dumm.

Ist etwa Liebe dieses Salz? Liebe erhält freylich oft das Leben, zündet es auch wol zuweilen wieder an; aber eine Leidenschaft die verzehret, giebt nicht bleibende Ruhe, nicht bleibende Heiterkeit, nicht bleibende Kraft, und dann wird das Leben dumm. Liebe, die zur Stärke und Dauer der Ewigkeit sich erheben will, sagt ein Meister in der Liebe, muß ächte wahre Freundschaft werden, oder sie zerstöret sich selbst, oder zerstöret ihren Gegenstand mit

durch-

durchdringenden fressenden Flammen, und beyde, der Liebende und das Geliebte, liegen sodann wie ein Häufchen Asche da! Salz des Lebens, ist darum nur die Leidenschaft die keiner Hülfe von aussen bedarf, die selbst sich nährt, selbst sich hilft, immer neue Kraft durch ihre Dauer gewinnet, unabhängig und frey sich selbst ganz alleine stützet, und über alles sich weghebt.

Einsamkeit und eingeschränkte Bedürfnisse sind eine wahre Glückseligkeit für entsetzte oder verbannte Staatsmänner. Nicht alle grossen Staatsverwalter gehen wie Necker, von ihren Stellen durch das Thor der Unsterblichkeit ab. Dankbare Hände aber sollten alle zu Gott erheben, wenn sie nun auf einmal aus dem stürmischen Meere der Welt sich versetzet sehen, in ländliche Ruhe, unter die Bäume die ihre Voreltern gepflanzet haben, und zu ihren eigenen Heerden. Aber wenn in Frankreich ein Minister seinem König misfällt, wenn dieser ihm befielt, daß er abgehe, das ist, auf seine Güter ziehe,

die

die er verschönert, und zum lieblichsten Aufenthalte gemacht hat: ach so ist ihm dieser holde Aufenthalt ein Verbannungsort! Da kann Er es nicht aushalten, er verdaut nicht, er schläft nicht, sobald Er sein eigener Herr ist. Musse und Freyheit machen ihn zu einem unleidlichen Hypochondristen, der alles um sich her drückt, und von allem gedrückt wird; die Ungnade ist sehr oft der Tod (*) eines Franzosen. In England ist es nicht so. Da gratulirt man dem abgehenden Minister, wie einem Menschen der von einer grossen Krankheit sich erhohlet hat. Er

(*) C'est à ce terme, sagt ein Französischer Geschichtschreiber, où conduisent presque toutes les disgraces. Le crédit, l'autorité, et la considération, dont on jouissoit avant de les éprouver, sont semblables à ces feux passagers, qui brillent pendant la nuit. Ils s'éteignent tout à coup, et ne font que rendre plus sensible l'obscurité et la solitude où ils laissent un voyageur.

Er kann darauf zählen, daß er itzt mehr und bessere Freunde hat, als vorher; denn seine gegenwärtigen Freunde hat er aus Achtung, und die vorigen hatte er um Geld. Gott lohne es den Engländern, daß sie uns das Beyspiel von Menschen geben, die kühn genug sind, alles in der Welt auf der Wage der Vernunft zu prüfen, und aus jeder Sache nicht mehr zu machen als sie werth ist. So wahnwitzig sich auch viele Engländer gegen Gott empören, so höhnisch sie auch oft alle Tugend, alle Sitten, allen Anstand, alles sittlich Schöne und Gute verlachen, so giebt es dann doch auch, zumal in reifern Jahren, viele unter ihnen, die wirklich die Kunst verstehen mit sich selbst zu leben, viele die auf ihren stillen und anmuthigen Landsitzen weit männlicher, freyer und erhabener denken, als irgend ein tollkühner unaufgeklärter Trotzkopf im Parlament.

Man hat gesagt, unter zwanzig abgedankten oder zu freywilliger Ruhe des Alters eingegangenen

nen Ministern grosser und kleiner Höfe, finde man immer zwölf bis funfzehn, die zuletzt Gärtner werden, und Landleute. Desto besser für diese Exminister; denn sie haben gewiß, wie der vortrefliche Kanzler von la Roche in Speyer, bey der Harke und der Schaufel mehr Ruhe, als in ihren schönsten Tagen bey Hofe.

Herrlicher Stof, setzte man hinzu, sey dieß, zum moralisiren und loben der Verachtung aller menschlichen Herrlichkeit, für Leute, die Welt und Menschen nicht kennen. An dieser geprie-senen Abgeschiedenheit, haben ländliches Vergnügen und Unschuld, Vergnügen an den Werken der Natur, und Genuß der endlich errungenen Ruhe, bey den mehresten nur den wenigsten Antheil. Der Mann, der sich in seinem Posten unter unzählichen Hindernissen, durchringen, zwingen und mühen, bald mit Kunst bald mit List seinen Zweck erreichen mußte, sey nun erst, was er bisher nie seyn konnte, nun erst Souverain und regierender Herr. Er könne schaffen

und zerstören, pflanzen und ausrotten, Versuche machen, wann, wie, und wo er will. Er könne einen Obstgarten zusammenhauen, und ein Englisches Bosquet dafür anlegen; Hügel machen wo keine sind, und Anhöhen dafür abtragen; das Wasser laufen machen, wie er will; Bäume hoch oder niedrig ziehen, pfropfen und stutzen, wie es ihm einfällt; Aussichten öfnen, und versperren; Ruinen machen lassen, wo keine sind; Tempel, in denen er selbst Priester ist, und Einsiedeleyen, in denen man bleiben kann, so lange man will. Dieß sey nicht nur Entschuldigung für den ehemals erlittenen Zwang, es sey Sättigung, denn nun könne er befehlen, ohne zu gehorchen; und das Befehlen und Regieren hänge einem Minister an, bis an sein Ende, es sey nun daß Er einem grossen Staate vorstehe, oder einem Hünerhof.

Allerdings würde man Welt und Menschen nicht kennen, allerdings würde man sehr elend moralisiren, wenn man behaupten wollte, um

die

die Glückseligkeiten der Einsamkeit zu geniessen, müsse man allen menschlichen Leidenschaften entsagen. Was in dem Menschen ist, muß in dem Menschen bleiben. Wenn also der abgetretene Minister des Regierens und Befehlens nicht müde ist, wenn er wirklich klein genug denkt um es nicht zu seyn: o so mag Er seinen Hühnern befehlen, was und so viel er will, wenn nur das ihn glücklich macht, und wenn er nur dabey die Lust verlieret sich von neuem auf Meere und in Stürme zu wagen, und Schiffbrüchen sich auszusetzen, denen er nun in ländlicher Ruhe entgeht (*). Früher oder später lernt auch der Exminister gewiß alle menschliche Herrlich-

(*) Le Marechal de Boufflers est allé planter, sagte die Frau von Maintenon. Je crois que ce Cincinnatus ne seroit pas faché, qu'on allât le chercher à la charrue. En attendant il nous a tous chargé de penser à lui, s'il vaque quelque chose pendant son absence, qui doit être de quinze jours!

keit verachten, wenn er findet und erfährt: daß die wahre Grösse des Menschen oft bey dem anfängt, was Minister für Nichtsseyn halten; daß der Gram nichts Gutes mehr thun zu können, nur verlarvter Ehrgeitz ist; und daß Gärtner und Landleute bey Kohl und Spargel und Hühnern, weit vergnügter und glücklicher leben als der größte Minister.

Sich selbst genug seyn, ist alles was man unter solchen Umständen bedarf; sich des Ueberflusses entwöhnen, macht Weniges schmackhaft. Im ersten Jahre war Petrarcha zu Vauclüse fast immer alleine. Er hatte keine andere Gesellschaft als seinen Hund, und zu seiner Bedienung einen Fischer von Vauclüse, der alles verrichtete was er bedurfte. Die Bedienten die er zu Avignon gehabt, konnten sich an seine wilde Lebensart nicht gewöhnen, und liessen ihn sitzen. Uebrigens wohnte er schlecht. Er hatte ein Baurenhaus, welches er nachher ohne alle Kunst umbauen ließ, nur um es wohnbarer zu machen.

chen. Itzt ist keine Spur mehr davon übrig. Seine Nahrung war geringe; man fand nichts bey ihm, was den Sinnen schmeichelt. Seine besten Freunde besuchten ihn daher nur selten, und hielten sich nur kurze Zeit bey ihm auf; die andern giengen nur aus christlicher Liebe zu ihm, so wie man etwa zu Kranken oder Gefangenen geht. Er schrieb an seinen Freund, Philipp von Cabassole Bischof von Cavaillon, der damals in Neapel war: Andere mögen nach Geld und Ehre laufen; sie seyen Fürsten und Könige, ich will es ihnen nicht verwehren. Ich bin Dichter, und das ist mir genug. Und du, Bischof, willst du immer herumirren, immer auf Wegen und Strassen seyn? Du kennst die Höfe der Fürsten, die Fallstricke die man daselbst legt; die Sorgen, welche da fressen; die Gefahren, welche man lauft; die Stürme, denen man sich aussetzet. Komm du wieder in deinen Kirchsprengel, zur Ruhe. Du kannsts mit Ehre, da dir das Glück noch lacht. Du findest hier alles, was du bedarfst; laß Geitzi-

gen den Ueberfluß. Haben wir auch keine Tapeten, so sind wir doch bequem gekleidet. Ist unsere Tafel nicht kostbar, so haben wir doch zu leben. Unsere Betten sind nicht mit Gold und Purpur bedeckt, aber wir werden nur desto besser schlafen. Die Stunde des Todes nähert sich, und räth mir nicht mehr auszuschweifen. Mir ists genug, wenn ich meine Gärten noch bauen kann. In diese pflanze ich Obstbäume; sie sollen mich mit ihrem Schatten bedecken, wenn ich unter meinen Felsen fische. Die Bäume, die ich habe, sind alt; sie bedürfen wieder Ersatz. Sag deinen Leuten, ich bitte dich, daß sie mir Pfirschbäume und Birnbäume von Neapel bringen. Ich arbeite für mein Alter, und für künftige Freuden die ich mit niemand theilen will, als mit dir. Dieß schreibt dir, mitten im Walde, der Einsiedler an der Sorgue.

Genügsamkeit wäre mein Reichthum, und Unabhängigkeit von allem Glaubenszwang mein Ehrgeiz, hätte mich das Glück zu einem Land-

prediger gemacht. Die Glückseligkeit eines Landpredigers, übertrift jede andere Glückseligkeit, wenn er will. Solche Glückliche giebts, in Hütten aus Holz und Leimen; wo man jedesmal in Gefahr ist sich todt zu stürzen, wenn man eine Treppe hinunter gehen will wo ein Mann der nicht fünf Fuß hat, den Kopf an allen den niedrigen Thürbalken wund schlägt; wo man über den Mist ins Haus kommt, aus dem Stall in die Studirstube, und durch die Rauchkammer zur Frau Pastorinn. Trockene Erbsen, und rohe Schinken, sind Leckerbissen für diese Patriarchen. Milch und Bier ist ihr Getränke, und sie wissen nichts von Colik. Kein Fenster ist dichte, und sie verkälten sich nie. Die Frau Pastorinn liest keine Romanen, und ihre Nerven sind stark. Ihr einziger Almanach ist der Gartenkalender. Flicken und Nähen ist die Wonne ihres Lebens, und ihren Kopfputz macht sie selbst. Ihre einzige Liebe sind ihre Kinder, jeder Verunglückter, und ihr Mann. Der Herr Pastor lehrt Tugend auf der Kanzel

und durch sein Leben. Alle seine moralischen Handlungen sind immerwährende Richtung zu Gott. Christus ist sein Fels, Vernunft bey Tage sein Führer, und Glauben sein Leitstern bey der Nacht. Von Religionszänkereyen weiß er nichts. Er denket über alles billig und mässig. Beym Hagel freut er sich, wenn sein Feld am meisten leidet. So lange der Bauer noch einen Schinken hat, hungert kein solcher Pastor. Sein Beutel ist oft leer, und sein Herz ist nie traurig; und darum ist er glücklicher, als kein König, und kein Consistorialrath in der Stadt.

Einsamkeit brächte kein Glück bey so vielen Vortheilen, wenn man nicht in derselben dem Grübeln an seinem Glücke entsagte. Durch das immerwährende Nachdenken über das was noch etwa besser seyn könnte, vergißt man Alles was gut ist. Wenn du immer an der schlimmen Seite aller Dinge schnüffelst, alles grade haben willst was nun einmal schief ist, und schief bleiben soll, so mußt du auch nichts in der Welt

mit deinem Augenmaaß messen; denn ohne die vielen schiefen Köpfe in der Welt, wäre das Leben nicht zur Hälfte so lustig!

Es ist ein vortreflicher Wegweiser zu unfehlbarer Glückseligkeit, wenn man sich alles in der Welt gefallen läßt wie es ist, oder mit einem berühmten deutschen Philosoph zum Grundstein der ganzen Moral annimmt, man müsse so viel Gutes thun als möglich, und übrigens mit der Einrichtung aller Dinge, so wie sie sind, zufrieden seyn. Die Moral der Gelindigkeit und der Sanftheit ist dieß freylich; aber sie schlägt doch gar zu leicht in Mönchsmoral (*) um; taugt nicht

(*) Laisser aller le monde comme il va, sagt ein geistvoller Schriftsteller, faire son devoir tellement quellement, et dire toûjours du bien de Monsieur le Prieur, est une ancienne maxime de Moines, mais elle peut laisser le Couvent dans la mediocrité, dans le relachement, et dans le mépris.

nicht für kühne Menschen, und macht nicht Völker frey. Indessen ist es wahr, daß nichts so sehr zur Unzufriedenheit führet, als wenn jeder Mensch gegen alles was ist, etwas zu erinnern findet.

Als mich einst in Hannover mein Barbier einseiffen wollte, sagte Er mit einem grossen Seufzer: es ist heute erschrecklich heiß! Sie setzen den Himmel in wahre Verlegenheit, erwiederte ich; seit neun Monaten sagten Sie mir, immer um den andern Tag: es ist heute erschrecklich kalt! Kann denn der liebe Gott die Erde nicht mehr regieren, ohne daß die Herren Chirurgi etwas dagegen zu erinnen hätten? Sollte es nicht besser seyn, daß wir uns alle über die Witterung zufrieden gäben, wie sie kommt, und daß wir die warmen Tage von Gottes Hand eben so dankbar annähmen, als die kalten? O ja, sagte der Barbier.

Mit ziemlicher Zuverlässigkeit kann ich also behaupten: Genügsamkeit und Zufriedenheit mit

seinen

seinen Schicksalen seyen dem Menschen doch mehrentheils zu allen guten Dingen nütze; und in sehr vielen Fällen biete Einsamkeit zu beyden die Hand.

Einsamkeit macht sogar auch dadurch glücklich, daß man sich in derselben den Umgang mit Menschen abgewöhnet. Da es einmal unmöglich ist immer guten Umgang zu haben, so läßt man sich auch wol die Lust dazu vergehen, und tröstet sich mit dem Gedanken, daß es ungleich leichter ist, Langeweile in der Einsamkeit zu vertreiben, als in der Welt. Kommt man sodann noch äusserst selten aus grossen Gesellschaften frölich nach Hause, so versteht es sich von selbst, daß man sich entschliesse gar nicht mehr in grosse Gesellschaft zu gehen. Je weniger wir sonach mit andern Umgang haben, desto geschickter machen wir uns zum Umgange mit uns selbst, und desto unabhängiger von der Welt.

Wie oft findet man in kleinen und steifen Städten kein fühlendes und liebendes Wesen; niemand, an den man sich anschmiegen möchte; niemand, mit dem sich auch etwa eine freye Idee auswechseln liesse; niemand, an dessen Herz man gerne eine Thräne vergösse. Wer solches Elend überleben will, muß nicht Quellen graben die kein Wasser geben; aber er muß sich auch keinen Aufschub dessen erlauben, was geschehen kann und muß, kein leeres Staunen am Fenster, kein gedankenloses Angaffen der Luft, kein Angeln nach Ideen, wenn er etwa selbst bey denen nichts denkt die man ihm giebt.

Der Geschäftlose gähnet seine Langeweile nicht weg. Nur ein Faulpelz erwartet von den kommenden Tagen und Wochen, was jeder Geschäftige in dem gegenwärtigen Augenblicke findet. Nur der Frost der Lässigkeit vertrocknet das Herz, nur Arbeitsscheu zerstöret alles Vergnügen. Aber wer mit Ernst sich einen Lebenszweck wählet, und immer alles was er thun muß, auf

der Stelle thut, ist sich selbst immer genug. Jeder Tag wird ihm zu kurz, und jede Nacht wird ihm zu lange. Aller Ueberdruß verschwindet, wenn man niemals auf Morgen verschiebet, was heute noch geschehen kann, niemals der Zukunft traut, und sich keines Augenblickes Meister glaubt, als des Augenblickes den man hat.

Zu solcher Geschäftigkeit ist man doch in kleinen Städten und auf dem Lande am meisten geschickt. Die grosse Welt bewegt sich den ganzen Tag, und thut eigentlich den ganzen Tag nichts. In einer kleinen Stadt und auf dem Lande, denkt und thut man alles mit weit mehr Theilnehmung und Vergnügen. Man liest nicht, wie die Lesewelt, um sagen zu können, man habe gelesen, sondern um das, was man Gutes liest, zu geniessen. Jedes in solcher Abgeschiedenheit und Stille gelesene und genossene Buch greift tiefer in die Seele, verwebt sich genauer mit unsern Gedanken, wirkt gewaltiger ins Herz.

Bey solcher Benutzung der Zeit entwöhnet man sich in kleinen Städten, und in der Stille der Fluren, des Umganges so sehr, daß man sich eben deswegen glücklich preiset, weil man keinen Umgang hat.

Ländliche Stille wird darum auch für Frauenzimmer oft eine Schule wahrer Philosophie. In England wo die Natur so schön ist, und wo man sie täglich verschönert, hat schon das Landleben an sich unaussprechliche Reitze, aber der Geschmack für wahre Einsamkeit ist doch im Ganzen, unter diesem unruhigen Volke, vielleicht bey dem Frauenzimmer tiefer gegründet, als bey dem männlichen Geschlechte. Ein Lord der auf seinen Gütern den ganzen Tag reitet und jagt, geniesset die Einsamkeit doch nicht wie seine Gemahlinn, die sich dort in jeder schönen Handarbeit übt, und in ihren romantischen Gärten jedes gute Buch liest. In England, wo so viele Ideen im Umlaufe sind, ist überhaupt schon der Hang zum Nachdenken grösser, daher die Stille er-

erwünschter, und Selbstgenuß von höherm Werth. Die anitzt bey unsern deutschen Damen so sehr überhandnehmende Cultur hat gewiß auf dem Lande angefangen; und überhaupt findet man in Deutschland bey Damen, die viel auf dem Lande wohnen, viel vor sich leben, niemand sagen was sie lesen, ungleich mehr Verstand und Gefühl, als bey der Lesewelt in Städten.

Landbewohner würden ihren Aufenthalt in Städten jedesmal verkürzen, wenn sie nur genug die Vortheile ihrer Lage auf dem Lande überlegten und fühlten. Es ist fast unmöglich, daß ihnen unter allem unserm Tand nicht schwindle; daß ihnen nicht bald vor Menschen ekle, die so wenig in sich selbst sehen, nach allem greifen und jappen was ausser ihnen ist, ihr ganzes Leben mit Affectation, Ziererey, Visitenschnack und Spiel hinbringen, und so selten mit Gedanken die das Herz erheben. Das Glück des Landlebens ist bey so vieler Gutmüthigkeit, Offenheit, Zutraulichkeit, und Einfalt, zu groß, als

daß man auch da noch Langeweile haben könne, wenn man unser Stadtleben erfahren hat; und nicht lässig und faul, nicht krank oder verliebt, oder doch nur unglücklich ist, weil man glaubt daß man es sey.

Welcher Ersatz ist dann auch, in ländlicher Stille, das Andenken an abwesende Freunde. Ach man bedenke doch, wie man durch dieses blosse Andenken, in der Einsamkeit alles wieder mit ihnen durchlebt und durchempfindet. Du bist ferne von mir, und ich bin doch immer bey dir. Sieh, da sassest du; den Stuhl habe ich ja noch; dieses Bild gabst du mir, diese schöne ruhige Landschaft; mit welchem süssen Geschwätz, mit welchem Wechsel der Herzen und der Gedanken, weideten wir uns an diesem Kupferstiche, an diesen Bildern seliger Ruhe! Und soll man sich unglücklich glauben, wenn man sich Briefe schreiben kann? Nie lebt man freudiger und thätiger, nie mit so vieler Erwartung und Hofnung im Herzen, als wenn man nur

von einem Posttag zum andern lebt. Durch solche in der Einsamkeit ausgedachte und dem Herzen so angenehme Künste der Imagination, erschaffen sich Freunde eine Welt unter sich, und verweben noch immer ihr Daseyn mit einander, wenn auch Meere sie trennen, und keiner mehr die Stimme, keiner mehr den Fußtritt des andern höret.

Freunde die das Schicksal getrennet hat, veredeln nirgends ihre Gefühle und ihr Verhalten für einander so mächtig, wie da wo nichts dieses süsse Andenken störet, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwischen ihre Herzen. Wechselseitige üble Laune, Unbehaglichkeit in die man durch das Gewirre des Lebens, und durch so viele kleine Vorfälle täglich gerissen werden kann, machen oft das Beysammenseyn der zärtlichsten Gemüther weniger milde. Man denket in diesen unglücklichen Augenblicken, nur an das was man sich heute nicht ist, und nicht an das was man in jeder grossen Angelegenheit des Lebens

sich war, auch noch itzt und immer sich seyn würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, stößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche süsse Lebensfreude geht darüber verlohren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe, und üble Laune erwiedere durch üble Laune. Kurzes Misvergnügen, und ein so leicht zu hebendes Uebergewicht von Gram, können nur auf Augenblicke das schöne Bild verdunkeln, unter dem mir sonst mein Freund immer sich darstellt, und das immer so milde in mein Herz wirket. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaubert mir sonst allen Unmuth weg, und verheelet mir nur in diesem Augenblicke nicht seinen eigenen Unmuth. Freylich ist das eine Folge unserer zwanglosen Freymüthigkeit; aber Freunde sollen gegen einander nicht grämeln, da sie sonst doch alles Unglück des Lebens zusammen theilen, und alles für einander leiden und thun. Freundschaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechselseitigem

Ge-

Genüsse immer wechselseitige Duldsamkeit und leises Nachgeben, immer Sanftheit des Betragens gegen jede Verstimmung der Seele, immer Zartheit gegen Schärfe. In der Gegenwart geschiehet dieß alsdann nicht, wenn jeder seinen ganzen Vorrath von übler Laune nicht nur mitbringt und auspackt, sondern von den Stacheln seines eigenen Lebens genecket nun wieder neckt, und Stunden hindurch immer gereitzet bleibt und immer reitzet. Aber wie verschwindet dieß alles in der Einsamkeit, die das Andenken aller Geliebten unserer Seele heiligt, das Andenken von Allem vernichtet was nicht gegenwärtiger Freundschaftsgenuß war. Sicherheit, Festigkeit, und erprobte Treu, steigen da wieder zu dem hohen Range, den sie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles ist itzt Einklang; ich verstehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundinn verstanden. Die lieben Unsichtbaren umschweben mich bey jedem Gedanken und jeder Empfindung die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre

ich jedes Blümchen, das sie auf die Wege meines Lebens streuten; und jedes Blümchen, das ich sehe, breche ich ab für sie.

Trostreich ist es auch für das Herz, daß Einsamkeit uns Freunde finden läßt, die nichts uns raubt, von denen nichts uns trennt, und für die wir nie vergeblich unsere Arme ausstrecken.

Petrarchas Freunde schrieben zuweilen an ihn, um sich zu entschuldigen, daß sie ihn nicht besuchen. Unmöglich kann man bey dir leben, sagten sie; das Leben das du zu Vauclüse führest, ist der menschlichen Natur zuwider. Du sitzest im Winter wie ein Kautz bey deinem Feuer. Im Sommer laufst du unaufhörlich in den Feldern herum. Selten findet man dich sitzend im Schatten eines Baums. Petrarcha verlachte diese Vorstellungen. Er sagte: diese Leute betrachten die Vergnügungen der Welt als ihr höchstes Gut; sie begreifen nicht, daß man dem ent-

sagen kann. Ich habe Freunde, deren Gesellschaft mir höchst angenehm ist. Sie sind aus allen Ländern, aus allen Jahrhunderten. Sie haben sich im Kriege hervorgethan, in Staatsgeschäften, und in den Wissenschaften. Es ist leicht mit ihnen fertig zu werden; sie stehen mir immer zu Diensten. Ich lasse sie kommen, und schicke sie wieder weg, so oft ich will. Sie sind nie verdrüßlich, und antworten mir auf alle meine Fragen. Einige erzählen mir alle Begebenheiten verflossener Zeiten. Andere entdecken mir die Geheimnisse der Natur. Andere lehren mich wohl zu leben und ruhig zu sterben. Andere verjagen durch ihre Munterkeit meinen Kummer, und belustigen mich durch ihren Witz. Andere machen meine Seele fähig alles zu dulden, und nichts zu wünschen; und lehren mich, mich selbst ertragen. Kurz, sie öfnen mir den Weg zu allen Wissenschaften und Künsten, und ich verlasse mich auf sie in jeder Noth. Zur Vergeltung für so grosse Dienste verlangen sie nichts, als ein wohlverschlossenes Zimmer in einer Ecke meines

kleinen Hauses, wo sie vor dem Wurm in Sicherheit sind. Endlich nehme ich sie auch mit mir auf die Felder, deren Stille ihnen besser gefällt, als der Tumult der Städte.

Liebe, die dem Herzen doch Alles ist, scheint einen grossen Rang unter den Glückseligkeiten der Einsamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derselben so behandelt, daß man sie zu ihren Glückseligkeiten zählen darf.

Liebe gesellet sich gerne zu allen Blicken in die schöne Natur. Zärtliche Weiber fühlen Liebe, bey jeder schönen Aussicht, so wie vielleicht nach jedem angenehmen Gefühle von jeder Art. Das weibliche Herz schmelzet viel leichter in stillen Schatten, auf den Gipfeln der Berge, oder im Hinblicke nach dem Mond. Jede starke Erschütterung wirkt in dem Menschen immer am meisten auf den gebrechlichsten Theil; also trifft in der weiblichen Seele jeder Enthusiasmus immer früher oder später das Herz.

Weiber sind gewiß zärtlicher als wir, im reinen Genusse des Landlebens. Sie fühlen viel besser, die Schönheit einsamer Spatziergänge und waldichter Schatten; mit sanfterm Erstaunen, die Grösse und Schönheit der Natur. Manches Herz ergiebt sich vielleicht auf dem Lande, das unbezwingbar schien in der Stadt. Liebe begleitet darum so oft für alle zärtlichen Seelen, den kommenden Frühling. Was ist der Liebe ähnlicher, sagt ein grosser deutscher Philosoph, als die Empfindung, welche mir dieses von der Abendsonne erleuchtete herrliche Thal einflößt. Rousseau fand die Freude, mit welcher er die ersten Knospen kommen sah, unaussprechlich; die Ankunft des Frühlings war für ihn eine Auferstehung im Paradiese. Seine Neigung zur Zärtlichkeit wuchs durch jeden Blick ins Grüne; für seine Augen waren die Reitze seiner Geliebten, und die Anmuth des Frühlings, Eins. Sein lange bedrücktes Herz, erweiterte sich auf einmal bey einer schönen Aussicht; er athmete im Baumgargarten seine Seufzer leichter aus.

Verliebte sind nirgends so gerne wie im Stillen. Sie suchen Ruhe an einsamen Oertern, um da dem einzigen Gedanken nachzuhången, fůr den es sich ihnen der Můhe verlohnet zu leben. Was kůmmern sie sich um alles was in Stådten vorgeht, um alles was nicht Liebe athmet, oder athmen låßt. Dunkele Kammern, schwarze Tannenwålder, stille Seen in die sie ihre Gedanken versenken, sind die einzigen Vertrauten ihrer Seele. Ihnen ist eben so wohl in hohen waldichten Schatten, und bey dem schauerigten Geschrey der Adler, als auf Fluren wo eine einsame Hirtinn ihrem Såugling die Brust reichet, indem ihr Geliebter neben ihr seinen harten Bissen Brodt bricht, und glůcklicher ist als ihr alle. Alles Erhabene, alles Schöne, und alles Milde, fůhlet ein Mann von Geist, wenn er verliebt ist. Nichts in der Welt giebt so viel Geist, wo auch keiner ist, wie Liebe.

Die sůssesten Erinnerungen der Liebe finden in der Einsamkeit ihre Auferstehung. Ach das erste

erste Erröthen, der erste kleine Händedruck, der erste Zorn über eine unerwartete Störerinn, oder einen unbehaglichen Zerstörer ihrer süssen Unterredungen, dieß alles, sind unvertilgbare Eindrücke! Oft glaubt man die Zeit habe sie ausgelöscht. Aber es giebt Fächer in der Seele, die verschlossen bleiben eine lange Zeit, und stößt ihr die Thür nur ein wenig auf, so stürzet alles heraus. So gehts mit der ganzen Reihe unserer jugendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unserer ersten Liebe, denen wir so gerne nachhängen. Ewig bleibet der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchsten Grades der Entzückung in der Liebe, der, wie ein Kenner unaussprechlich schön und wahr gesagt hat, jenes erste glückliche Finden ist, jener über alle Begriffe süsse Augenblick, da beyde Geliebten gewahr werden, daß sie sich lieben (*)

Wer

(*) Mit so klangvollen und harmoniereichen, so sanft, so zärtlich, so melodisch rührenden Worten, hat

Wer gerne im Stillen über Liebe nachdenkt, und Liebe erfahren hat, findet in diesem unerschöpflichen Nachdenken den höchsten Genuß der Liebe. Herder sagt, er wisse nicht, welche Mythologie irgend eines Asiatischen Volkes ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so eintheile: es haben sich die Menschen, damals noch paradiesische Geister, Jahrtausende zuerst durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine blosse Berührung. So stille erhaben, und so unaussprechlich edel, liebte Wieland, in seinen früheſten und feurigsten Jahren, ein schönes, liebevolles, und liebeathmendes Frauenzimmer in Zürich; denn dieser grosse Geist wußte wohl, daß das Geheimniß der Liebe auf gewisse

Weise

hat niemand das Andenken dieser geliebten Augenblicke dargestellt, wie Rousseau: Moments précieux et si regrettés! Ah! recommencez pour moi votre aimable cours; coulez plus lentement dans mon souvenir s'il est possible, que vous ne fites réellement dans votre fugitive succession.

Weise schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer erstirbt. Ich fragte darum einst dieses Frauenzimmer: Mademoiselle, wann hat Wieland, Sie zum erstenmal geküßt? Die schöne Zürcherinn erwiederte mir: Wieland küßte mir zum erstenmal, am Ende des vierten Jahres unserer Bekanntschaft, die Hand.

Aber so paradiesisch wie Wieland ergreifen nicht immer, junge einsame Mädchen die Bilder der Liebe. Aufmerksamer auf alle ihre Gefühle, weniger mit ihrer Metaphysik bekannt, und weniger zerstreut, empfinden sie im Stillen viel früher, das nähere Streben nach Vereinigung der Wesen. Eine Dame von meiner Bekanntschaft lebte am Genfersee, einsam und abgesondert von der Welt. Sie hatte drey sehr liebenswürdige, sehr schöne, schwarzäugigte Töchter; die älteste war vierzehn Jahre alt, die jüngste neun Jahre, als ihnen einst ein zahmer Vogel gebracht ward, der den ganzen Tag durch ihr Zimmer hüpfte. Die drey Kinderchen knie-

ten

ten nieder, und streckten stundenlang, unermüdet, dem Vogel ein Stückgen Biscuit auf dem Finger entgegen, in der Hofnung, der liebe Vogel hüpfe ihnen dann auf den Finger; aber kaum hatte der Schelm sein Biscuit, so flog er weg. Der Vogel starb. Ein Jahr nachher, sagte die jüngste Tochter zu ihrer Mutter: ach der liebe Vogel, Mamma, hätten wir doch wieder einen solchen Vogel! Nein, antwortete die älteste Schwester, was ich am meisten in der Welt wünsche, ist ein kleiner Hund! Wenigstens kann man ihn befühlen, liebkosen, auf seinen Knieen haben. Der Vogel war nichts, er saß auf dem Finger, und wir ergriffen ihn doch nicht. Ein kleiner Hund, welche Glückseligkeit!

Jene arme Nonne in Hildesheim, in deren Celle ich eine Hecke von Canarienvögeln fand, vergesse ich nie; aber nie verzeihe ich mir auch die Sünde, daß ich überlaut lachte, als ich diese Hecke erblickte. Ach dieß war Natur, und wer

kann

kann der Natur widerstreben? Eine wahnwitzige Anwendung dieser Natur auf das erhabenste aller Wesen, ist hingegen die Mystik der Nonnen, diese himmlische Epilepsie der Liebe, diese Mißgeburt der Einsamkeit.

Absonderung und Stille scheinen der Liebe so hold, daß man zuweilen vom Gegenstande seiner Liebe weg, gerne in die Einsamkeit geht. Wer erinnert sich nicht aus Rousseaus Bekenntnissen die Geschichte, welche die Frau von Luxemburg von einem Manne erzählte, der seine Geliebte verließ, blos um an sie zu schreiben? Rousseau erwiederte der Frau von Luxemburg, Er wäre wol dieser Mann auch gewesen; und wie wahr! Wer hat geliebt und weiß nicht, daß es Zeiten giebt, da man mit der Feder in der Hand unendlich mehr sagt, als durch die todte Zunge, das elende Hülfsmittel der Rede, die nichts ist, und nichts ausdrückt; nie so viel, als wenn man im Moment der äussersten Entzückung nur sich ansieht, und völlig schweigt.

Liebe fühlet man nicht nur nirgends so stark, sondern nirgends drückt man sie auch so gut aus, wie in der Einsamkeit. Kein deutscher Weltmann mahlt seine Liebe für irgend eine unserer grossen Stadtdamen so gut, wie jener Hannöverische Dorfküster die seinige für ein junges schönes Baurenmädchen. Sie starb. Der Küster setzte ihr auf dem Kirchhofe einen Leichenstein, und hat mit armseliger Kunst in denselben eine Rose eingehauen, und dabey die Worte: So war sie! (*)

Unter

(*) Vor einigen Jahren erzählte ich diese Geschichte in dem Hannöverischen Magazin. Unsere schönen Geister fanden sie läppisch; denn im Eingang dieser Erzählung hatte ich gesagt, das Monument dieser Hannöverischen Bäurinn sey vielleicht weniger groß, aber es habe mich doch gewiß eben so sehr gerühret, als der mir unvergeßliche Anblick eines der größten Meisterstücke der Bildhauerkunst, des Grabmals des Cardinals von Richelieu, in der Kirche der Sorbonne zu Paris. Richelieu sinkt da ster-

Unter den Felsen von Vauclüse, auch in noch weit einsamern Wildnissen, dichtete Petrarcha seine schönsten Lieder, um die Abwesenheit seiner Laura zu beweinen, oder über ihren Steifsinn sich zu beklagen. Nach der Meinung der Italiener schrieb Petrarcha besser über die Liebe, als alle Menschen in der Welt vor und nach ihm, in Griechischer, Lateinischer, und Toskanischer Sprache. Ach diese leise und reine Herzenssprache, sagen sie, kannte niemand als Petrarcha, und Er verband mit den drey Grazien eine vierte, die Grazie der Rechtlichkeit (*).

Liebe

sterbend nieder; eine Muse ringet sich zu seinen Füssen; über ihm steht die Religion, und hebt, mit einer Majestät die sich nicht beschreiben läßt, den Sterbenden in die Höhe. Dieß ist unstreitig ein erhabener Anblick; der Anblick jener Rose ist mehr rührend und milde.

(*) Man verzeihe mir dieses vielbedeutende Hannöverische Wort, das nicht deutsch ist, aber wie mir deucht,

Liebe nimmt aber auch in einsamen Landgegenden, auf alten romantischen Schlössern, und in der Trunkenheit jugendlicher Einbildungskraft, oft den höchsten Flug der Schwärmerey. Religion, Liebe, und Melankolie, machen da das erhabenste und grillenhafteste Gemengsel von Empfindungen im Herzen, und Ueberspannung im Kopfe. Der schmachtende Jüngling nimmt den Text zu seiner ersten Liebeserklärung aus der Offenbarung Johannis. Indem er verlanget, daß seine Geliebte nicht mehr lache, weil Liebe nichts seyn könne als ewige Melankolie, indem er sich erstechen will aus Liebe, sieht ihre erhitzte Phantasie in ihm nichts, als das höchste Muster aller Vollkommenheiten. Beyde Engel lieben sich auf dem uralten hohen Schlosse, nicht mehr wie weniger reine und edle Seelen sich lieben, nicht in Prose möchte ich wol sagen, sondern dythirambisch. Der geliebte Jüngling ist zwi-

deucht, dieses decorum und honestum hier am besten ausdrückt.

zwischen den Felsen, im Mondlichte, nicht etwa nur ein sanfter, vernünftiger, gesitteter, und lieber Jüngling; er ist ein Gott (*). Ihr eigenes ganzes Wesen hält die feurige Dame für ein Heiligthum der Liebe, und ihre Liebe zu dem sanften, artlichen Jüngling, für einen Ausfluß, für einen Theil der Gottheit. Gemein Verliebte vermengen freylich in jeder Entfernung ihr Daseyn, schreiben sich von jeder Poststation, ergreifen jede Gelegenheit um von einander zu sprechen, oder sprechen zu hören; aber diese bis zur höchsten Spitze der Erhabenheit erhitzte und verliebte Dame, zieht alle Buttervögelein, alle

(*) Quand la passion est à son comble, sagt Rousseau, elle voit son objet parfait. Elle en fait alors son idole; elle le place dans le ciel; et comme l'enthousiasme de la devotion emprunte le language de l'amour, l'enthousiasme de l'amour emprunte aussi le language de la devotion. Il ne voit plus que le paradis, les anges, les vertus des Saints, les deliçes du sejour celeste.

gefiederten Sånger in der Luft, alle Engel im Himmel, Gott und die ganze Natur in ihren Roman. Cherubine und Seraphine, blicken mit Wollust auf ihre Küsse. Alle vier Evangelisten, alle Erzvåter, alle Heiligen, billigen laut die Reinheit ihrer sonst ziemlich geheim gehaltenen Liebe. Sie sieht nichts mehr in der Welt wie es ist, etwa ihren Herrn Gemahl ausgenommen. Temperament ist in nichts, Reinheit ist in Allem. Sie reisset die Welt aus ihren Angeln, und die Sonne aus ihrer Achse, um zu beweisen, daß alles recht ist, was sie thut, und was sie will; und erschaffet ein neues Evangelium, und eine neue Moral, für sich, und ihren artlichen Jüngling.

Solche Wirkungen der Liebe gehören nicht zu den Vortheilen der Einsamkeit. Auch leise Liebe sogar, die nicht dichtet, keine Farben borgt, sich nichts einbildet, nie idealisirt, keine solche Kraftsprünge macht, verzehret am Ende doch den Menschen, und macht ihn unglücklich. Mit einer

einer einzigen Person beschäftiget, die wir über alles lieben, die alle Kräfte unserer Seele verschlinget, fliehen und verschmähen wir gerne die Welt. Aber wären wir auf immer getrennet von ihr, die bis zur erhabensten Aufopferung alles für uns that, die unser einziger Trost war in allen Trübsalen unsers Lebens, in der tiefsten Bedrückung unser einziges Glück, in jeder Entfernung der höchste Lichtpunkt unserer Sehnsucht, unsere einzige Kraft wenn alle Kraft uns verließ, unser bester Rath wenn wir keinen Rath mehr wußten, und häuslicher Jammer uns ganz niederwarf, und wir unvermögend waren zu denken und zu handeln: o so wäre in träger Einsamkeit Schmachten unsere einzige Wonne! Alle Nächte brächten wir schlaflos zu; der Ekel vor dem Leben, das Verlangen nach dem Tode, die Flucht vor den Menschen, die Sehnsucht nach den fürchterlichsten Wüsten, nagten dann an unserm Herzen, und trieben uns einsam auf den Fluren umher, fern von den Fußstapfen der Menschen. Und flöhen wir von der Elbe

zum Genfersee, und suchten wir Freyheit in Westen und Norden, und bis an die Grenzen des Oceans: so wären wir doch wie Virgils Reh, das Felder und Wälder durchlauft, und überall den Pfeil mit sich schleppt der es verwundet.

Petrarcha erfuhr, mehr als jemals, die Schmerzen der Liebe, in seinem neuen Aufenthalt zu Vauclüse. Nicht so bald war er hingekommen, als ihn schon das Bild der Laura unaufhörlich verfolgte. Er sah Sie allenthalben, zu allen Zeiten, unter tausend verschiedenen Gestalten. Dreymal, sagt er, erschien Sie mir, mitten in der Nacht, bey verschlossenen Thüren, vor meinem Bette, mit einer zuversichtlichen ihre Herrschaft verkündenden Miene. Die Furcht goß einen eiskalten Schauer durch meine Glieder. Mein Blut zog sich zurück aus den Adern zum Herzen. Wäre man damals mit einem Lichte gekommen, man hätte mich bleich gefunden wie einen Todten, und mit allen Zeichen

des

des Schreckens auf meinem Gesichte. Noch vor der Morgenröthe stand ich zitternd auf von meinem Lager, verließ eilends mein Haus, mir war da alles verdächtig, und kletterte auf den Gipfel der Felsen. Durch die Gehölze lief ich dann, sah mich von allen Seiten um, ob die Gestalt, die mich in meiner Ruhe gestöret, noch hinter mir sey, mich noch verfolge? Sicher glaubte ich mich nirgends. In abgelegenen Oertern, wenn ich mir schmeichelte ich sey da alleine, sah ich sie oft hervorgehen, aus dem Stamm eines Baumes, aus dem Becken einer Quelle, aus der Höhle eines Felsen, und was weiß ich, woraus Alles. Die Furcht machte mich unbeweglich; ich wußte nicht was aus mir ward, oder wohin ich gieng.

Bey solchen Convulsionen der Imagination ist Einsamkeit keine Arzeney. Auch hat Ovid vortreflich gesagt: vermeidet ihr Verliebten einsame Oerter, hütet euch alleine zu seyn; wohin fliehet ihr? nur im Gedrenge seyd ihr sicher.

Petrarcha erfuhr schon in den ersten Anfällen seiner Leidenschaft, wie vergebens es sey die Liebe zu fliehen. Vergebens verbarg er sich in Felsen und Gehölzen. Keine Oerter waren so rauh und so wild, wo ihn die Liebe nicht verfolgte. Die kühle Quelle zu Vauclüse, das schattigte Gehölz von welchem das kleine Thal das zu dieser Quelle führet, damals umschlossen war, schienen ihm sehr geschickt das Feuer zu mässigen, welches ihn verzehrte. Die fürchterlichsten Einöden, die schwärzesten Wälder, die unzugänglichsten Berge, waren sein angenehmster Aufenthalt. Aber die Liebe verfolgte ihn allenthalben, und setzte ihn nirgends in Sicherheit. Seine Seele flog immer nach Avignon.

Einsamkeit ist auch dann für die Liebe keine Arzeney, wenn sie der Tugend schadet. Nähme Liebe im Herzen einen sündhaften Schwung, so wäre doch die Gegenwart der geliebten Person, für ein tugendhaftes Gemüth, nicht gefährlich. Aber durch Einsamkeit und Abwesenheit werden die geheimsten

sten Triebe der Seele gereitzet. Der Anblick der geliebten Person unterdrücket in einem tugendhaften Gemüthe jede Anwandlung verbotener Begierden; in der Entfernung glaubt man sich in Sicherheit, und hält darum seiner Imagination nicht den Zügel. Einsamkeit zumal erhöhet alle Bilder der Wollust, alles was Wünsche belebet und anfeuert; da fürchtet man nichts, und wandelt in den Gefilden angenehmer Täuschung fort, und dann wird Leidenschaft gefährlich.

Wollüstig brannte oft das Herz des Petrarcha, an den Felsen von Vauclüse, wo er Ruhe suchte gegen Laura und die Liebe (*). Aber

(*) Man las in tausend Büchern, die itzt niemand liest, Petrarcha habe mit seiner Laura in Vauclüse gewohnt, und Er habe aus seinem Hause nach dem Hause der Laura einen unterirdischen Gang sich gegraben. So glücklich war Petrarcha nicht.

er warf die schnöden Bilder weg, und seine Liebe ward geistig; und glühet noch, mit himmlischer Rein-

nicht. Laura war vermählt, und lebte mit ihrem Manne, Hugo von Sade, in Avignon ihrer Geburtsstadt, wo sie auch starb. Eilf Wochenbette hatten sie so heruntergebracht, daß sie schon in ihrem fünf und dreissigsten Jahre ihre Schönheit verlohr. Sie hatte dabey sehr vielen häuslichen Verdruß. Ihr Mann schätzte ihre Tugend und ihr gutes Verhalten nicht genug. Er war eifersüchtig ohne Ursache, und was gewöhnlich dem weiblichen Geschlechte am unausstehlichsten ist, eifersüchtig ohne Liebe. Petrarcha hingegen liebte die Laura zwanzig Jahre. Aber in ihrem Hause konnte er sie nicht besuchen, denn das litt ihr Mann nicht. Er sah seine schöne und geliebte Laura nirgends als in Kirchen, auf Assembleen, auf öffentlichen Spatziergängen, und niemals alleine. Ihr Mann verbot ihr sogar oft, mit ihren Freundinnen spatzieren zu gehen, und wüthete fürchterlich, wenn sie es that. Hätte es auch die Laura wirklich nicht geschmerzet, daß man

Reinheit, in seinen unsterblichen Liedern, die er unter jenen Felsen sang. Nur war die Stadt Avignon, wo Laura lebte, ihm zu nah, und er gieng zu oft hin. Auch solche Liebe ist nicht Ruhe; sie ist ein Fieber der Seele, das mannigfaltige sehr bekannte Uebel dem Körper zuzieht. Aber wenn du liebest, und doch nicht regiert bist von der Liebe, so setze dich dort ans Wasser, und denke, daß Liebe, wie jener

Fluß,

man ihr das unschuldige Vergnügen so oft versagte, den Petrarcha zu sehen, der in einem fort Lieder für sie dichtete und der sein Leben blos durch diese Lieder erhielt, so nagte und peinigte sie doch das schlechte und unverdiente Verhalten ihres Mannes; und seine ewige Quälerey, und seine ewigen Verbote, und ihre unaufhörlichen Wochenbette kosteten ihr viele Thränen. Laura war gebohren 1307 oder 1308, sie war drey oder vier Jahre jünger als Petrarcha, und starb an der Pest den achten April 1348. Sieben Monate nach ihrem Tode war ihr Mann schon wieder verheurathet; und Petrarcha sogar, starb erst im Jahre 1374.

Fluß, zuerst brausend über Felsen herabstürzt, und dann doch sanft und milde in der Ebene hinfliesset, zwischen Auen und stillen Schatten (*).

Liebe und Ruhe umarmen sich, wenn du dich demüthig ergiebst, unter alle Fügungen Gottes. Hätte der Tod dir deine Geliebte entrissen, wäre dir itzt die Welt eine Wüste, und wolltest du dich nirgends mehr niedersetzen, als da wo sie stand und wo sie gieng, dann würden deine Thränen fliessen bis in den Tod. Trauren heißt Gott nicht ergeben seyn. Der Traurige will immer an dem hängen, was nun ein=

(*) Aus einer wilden schauerichten Höhle, in den Felsen von Vauclûse, entspringet die Sorgue (la Sorgue), stürzet sich gleich vor der Höhle mit entsetzlichem Geräusche über die Felsen herab, fliesset dann in der Ebene ruhig über die Tiefen hin, wird gleich schiffbar, windet sich durch verschiedene Arme nach Avignon, und fällt da in die Rhone.

einmal nicht mehr ist, und nicht mehr seyn kann. Er suchet immer, und findet nie. Er lauschet, und höret nichts. Er glaubt er sehe das geliebte Bild leben und Athem holen, und es ist nichts als bunte Farbe auf todter Leinwand, oder gefärbter hinfälliger Staub hinter Glas. Er bricht Rosen ab, von dem Grabe der weggesunkenen Freude seines Lebens, begiesset sie, pfleget sie, liebelt mit ihnen, und freuet sich ihres sanften Geruches; doch auch dieses letzte lebende Andenken vergeht, die Rose blättert ab, und verdorret. Aber hat man in der Einsamkeit lange genug sich gesträubet gegen die Scheidewand des Schicksals, hat man lange vergebens seine Arme ausgestrecket in leere Luft, hat man lange genug staar und hofnunglos hingeblicket nach dem geliebten verschwundenen Schatten, oder sich vergebens gesehnet nach thränenfreyem Wiedersehen: dann übet man doch allmählig seine Kräfte, trägt Unglück heroisch, kämpft gegen jede Schwäche, und dann kommt Ruhe.

Am

Am Fusse einsamer Berge, in dunkeln, engen, schauerichten Thälern, freuest du dich jedes Sieges über dich selbst, und jedes Heldenschrittes in deinem Leben, besser als über allen Menschenbeyfall in vergoldeten Zimmern, und pflanzest da, mit ungleich mehr Vergnügen, als die grosse Welt hat und giebt, deine Erbsen.

Liebe geht hingegen in Städten und im Weltleben, in Gleichgültigkeit über, wenn die Damen kein Roth mehr auflegen. Wer nun einmal keine Liebe mehr verlanget, wird sich auch keine Reitze mehr wünschen; wird nach nichts mehr seufzen, als nach Frieden und Ruhe; wird sich auf immer wegwenden, von jeder Gefahr. Alles Glück der Liebe, ist doch nur in ihrem Anfange Glück, und weiterhin immer Todesqual. Liebe verfeinert unser Vergnügen immer zu Schmerz. Nur Gleichgültigkeit kann zermalmte weibliche Nerven wieder stärken. Thränen sogar vertrocknen, die aus Mitleid

flos-

flossen, wenn ein Herz das oft für andere schmolz; nun für sich selbst nichts mehr fühlet. Wunden die itzt noch jeden Augenblick bluten, schliesset dann auch jeder Augenblick. Sanfte Tage folgen auf ruhige Nächte. Der Ueberrest des Lebens verfliesset in halbem Vergnügen; denn die guten Damen sind zufrieden, wenn sie itzt auch nur halb gefallen.

Aber die Cur ist alsdann auch nur halb gemacht; denn Liebe kann vergehen, und Coketterie stirbt nie. Ach wie manche kluge Weltdame hat der Liebe entsagt, und doch ist ihr noch gar nicht gleichgültig, was man etwa von ihrem Gesichte, ihrer ganzen Figur, ihrem Anstande, und überhaupt von dem ganzen Eindrucke sagt, den sie macht. Gleichgültig ist ihr freylich der leere Tändelkram der Welt und der Weiber; und darum fällt ihr auch nicht ein, hier einen kleinen Vorzug, dort einen kleinen Beyfall zu erringen. Durch kleinen Tand wird ihre Seele nicht mehr beunruhigt. Sie ist nicht mehr gie=

rig

rig jedem zu gefallen, und jeden zu fangen; aber eine edle und ihrer würdige Eroberung nimmt sie noch mit. Ueberhaupt ist keiner, auch nicht coketten Dame, keine Wirkung, von der sie die Ursache ist, ganz gleichgültig. Weib und Dame wollen doch zu jeder Zeit, an jedem Orte, in jedem Alter, immer nach Möglichkeit interessiren.

Eine deutsche Edelfrau sagte: ach meine Tochter wäre ein trefliches Mädchen, wenn sie nur das verdammte Laster der Coketterie nicht hätte! Diese Edelfrau war im Irthum! denn wenn man den Geist durch viele Gegenstände zerstreut, so neigt er sich mit weniger Hitze gegen Einen. Manche Dame, die sich wegen unglücklicher Liebe den Tod prophezeyt, wird auch vielleicht nur darum eine Cokette, um nicht dieses ehrlichen Todes zu sterben.

Aber dieß alles taugt nichts in der Einsamkeit. Liebe und Coketterie gehen da in Gleichgül-

tigkeit

tigkeit über, und die Hofnung ist groß, sie ganz zu überwinden, wenn man mit der wahren Behandlung der Leidenschaften bekannt, seine Glückseligkeit sich gewöhnet itzt nur da zu suchen, wo man sie vorhin nicht gesucht hat. Dann entstehet allmählig wahre Gleichgültigkeit für die Welt. Aber solche Curen gelingen nur an starken Seelen. Was diese unternehmen, hat Kraft; und nur solchen giebt Einsamkeit, was ihnen die ganze Welt mit aller ihrer Unterhaltung und Zerstreuung, nicht zu geben vermag.

Es ist angenehm zu sehen und zu prüfen, wie Ueberwindung der Liebe dem guten Petrarcha gelang. Als er vor Laura und seiner Liebe nach Italien sich geflüchtet hatte, thaten seine Freunde in Frankreich alles, um ihn zu bewegen nach Frankreich zurückzukehren. Einer von ihnen schrieb ihm: welch ein Teufel besitzt dich? Wie konntest du ein Land verlassen, in welchem du deine Jugend verlebtest, und wo dir deine

Schönheit, die du ehedem mit so vieler Sorgfalt blühend erhieltest, so viel Vergnügen brachte? Wie kannst du entfernt von deiner Laura leben, die du so zärtlich liebest, und die deine Abwesenheit betrübt?

Petrarcha antwortete: du verlierst deine Mühe, mein Entschluß ist zu bleiben wo ich bin. Hier bin ich vor Anker. Die Rhone mit aller ihrer hinreissenden Gewalt, und deine Beredsamkeit, ziehen mich hier nicht heraus. Um mich zu überreden, meinen Vorsatz zu ändern, stellst du mir die Verirrungen meiner Jugend vor Augen, die ich vergessen sollte: eine Leidenschaft, deren Qualen mich flüchtig gemacht haben, weil mir kein anderes Hülfsmittel blieb; die kleinen Reitze einer vergänglichen Schönheit, mit der ich mich zu sehr beschäftigte. Es ist nicht mehr Zeit an alle diese Thorheiten zu denken; ich habe sie hinter mir gelassen, und eile mit grossen Schritten zum Ziele meiner Laufbahn.

Wichtigere und ernsthaftere Gegenstände beschäftigen mich itzt. Gott wolle nicht, daß ich mich nach deinen treulosen Rathschlägen wieder in die Netze der Liebe werfe, und ein allzubekanntes Joch mir wieder aufbürde! Dieß schickte sich für meine Jugend. Itzt erröthe ich, daß ich die Fabel der Welt bin, und daß ich sehe wie man mich mit dem Finger zeigt. Ich betrachte alle deine Anträge, und alles was du mir sagest um mich zu verführen, als eine Critik meiner Sitten. Ergreift mich hier meine Liebe für die Einsamkeit wieder, so flieh ich die Stadt, und irre auf den Fluren umher ohne Sorgen und Unruhe. Im Sommer setz ich mich in Schatten auf einen grünen Rasen, oder an dem Ufer eines Flusses, und verspotte die Hitze Italiens. Kommt der Herbst, so flieh ich in die Haine, im Gefolge der Musen. Dieses Leben scheint mir besser, als das Leben an Höfen, ein Leben von nichts als Ehrgeitz und Neid. Mit Freude trete ich auf Italienischen Boden; die Luft ist mir hei-

heiterer und reiner. Endigt der Tod meine Arbeiten, so wird es ein grosser Trost für mich seyn, mein Haupt in die Arme eines Freundes zu legen, der mit Zähren mir die Augen zudrückt, und dessen Hände mich begraben im Schoße meines Vaterlandes.

So schrieb Petrarcha der Philosoph. Petrarcha der Mensch gieng, kurze Zeit nachher, wieder nach Avignon; und dann ab und zu, auch nach Vauclüse!

Mit der redlichsten Offenherzigkeit gestand Petrarcha selbst sein Schwanken zwischen Vernunft und Liebe. Er schrieb einst seinem Freunde, Wilhelm von Pastrengo, aus Vauclüse: da ich sah, daß es kein anderes Mittel mehr gab mich zu heilen, als Avignon zu verlassen, entschloß ich mich dazu, ungeachtet der Bemühungen, die alle meine Freunde sich gaben mich zurück zu halten. Ach, ihre Freundschaft machte

mich

mich nur unglücklich. Ich habe mich in diese Einsamkeit begeben, um einen Zufluchtsort gegen die Stürme des Lebens zu suchen, und eh ich sterbe, hier noch ein wenig für mich selbst zu leben. Ich sah mich schon nah an dem Ziele; ich fühlte schon mit einem ausserordentlichen Vergnügen meinen Geist viel freyer; das Leben welches ich führe, schien mir dem Leben der Seligen im Himmel ähnlich. Aber sieh, die Macht der Gewohnheit und der Leidenschaft; ich kehre oft, ohne Geschäfte in Avignon zu haben, in diese verhaßte Stadt zurück. Ich laufe selbst in die Netze, worinn ich gefangen ward. Ich weiß nicht welch ein Wind mich aus dem Hafen, in dem ich mich befunden, in dieses stürmische Meer treibt, wo ich doch so oft Schiffbruch gelitten. Ich bin nicht sobald darinn, als ich auf einem Schiffe zu seyn glaube, das der Sturm treibt. Ich sehe den Himmel im Feuer, das Meer erzürnt, und nichts um mich her, als Klippen. Der Tod schwebt mir vor

Augen; aber was noch schlimmer ist als der Tod, das gegenwärtige Leben wird mir zuwider, und ich fürchte das künftige.

Pastrengo antwortete wie ein Freund der nicht nur wußte was Petrarcha that, sondern der ihm auch wollte merken lassen was er immer thun sollte. Mit Vergnügen, sagte er, verneh=me ich, du habest die Thüren deines Gefäng=nisses zersprengt, deine Fesseln zerbrochen, deine Bande zerrissen; du seyest nach einem heftigen Sturm endlich in dem Hafen nach dem du dich sehntest, und wo du ein ruhiges Leben führst. Ich sehe von hier aus, Alles was du den Tag über zu Vauclüse machst. Mit der ersten Mor=genröthe, durch den Gesang der Vögel und durch das Gemurmel deiner Quelle erweckt, steigst du auf deine vom Thau benetzten Hügel, und er=blickst von da unter deinen Füssen angebaute Län=der, und vielleicht das Meer mit Schiffen be=deckt. Immer hast du deine Schreibtafel zur

Hand,

Hand, in die du jeden Augenblick deine Gedanken aufzeichnest. Wenn sich die Sonne über dem Horizont erhebt, so gehst du in dein kleines Haus, um eine mässige Mahlzeit zu verzehren, und dann geruhig darauf zu schlafen. Um die grosse Hitze zu vermeiden, begiebst du dich dann in das Thal, wohin deine wunderbare Quelle ihre Wellen ergiesset, die mit fürchterlichem Getöse durch die Felsen sich herabstürzen, und den reitzenden Fluß hervorbringen, der das Thal von Vauclůse benetzet. Ich werde jene schauerichte Höhle gewahr, deren zuweilen niedriges und ruhiges Wasser den Eingang erlaubt, und worinn man bey der größten Hitze des Sommers eine so frische Luft athmet. Die Grotte die über dem Wasser hängt, das klarer ist als Krystall, wo du im Schatten sitzest, deine Augen an dem angenehmen Schauspiel weidest, deinen Geist erhebst, und deine Meisterstücke hervorbringst. Die Güter dieser Welt betrachtest du da, als einen verschwindenden Schatten, und entsagst ihnen, um

nützlichen Gebrauch deiner Zeit. Wenn du aus der Grotte herausgehst, ist deine Schreibtafel voll. Glaube aber nicht, daß du allein die Schätze deines Geistes geniessest; mein Geist, der dich nie verläßt, theilt mit dir diesen nützlichen und angenehmen Genuß.

Solche Glückseligkeit fand Petrarcha in Vauclüse, unter solchen Gefahren. Liebe, die sich in der Einsamkeit nicht mässigen kann, gewähret sie nicht; aber am Ende wird doch alle Traurigkeit über verlohrne Freuden der Liebe, durch wohlbenutzte Einsamkeit ersetzet. Also ist in unglücklicher Liebe, für den Einsamen nicht alle Freude des Lebens dahin. Also denkt er auch noch ohne Gram, an vergangene Freuden der Liebe, die nie wiederkehren. Also kommt doch eine Zeit, da man ausgeweinet hat, und ausgelitten; und da man ruhig auf dem Todtbette sagt: Geliebte, wenn du mein Schicksal hörest, so verdient wohl eine Liebe wie meine war, eine

Zähre,

Zähre, und einen tief aus dem Herzen herausgeholten Seufzer; aber vergiß meine Fehler, laß meine Tugenden mit dir leben, und meine Thorheiten mit mir sterben.

Schon im Kampfe mit seiner Liebe, hub Petrarcha sich zu der Macht seines Geistes und der Grösse empor, die ich gegen das Ende des zehnten Capitels beschrieben habe. Eben in dieser Zeit, erwarb er sich einen Einfluß auf sein Jahrhundert, den kein Gelehrter unserer Zeit auf eine Meile Weges hat. Es war ihm überaus leicht, von verliebten Ideen zu ernsthaften Gedanken überzugehen, bey jeder Gelegenheit von muthigen Entschlüssen zu kühner That. Petrarcha, der vor den Füssen eines Weibes weinte, seufzte, winselte wie ein Kind, der für Laura nichts als weiche, schmachtende Gedichte schrieb, die Liebe ihm eingab: schrieb sobald er seine Augen nach Rom kehrte, Briefe voll alten Römergeistes, im männlichsten und muthigsten Styl.

Könige (*) vergassen über dem Lesen seiner Lieder Essen und Schlaf; aber Er war bey mehrern Jahren nicht mehr der verliebte Dichter allein, der nur zu den Füssen seiner spröden Geliebten Gesänge seufzte, nicht mehr der weibische Sklave, der die Ketten einer stolzen Gebieterinn küßt, die ihn mit einem Scheine von Widerwillen verachtet; Er war ein kühner Republikaner, der Liebe zur Freyheit in ganz Italien erschallen ließ. Er selbst leutete die Sturmglocke wider alle Tyrannen.

Deutschland läßt seine größten Dichter, in Adlersgestalt, geruhig aus ihrem Kämmerlein zur Sonne fliegen, und von der Sonne wieder herab in ihr Kämmerlein. Hasen laufen, Puterhahnen

kullern,

(*) Der König Robert von Neapel entzog sich oft, viele Stunden hindurch, den ernsthaftesten Geschäften, und las bis tief in die Nacht hinein die Werke des Petrarcha, ohne weder an Essen noch Schlaf zu denken.

kullern, Eulen lauschen, und Gänse schnattern, etwa indeß im Thale; mehr thut die deutsche Nation nicht. Petrarcha schwang seine Flügel mit grösserer Wirkung. Er war ein Staatsmann, ein Minister, vom ersten Range; er ward in den wichtigsten Sachen von Europa zu Rathe gezogen, und in den feinsten Unterhandlungen gebraucht. Er war ein Menschenfreund, der überall umhergieng, die Fackel der Zwietracht auszulöschen; ein ungewöhnlicher Geist, den die größten Fürsten aufsuchten, um sich nach ihm zu bilden, nnd die grosse Kunst Völker glücklich zu machen von ihm zu lernen.

Aus solchen Zügen sieht man doch, daß Petrarcha, seiner Liebe ungeachtet alle Vortheile der Einsamkeit genoß. Er gieng nicht, wie viele Schriftsteller glauben, nach Vauclüse um näher bey Laura zu seyn, denn Laura lebte in Avignon, sondern um Laura und den Hof zu fliehen. In seinem kleinen, dort an einem hohen Felsen gelegenen, und mit Wasser umflossenen Gärtchen,

er-

erhub sich sein Herz über seine Schicksale. Er hatte freylich einen unruhigen Kopf; er war freylich sehr oft nirgends gerne als da, wo er nicht war, und nicht seyn konnte; er konnte sehr oft nicht was er wollte, und wollte eben so oft nicht was er konnte; er suchte immer etwas, das er nicht fand; kurz, Petrarcha hatte alle gewöhnlichen Fehler eines Mannes von Genie! Aber eben diese höhere Kraft zum Empfinden und Erkennen machte ihn doch bey guter Laune, fähig alle Vortheile der Einsamkeit so gut zu geniessen, als irgend ein Sterblicher vor ihm und nach ihm sie genossen hat; und dann ward ihm Vauclüse, ein Tempel des Friedens, ein Wohnplatz der Ruhe, und ein sicherer Hafen gegen alle Stürme der Seele.

Liebe wird also im Ganzen, in der Einsamkeit nie überwunden, aber getauft und geheiligt. Was in der Natur des Menschen ist, muß in der Natur des Menschen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, sondern zu guten Zwecken wenden.

den. Theile du darum, wenn du glücklicher seyn willst als Petrarcha, deine Einsamkeit mit einem liebenden Wesen, das besser als alle unsere Philosophie, alle unsere Sorgen und alle unsere Lebenspein hintergeht, und wegschwatzet. Ein sehr weiser Mann hat gesagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geistes, eines mit dem unsrigen gleichgestimmten und uns liebenden Herzens, der Einsamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, sondern dieselbe vielmehr befördert. Beglücket dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; o so entwöhnt auch sie dich, durch freye und süsse Mittheilung ihrer innersten Gedanken und Empfindungen, von den Menschen nur desto besser! So mannichfaltig auch noch die Geschäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle, und die Veränderungen deines Lebens sind, so vervielfältigen sich dadurch nur um so mehr die Gegenstände des vertrauten Gespräches, und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß solche häusliche Glückseligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dieß Alles so unübertreflich lehret, und

sagt:

sagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung; kein Gedanke der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe der nicht erwiedert, keine Gefälligkeit die nicht vergolten, keine Freude die nicht mitgenossen würde, und keine Empfindung die sich nicht beyden Herzen mittheilete! Also muß und kann solchen Menschen, die durch wahre innige Liebe und Freundschaft mit einander verbunden sind, alles wichtig seyn was ein jeder von ihnen hat und redet, und thut und geniesset, was er will und was ihm begegnet. Also betrachten nur sie die Vorzüge des einen mit neidlosem Wohlgefallen, und nur sie bemerken die Schwachheiten und Fehler des andern ohne Unwillen. Nur sie tadeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth, verstehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfnisse, jedem Verlangen des andern zuvor, richten sich immer nach den Absichten des andern, stimmen immer in die Empfindungen des andern ein, und freuen sich von ganzem Herzen über

alles,

alles, selbst das geringste Gute, das dem andern widerfährt.

So kann darum Einsamkeit, die man mit einem liebenden Wesen theilet, mit Ruhe, Zufriedenheit, und Freude bestehen, und so macht sie jede Hütte zum Sitze des Vergnügens. Wenn Geist und Laune so zusammentreffen, dann kann Liebe auch in der Einsamkeit die edelsten Gesinnungen in der Seele unterhalten, den Geist immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laster immer mehr verscheuchen, jede Tugend immer mehr stärken und erweitern. So wird jeder Anfall unserer üblen Laune gemildert, die Heftigkeit unserer Leidenschaften besänftiget, und der bittere Kelch des Lebens versüsset. So erheitert sich Alles in der Einsamkeit, durch glückliche Liebe, die alle Leiden des Lebens erleichtert, und Blumen streut auf alle unsere Wege.

Einsamkeit verwandelt zuweilen, aber freylich nicht immer, tiefe Schwermuth in süsse Melankolie.

Alles was mit Milde in die Seele wirket, ist Balsam für ein trauriges Herz. Weibliches Theilnehmen, weibliche Freundlichkeit, weibliche Güte, sind darum jedem Kranken, und jedem Leidenden so willkommen. Ach wenn mir auch sonst alles in der ganzen Welt misfiel, wenn ich alles was ich hatte nicht mehr mochte, wenn Unlust an allem mir alle Lebenskraft nahm, wenn ich keine Hofnung mehr hatte und Labung von nichts, wenn mein Unmuth mir die ganze schöne Erde zu einer Grabesstäte machte, so lag doch noch immer für mich, in weiblicher Güte, eine tröstende Kraft. Nichts versüsset mehr unsere Leiden als die Ueberzeugung, daß sie einer liebenswürdigen Person nicht gleichgültig sind.

So wie weiblicher Verstand und weibliche Güte den Kranken und Leidenden beruhigt, so beruhigt sich auch der Schwermüthige, beym Anblicke von tausend ländlichen Scenen; und alles was ihn härmte und drückte, verwandelt sich dann in sanfte Wehmuth und angenehme Schmerzen.

Süsse Melankolie wird schon in früher Jugend oft durch Einsamkeit veranlasset. Junge Frauenzimmer auf dem Lande von funfzehn und achtzehn Jahren, von feiner Empfindung und weitsehendem Blicke, haben diese süsse Melankolie, wenn sie sehr empfänglich für Liebe sind, nach Liebe sich sehnen, Liebe athmen, und doch noch keine Liebe sehen und finden. Diese Melankolie sah ich oft ohne irgend ein anderweitiges Merkmal von Krankheit. Rousseau hatte diese Melankolie in Vivis (Vevay) als er dort an den schönen Ufern des Genfersees gieng. Mein Herz, sagt er, warf sich da mit Gewalt und Hitze in tausend unschuldige Glückseligkeiten; ich ward aufs zärtlichste erweichet, ich seufzte, ich weinte, wie ein Kind. Ach wie oft setzte ich mich dort auf einen grossen Stein hin, und sah mit Vergnügen, wie meine Thränen ins Wasser fielen!

Auch ich schrieb diese Zeilen nicht ohne Thränen der süssesten Erinnerung. In meinem siebenzehnten Jahre saß ich, unter gleichem

Drucke, oft in stillen Schatten, an denselben schönen Ufern. Liebe heilte meinen Zustand, Liebe unter den Bäumen am Genfersee! (*) Einsamkeit heilet ihn nicht; aber man bleibt in diesem Zustand auch gerne ungeheilt. So sanft, so süsse leiden, traurig seyn ohne recht zu wissen warum, und dann doch die Einsamkeit allem vorziehen; gerne alleine seyn, an dem klaren See, auf Felsen, in Klüften, im schwarzen Gehölze; nur Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet; oder nur eine einzige Seele um sich haben wollen, der man dieß alles mittheilen könne, die dieß alles auch auffasse, und übrigens die ganze Welt thun und denken lassen was

(*) Kein Schweitzer und kein Fremder von einigem Gefühle sah die schönen Ufer des Genfersees, und alle die lieblichen Naturscenen umher, und dann den ganzen majestätischen Horizont der diese grosse Wasserfläche begrenzet, und erinnert sich dieß alles nicht mit Liebe; und riß nicht zuletzt, beym Abschied, seine Augen weg von dem geliebten Anblick, mit eben der Wehmuth mit der man Abschied von einem Freunde nimmt, den man nicht hoffet jemals wieder zu sehen.

was sie will: dieß ist ein Zustand, den jeder Jüngling sich wünschen soll, weil er das Alter fliehet (*).

Alleineseyn ist nicht ohne Ausnahme gut, für alle Traurigen und Betrübten. Meine Thränen flossen mir nur heisser, geliebter Hirschfeld, als dein schönes Buch über das Landleben herauskam, und du mir das Buch schenktest, und ich die rührende Stelle fand, in der du schienest mir ins Herz zu rufen: Thränen vertrocknen unter dem mitleidigen Säuseln der Luft, das Herz zerschmilzt in eine stille Wehmuth. Die Erquickungen der Natur kommen uns überall entgegen, und wir empfangen mit ihnen eine sanftere Linderung der Schmerzen. Die traurigen Bilder verschwinden nach und nach. Der Geist widersteht nicht mehr beruhigenden Betrachtungen, und eine weise Gelassenheit

(*) Rührend und wahr sagt Petrarcha: Illos annos egi tanta in requie, tantaque dulcedine, ut illud ferme tempus solum mihi vita fuerit, reliquum omne supplicium.

senheit bricht, wie eine heitere Abendröthe nach einem regenvollen Tage, mitten durch die Bekümmernisse der Seele hervor, im Genusse der stillen Anmuth des Landlebens.

Es giebt Betrübte, die bey jeder Erinnerung an ihre geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe ihrer Abgestorbenen foltert, die schauern und zittern wenn sie eine von der erblaßten verschwundenen Hand geschriebene Zeile sehen, die stumm und ohnmächtig hinfallen würden bey dem Grabe das alle Freude ihres Lebens verschlang. Ach die Sonne lächelt nicht für sie. Keinen Reitz hat für sie die erste Viole, der Gesang der Vögel die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie können keinen Garten ausstehen; und Gärten, auf die man sie in den Zeiten ihrer tiefsten Traurigkeit einlud, sind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Gesicht ab, von der lieben Hand, die sie führen will, aus ihrer Trauerhöhle ins Grüne. Insgemein sind solche Betrübte, Men-

schen

schen von heftiger Gemüthsart, dabey sind sie gewiß krank; ihre Behandlung fodert treue Liebe, und grosses Nachgeben.

Einsamkeit hat hingegen mächtige Reitze für sanftere Gemüther, deren Verlust auch eben so groß ist, als jener, welche denselben so gewaltig empfinden. Sie denken sich ihr Unglück auch eben so groß; aber sie theilen es mit der ganzen ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gerne weinende Weiden und Rosen auf Gräbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Gestalten, haben ihr Herz immer nach den Abgestorbenen gerichtet, und leben dadurch, bey der wahrhaftesten und aufrichtigsten Traurigkeit, in einer seligen Mitte zwischen Erde und Himmel. Solche Traurige nenne ich glücklich, wenn niemand sie in ihrer Traurigkeit störet, so sehr mir auch mein Herz bey dem Gedanken ihres Verlusts bebt und blutet. Aber scheue dich zu sagen, sie seyen nicht traurig; oder auch nur weniger traurig, als jene die in eine Art von Wuth

verfallen, oder die vollends, unter dem Drucke der erschrecklichsten Schmerzen, zu viele Empfindung beynahe tödtet. Das Urtheil wäre dumm; du würdest durch einen so beleidigenden Irthum ein Unmensch, und das willst du nicht, und bist du nicht. Aber ich nenne solche Betrübte glücklich, denn ihre Nerven sind so gebaut, ihr Blut ist so gemischet, daß solcher Schmerz und solche Trübsale ihren Verstand nicht erwürgen. Sie geniessen was jene fliehen. Sie finden Himmelsfreude in der beständigen Richtung nach ihren geliebten Todten.

Mancherley grosse und kleine Widerwärtigkeiten des Lebens, werden besser in der Einsamkeit überwunden als in der Welt, wenn nur die Seele irgend eine leidenschaftliche Richtung auf einen fremden Gegenstand nimmt. Mancher glaubt, daß ihm nun nichts mehr übrig sey, als Verzweifelung, oder Tod; er irret sich, Verzweifelung führet zu nichts. Aber wenn er in seiner Kammer mit Eifer nach irgend einer Reihe von wichtigen Wahrheiten forschet,

schet, dann werden seine Thränen vertrocknen, dann wird ihm alles Schwere leicht, dann wird ihm sein Unglück verschwinden.

Ueble Laune und Grämeley verschwinden in der Einsamkeit bey dem kleinsten Herzensgenuß, bey jedem Schatten von häuslicher oder ländlicher Glückseligkeit. Ueble Laune ist ein häßlicher unbehaglicher Zustand der Seele, dem man leicht nachhängt, wenn eine Menge kleiner Verdrüßlichkeiten uns necken, die doch gewöhnlich nur der Alltagslauf des Lebens erzeuget. Vor solchem Unglück darf man nur blos seine Thüre abschliessen. Grämeley ist zwar erdrosselter Zorn, den Männer mit Blicken und Gebehrden stillschweigend äussern, und den das schöne Geschlecht auch wol zuweilen durch einen kleinen Hagelschlag von Klagen verräth. Kein grämlicher Mann soll sich in Gesellschaft zeigen, und noch viel weniger eine grämliche Dame. Weg mit ihnen in die Einsamkeit.

Viele Traurige erhohlen sich in der Einsamkeit weit besser als durch alle Weltzerstreuung.

Kommt der Traurige nur erst in äusserliche Ruhe; reitzet, drücket, und hemmet ihn nichts; wird er nun nicht mehr misverstanden; kann er nur erst mit sich selbst fertig werden: so wird er auch mit allem übrigen in der Welt fertig, und so verschwindet oft schon alle Melankolie und alle Unlust am Leben. Die Fortschritte der Besserung sind zwar in solchen Fällen bey dem weiblichen Geschlechte immer schneller als bey uns. Junge Weiber fliegen schon, indem melankolische Männer noch kaum kriechen. Eine zarte Frau wird leicht umgeworfen, und steht leicht wieder auf; aber freylich nicht so sehr durch Einsamkeit, als durch weniger abstracte Hülfsmittel, immer viel eher durch etwas das ihre Sinne reitzet, und durch dieselben an ihrem Herzen zaubert. Die Krankheiten der Männer hingegen wachsen langsam, wurzeln tief, und sitzen fest; gegen diese muß man alles anwenden, was wirksam ist mit dauerhafter Kraft. Weniges nützet hier nichts. Man muß auch überall versuchen was etwa die Seele auf den

Körper vermag. Diese verdrängt oft grosses Unheil, ist oft ein mächtiger Schild gegen alle Pfeile des Schicksals. Grosse Seelen werfen ab, und ferne von sich weg, was andere peinigt, necket, reizet, und nagt; heroisch wenden sie sich um, von dem was ist, zu dem was seyn muß. Eine grosse Seele wird ihrem Körper eben so gewiß aufhelfen, als eine kleinere Seele den ihrigen aufreibt.

Ort und Umstände muß man nur immer ausfinden, wo die Seele nach ihrer besondern Natur am liebsten wirket. Spieltische, grosse Gelage, Assembleen, sind für die meisten Menschen Nahrung und Labsal; aber sehnst du dich nach Einsamkeit, weil du weißt wozu Einsamkeit nützet, so ist nirgends Ruhe und Herzensgenuß für dich, als in der Einsamkeit.

Weg also in der Moral, wie in der Arzneykunst, mit allen Compendiumslehren und allgemeinen Räthen, die der genaue Beobachter auf den besondern Fall nicht anpassend findet. Weg mit allen untrüglichen Recepten von Zer-

streuung gegen Hypochondrie. Wer einem aus Kränklichkeit, Freyheitsliebe, Geschmack und Neigung einsamen, alle Unruhe, allen Zwang, allen Zeitverlust in seinem Hause verabscheuenden Menschen, als ein specifisches Mittel gegen Hypochondrie rathen würde, daß Er Assembleen gebe in seinem Hause; daß Er junge, hüpfende, und federleichte Dämchen einlade, die bey ihm wohnen auf Wochen und Monate; daß Er für dieselben Gastereyen anstelle, jeden Abend bis an den andern Morgen: der heilet ihn vielleicht von der Hypochondrie durch den Zorn den solche Menschenkennerey erreget, oder durch das Lachen das sie verdient. Nichts ist wahr, in allen Dingen wo Verstand blos auf Sehen und Erfahren beruhet, als was anpaßt und trifft. Von sehr vielen hypochondrischen und melankolischen Menschen, kann man mit Wahrheit sagen: laßt sie alleine, so sind sie zerstreut.

Alle diese Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit für das Herz, leiten mich nun endlich zu der wichtigen Frage, ob es wenigstens

stens in der Einsamkeit nicht leichter werde tugendhaft zu seyn, als in der Welt. Sodann bleibt mir noch übrig, die Glückseligkeit im Ganzen zu betrachten, welche die Einsamkeit dem Herzen giebt; auch ihre Vortheile im Alter; ihre Führung zu Gott; und die Blicke aus ihr in die Ewigkeit.

Viel Gutes geschieht in der Welt von Amts wegen. Der Geistliche lehret und tröstet, der Rechtsgelehrte verschaffet Recht, der Arzt macht seine Besuche, seufzt, und schwitzt oft Blut dabey, und curirt gut oder übel; alles aus Menschenliebe, sagen die Herren. Davon ist kein Wort wahr. Man tröstet, verschaffet Recht, und curirt, nicht immer aus Trieben seines Herzens, sondern weil man muß; weil man dazu aufgefordert ist; weil man einen schwarzen Rock trägt, in diesem Collegio sitzt, oder diesen und jenen Schild aushängt. Euer Wohlgebohrnen wohlbekannte Menschenliebe, ein Wort bey dem ich immer auffahre, und womit viele tausend an mich geschriebene Briefe immer anfangen,

ist

ist nichts als eiskalter Canzleystyl, Ziererey, Lüge. Menschenliebe ist Tugend, Adel der Seele vom ersten Range; und woher weißt du, daß ich das oder dieses aus Tugend thue, und nicht weil ich muß?

Gute Werke sind also nicht immer Gottesdienst. Dessen Herz, der sich von Weltgeschäften vollends nie losreisset, verwildert oft für alles Gute. Man kann Gutes thun, und doch nicht gut seyn; groß seyn in Geschäften, und klein in seinem Herzen (*). Tugend ist seltener, als man glaubt. Mit Menschenliebe, Tugend, Patriotismus, und allen Wörtern dieser Art, muß man darum haushälterisch umgehen. Man muß sie nur bey grossen Gelegenheiten gebrauchen; denn wer solche Wörter zu oft ausspricht, schwächt sie, und macht sie verächtlich. Wer sollte sich nicht schämen, gelehrt oder men-

schen-

(*) Viri potestatibus sublimes, sagt der Kanzler Bacon, ipsi sibi ignoti sunt. Et dum negotiis distrahuntur, tempore carent, quo sanitati aut corporis aut animae suae consulant.

schenliebend zu heissen, da oft so äusserst elende Kerle hochgelehrt sind, und da man so manchen Schurken wegen seiner wohlbekannten Menschenliebe lobt!

Wahrscheinlich geschieht in der Einsamkeit mehr Gutes, als in der Welt. Jeder gute Mensch von einiger Bedeutung, ist wahrlich nicht gut des Exempels wegen, denn leider sind Exempel des Guten gar zu selten in der Welt, sondern weil er bey stiller Ueberlegung findet, daß Grösse des Herzens doch am Ende jede andere Grösse übertrift. Auch geschieht wirklich das meiste Grosse in der Welt durch stille Thaten.

Tugend wird viel leichter und freyer in der Einsamkeit ausgeübet, als in der Welt. Niemand schämet sich in der Einsamkeit der Tugend, da sie hingegen gebeugt durch die Welt schleicht, und in grossen Versammlungen bescheiden in der Ecke steht. Unser Umgang mit der Welt, ist eine Erziehung zum Laster. Bey den besten Entschlüssen fehlen wir doch alle, täglich, unter so

vielen Fallstricken und Gefahren. Manchem der eine grosse Rolle in der Welt spielt, mangelt es freylich an guten Entschlüssen, bey manchem sind die Entschlüsse gut, und die Werke schlecht. Vielleicht sind wir des Morgens in unserer Kammer, eh der Wirbel unserer Geschäfte herankommt, noch ganz gut, noch unparteyisch, und frey; niemand setzt sich da uns entgegen. Aber mit der größten Wachsamkeit und Vorsicht, bleibt man nie den ganzen Tag ganz Herr über sich selbst, wenn man mannigfaltig geneckt ist von Bekümmerniß und Verdruß, wenn man mit Widerwillen vielerley Geschäfte betrieben muß, mit vielen Menschen zu thun hat, und einem hundert unerwartete und abgeschmackte Dinge täglich an den Kopf prellen. Selbst in der Einsamkeit war es daher die äusserste Thorheit, daß Seelen wähnten die Körper hatten, sie wollen sich da an den höchsten Gipfel speculativer Tugend hinauffaseln. Man ist und bleibt, auch in der Einsiedeley, doch immer Mensch. Tugend ist nirgends leicht, als da, wo gar keine

Ge-

Gefahren sind; aber dann ist sie auch nicht mehr Herrschaft über uns selbst. Manchen Einsiedler schuf Gott zu schwach, um aus dem Abgrunde sich zu retten, weil Er ihn stark genug gemacht, um nicht hinein zu fallen.

Es ist eine schöne Bemerkung eines vortreflichen Schottländischen Menschenbeobachters und Menschenlehrers: Tugend habe die ihr eigenthümliche Wirkung, daß sie eines Menschen vornehmste Glückseligkeit aus seinem Verhalten entspringen lasse. Ein böser Mensch, sey ganz und gar ein Geschöpf der Welt. Er hänge von ihrer Gunst ab, lebe von ihren Freundlichkeiten, und sey glücklich oder elend, je nachdem es ihm in derselben gelingt oder fehlschlägt. Bey einem Tugendhaften aber sey der glückliche Fortgang seiner weltlichen Unternehmungen, nur immer die zweite untergeordnete Absicht. Habe er, wie es ihm gebühre, seine Schuldigkeit gethan, so sey sein Gemüth in Ruhe; den Ausgang überlasse er der Fürsehung. Sein Zeuge sey im Himmel, und der ihn kenne, sey in der

Höhe. Zufrieden mit dem Beyfall Gottes, und dem Zeugniß eines guten Gewissens, geniesse er seiner eigenen Unschuld, und verachte die Triumphe der Bosheit. Nach dem Maasse, als solche edle Grundsätze unsere Herzen regieren, machen wir uns also von der Welt unabhängig, und klagen nicht mehr, sie benehme uns den Muth.

Jene Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war die Absicht und ist das Ende meiner wenigen Philosophie in diesem Werke über die Einsamkeit. Nicht in Wüsten will ich die Menschen führen, nicht in die Wohnungen der Eulen und Uhus. Aber ich möchte ihnen ihre Weltfurcht und ihre Menschenfurcht benehmen; ich möchte sie, so viel als es sich thun läßt, unabhängig machen; ich möchte ihre elenden Fesseln zerbrechen, ihnen Nichtachtung für die Welt und Liebe zur Einsamkeit einflössen, damit sie sich doch wenigstens ein paar Stunden im Tage sagen können, wir sind frey.

Solche Unabhängigkeit und solche Freyheit kann auch den größten Freyheitshässern nicht misfallen, denn sie führet blos zu einem gewissenhaften Gebrauche der Einsamkeit. Sie ist die Sammlung des Gemüthes zur Stärkung und Erneuerung guter Gesinnungen, die uns dann noch immer so viel mehr geschickt und emsig machen, die rechtmässigen Obliegenheiten unsers Standes zu erfüllen.

Wahre Apostel der Einsamkeit haben gezeiget: Erst in solchen recht angewendeten Stunden freyer Musse, fassen wir feste und gründliche Entschliessungen zu Beherrschung unsers Gemüths, und zu Führung unsers Wandels. Erst dann können wir die Umstände unsers Lebens, die gewöhnlichen Versuchungen denen wir unterworfen sind, die schwachen Seiten unsers Herzens die wir am meisten zu verwahren haben, mit ungestörter Ueberlegung bedenken, und uns zum Voraus gegen dasjenige waffnen, was uns hernach im Umgange und in den Gesellschaften der Welt gefährlich werden möchte.

Scheine es also auch im Anfang, daß die Tugend in der Entfernung vom Weltgenusse die Grenzen des Vergnügens enger zusammenziehe, so finde man doch bey näherer Ueberlegung, daß sie in der That sie erweitere. Halte sie von Ausschweifungen in einigen Vergnügungen zurück, so werden eben dadurch andere durch sie begünstigt und vermehret. Sie entziehe uns keinen andern Vergnügungen, als solchen die entweder phantastisch und eingebildet sind, oder schädlich und zerstörend. Der Weltmensch erfreue sich seiner Besitzungen, der Wollüstling seiner Ergötzungen, der Gesellige seiner Freunde und Gesellschaften; aber der wahrhaftig gute Mensch habe daran Freude, daß er regelmässig die grossen Pflichten seines Lebens erfüllt. Eine neue Sonne scheine ihm dann aufzugehen, und eine reine Herrlichkeit alles um ihn her zu umglänzen; jeder Gegenstand werde schöner in seinen Augen, und er ziehe seine Strasse frölich. Unser Vater, der ins Verborgene und in die ehrwürdigen Finsternisse einer solchen Einsamkeit

sehe,

sehe, vergelte es uns öffentlich, dadurch daß wir unsere Geschäfte vollkommener ausrichten, und den Reitzungen zur Sünde besser widerstehen; und das haben wir dem andächtigen; unzerstreuten und feurigen Gebete in der Einsamkeit zu danken, und unserer Absonderung und Unabhängigkeit von der Welt.

Freyheit und Musse, äussere Stille und Mangel von Umgang, sind also grosse und wahre Hülfsmittel zur Tugend. Seine Leidenschaften hält man dann nicht blos etwa zurück, daß sie nur nicht in offenbare Unordnungen ausbrechen, sondern man erlaubt auch nicht seiner Vorstellungskraft beunruhigende Gedanken über Dinge die man gerne läßt wie sie sind, weil man sie verlachet. Das häusliche Leben ist dann nicht wie in der galanten Welt der Sitz der Langenweile und des Ueberdrusses, der Kampfplatz niedriger wilder Leidenschaften, die Wohnung des Grams, der üblen Laune, des mannigfaltigen Streites, der boshaften Qualsucht, und ein Vorspiel der Hölle. Frieden und Glück-

 selig-

seligkeit wohnen bey dem, der allen unreinen Hülfsquellen des Vergnügens entsagt, und eben darum nur desto fähiger ist Vergnügen um sich her zu verbreiten. Wer sich entfernet aus dem Dunstkreise der Lasterhaften, wer wegfliehet vor dem niederschlagenden Anblick hochgeschätzter Dummheit und glücklicher Bosheit, wer das Leere alles unsers Lerms, aller unserer Behauptungen, und aller unserer Ansprüche sieht, kommt in seinem Hause nie aus seiner Fassung.

Alles Weltvergnügen verlieret seine Reitze vor jedem stillen Opfer, das man der Tugend in der Einsamkeit bringet. Ich will lieber Thränen vergiessen als Thränen erregen, sagte mir einst eine deutsche Dame. Sie schien nicht zu wissen, daß sich kaum etwas großmüthigeres denken und thun läßt. Solche Tugend befriedigt das Herz weit mehr, als Weltgenuß ohne Ende, und alles was man in den Städten hervorsucht, die Zeit zu vertreiben, das Leben zu vertändeln, und die Ewigkeit zu vergessen. Man ist

ist immer glücklich, wenn man Kräfte in sich selbst findet, die man sich selbst nicht zutraute. Einsamkeit öfnet die Seele jedem edlen Vergnügen, verbreitet Licht und Heiterkeit, Zufriedenheit und Ruhe, wo man nichts erwartet hat als Thränen, und erstattet durch tausend neue und stille Freuden jeden Verlust.

Heimlich läugnet kein Bösewicht, daß Tugend der Grundstein aller Glückseligkeit in der Welt und in der Einsamkeit sey. Aber doch wirft das Laster immer seine seidenen Netze aus, und fängt ganze Heere von Cavalieren und Damen, und Creaturen von jedem Range und aus allen Ständen. Ueber jede verführerische Begierde zu wachen, nicht erst wenn sie da ist, sondern schon wenn sie von weitem kommt; böse Lüste durch Wegwendung des Herzens auf edle Vergnügungen zu überwinden, dieß war von jeher der höchste Sieg der Seele über die Welt und sich selbst, und innerer Frieden war immer ihr Lohn.

Glücklich ist derjenige der diesen Frieden schon in die Einsamkeit bringet, die ihn so ungestöret erhält. Was hülfe es die Städte zu verlassen, Einsamkeit, Stille, und Ruhe zu suchen, wenn man dabey noch immer Menschenhaß im Herzen trüge, da noch dieser grimmigen Leidenschaft fröhnte? Göttliche Zufriedenheit, und ein ganzer Himmel auf der Stirne, fänden sich dann eben so wenig in blumenreichen Gefilden, als in tiefer Nacht der Einsamkeit, und in den Trauerschlünden finsterer Cellen. Läuterung und Behütung unsers Herzens ist also das erste und das letzte, was wir in der Einsamkeit thun und suchen müssen; und ist dieses gethan, dann finden wir Glückseligkeit; dann haben Stille, Musse, Ruhe, und Freyheit, einen Werth. Nicht aus Haß muß man die Menschen fliehen; man kann sie alle fliehen, und ihnen allen doch Gutes wünschen.

Zur Glückseligkeit des Einsamen gehöret, daß er hochschätze was die Menschen verachten, und verachte was die Menschen hochschätzen.

Als Rom, nach dem Kriege mit den Seeräubern, anstatt des Lucullus den Pompejus zu seinem obersten Befehlshaber ernannte, also das ganze Reich den Händen eines einzigen übergab, runzelte Pompejus die Stirne da Er sein Creditiv erhielt, schlug auf seine Schenkel, und rief aus: O ihr Götter, ihr ladet mir Arbeit auf ohne Ende! Wäre ich nicht glücklicher gewesen ohne Namen und ohne Ruhm! Muß ich dann immer wieder zu Felde gehen, immer den Harnisch auf dem Leibe haben? Kann ich dann nie dem Neide entrinnen, der mich immer verfolgt, und sanft und stille mit meiner Frau und meinen Kindern auf dem Lande leben! Das war schön gesagt, aber erlogen; denn Pompejus schätzte noch nicht genug, was Männer von seiner Sinnesart verachten, und noch verachtete er nicht, was damals alle nach Herrschaft gierige Römer hochschätzten. Aber das that Manius Curius. Er war der größte Römer seiner Zeit, hatte kriegerische Völker überwunden, den Pyrrhus aus Italien verjagt, dreymal die Ehre

des Triumphs genossen, und nun zog er in ein elendes kleines Haus auf dem Lande, und baute da mit eigner Hand sein Gärtchen. Als die Gesandten der Samniter kamen, ihm eine mächtige Menge Goldes anzubieten, das er ausschlug, saß er bey seinem Herd, und kochte Rüben.

Kein König und kein Fürst in der Welt, ist so glücklich wie Manius Curius, als er seine Rüben kochte. Könige und Fürsten wissen es nur zu gut, daß sie in gar manchen Fällen keine Freunde haben; sie fragen auch darum manchen um Rath und trauen vielleicht keinem. Alle Redlichen im Lande, alle Menschen von Geist, Herz und Charakter, haben Mitleiden mit guten Königen und Fürsten, denn im Grunde sind sie doch nie frey von Zweifeln, Besorgnissen, und Qualen. Fürstenglück und Königsglück reicht nie an das Glück eines arbeitsamen und zufriedenen Landmanns. Nie sind die Freuden der Länderbeherrscher so beständig, nie ist ihr Leben so ruhig und so heiter. Das Essen des Bauers

ist

ist schlecht, aber es schmeckt ihm; sein Bett ist hart, aber er schläft doch besser als Könige und Fürsten.

Einsamkeit gewähret den kleinsten unter den Menschen so viel Vergnügen als den größten. Die schöne Luft, die herrlichen Wälder, die Farbe der Wiesen, und die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit die der Sommer über die ganze Erde wirft, bezaubert nicht nur Philosophen, Könige, und Helden; sie macht auch dem ungelehrtesten Zuschauer Vergnügen. Ein Engländer hat vortreflich gesagt: es sey nicht nöthig, daß man die Gesetze des Wachsthums der Pflanzen verstehe, um die Farbe einer Blume zu bewundern; oder daß man das Ptolomäische oder Copernikanische System erst studire, um sich des Sonnenlichts zu freuen, oder ihre erfrischende Wärme zu fühlen. Das Neue vom Jahre sey an sich eine Quelle von Wohlgefallen; und Milton bemerke sehr wohl, daß jedem der lange in Städten eingeschlossen war, kein länd-

licher Gegenstand zu Gesichte komme, der nicht einige seiner Sinne erquicke.

Verbannte sogar haben oft die Vortheile und die Freuden der Einsamkeit gefühlet. Anstatt der Welt aus der man sie vertrieb, schuffen sie sich eine Welt im Stillen, gewöhnten sich da, wenn sie grosse Herren gewesen waren, an Menschenfreuden (*); und erfanden, um friedsam und leise ihre Tage zu verleben, tausend kleine Glückseligkeiten, die man nur fern von aller Geselligkeit, fern von allem Mitleid und Trost, fern von der süssen Gesellschaft der Menschen, fern von Freunden und Vaterland findet.

Verbannte müssen eben so wie wir, um glücklich zu seyn, immer an etwas sich anschmiegen, immer etwas haben, das ihnen eine entfernte

(*) Cicero sagt hinreissend schön: Multa praeclara Dionysius Phalereus in illo exilio scripsit, non in usum aliquem suum, quo erat orbatus; sed animi cultus ille, erat ei quasi quidam humanitatis cibus.

fernte Hofnung erwecket, oder ein gegenwärtiges Vergnügen gewähret. Ach sie streben auch nach Freude; auch sie möchten um der Freude willen noch leben. Moritz, Prinz von Isenburg, schlug sich zwanzig Jahre durch die Welt, bald unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, bald unter dem Marschall von Broglio, dann in den Feldzügen der Russen gegen die Türken. Aus Ehrgeitz und Ruhmsucht verlohr er Gesundheit und Ruhe. Als Russischer Officier kam er in Russische Verbannung. Man weiß was das ist. Aber Er machte sich diese Lage angenehm. Alle Kümmernisse der Verbannung zerdrückten seinen Geist und seinen Körper; sein Leben war nur noch ein Schatten. Lord Bolingbrokes kleine Schrift über Verbannung fiel ihm in die Hände. Er las sie etliche mal durch; und so wie ich las, sagt dieser Prinz in der etwas deutschprinzlichen Vorrede zu seiner schönen und kernhaften Uebersetzung dieser Schrift, verschwand bey mir aller Tiefsinn.

Lord

Lord Bolingbrokes Schrift über Verbannung ist ein Meisterstück stoischer Philosophie (*), und guter Schreibart. Er sieht in derselben allen ver-

(*) Lord Bolingbroke war sonst eben nicht ein grosser Stoiker, die Zeiten ausgenommen, da er einer scheinen wollte, oder seyn mußte. Ein Mann der ihn sehr genau kannte, und sich sehr auf Portraitmahlerey verstand, der berühmte Lord Chesterfield, sagt von Ihm: „Es ist „unmöglich Licht und Schatten dick genug aufzutragen, „um den Charakter des Lord Bolingbroke nach dem Leben „zu mahlen. Er war ein äusserst niederschlagendes Beyspiel von der Heftigkeit menschlicher Leidenschaften, „und der Schwäche aufgeklärter und hoher Menschenvernunft. Seine Tugenden und seine Laster, seine „Vernunft und seine Leidenschaften, waren nicht durch „eine sanfte Stufenfolge von Schattirungen gemischet; „sie machten einen harten und plötzlichen Contrast.“

„Hier die dunkelsten, dort die glänzendesten Farben, „beyde frappanter durch ihre Nähe. Ungestüm, Uebermaaß, und beynahe Ausschweifung waren nicht nur „der Charakter seiner Leidenschaften, sondern sogar seiner Gefühle. Als Jüngling suchte er seine Ehre im „Tumulte und in der Raserey des Vergnügens, und er „triumphirte leichtfertig darinn, mit Verachtung alles „Wohlstandes. Oft erhitzte und erschöpfte er seine schöne Imagination, wie seinen Körper, durch das Lob „und die Vergötterung der Hure von der letzten Nacht. „Seine festlichen Schmausereyen trieb er bis zu bacchan-

„tischer

vergangenen und gegenwärtigen Widerwärtigkeiten des Lebens in die Augen. Anstatt ihnen zu entfliehen, oder das Gefühl derselben durch eine

lange

„tischer Wuth. Nichts unterbrach diese Leidenschaften, „als eine grössere, der Ehrgeitz. Er schwächte durch „jene seine Leibesbeschaffenheit, und seinen Charakter; „aber diese vernichtete seine Glücksumstände und seinen „Ruhm."

„Jung, und mit Ehre, kam er in Geschäfte. Sein „Scharfsinn sah durch. Jeden Gegenstand, worüber „er sprach oder schrieb, zierte er durch eine äusserst glän„zende Beredsamkeit, die nicht studirt war, nicht mit „Mühe hervorgebracht, sondern ihm natürlich und glück„lich floß. Er hat vielleicht im Anfang sich darum bestre„bet, aber in der Folge ward Beredsamkeit ihm so sehr „eigen, daß auch seine Conversation über die alltäglich„sten Dinge den Druck ausgehalten hätte, ohne die aller„geringste Veränderung in Vortrag und Styl. Edler „und großmüthiger Gesinnungen war er eher fähig, als „fester und überlegter Grundsätze von Gutmüthigkeit und „Freundschaft; aber auch diese Gesinnungen waren „mehr heftig als dauerhaft, und veränderten sich gegen „die nämlichen Personen plötzlich und oft vom Aeusser„sten zum Aeussersten. Jedes gewöhnliche Bezeigen von „Höflichkeit gegen ihn, betrachtete er als Pflicht, und „erstattete es mit Wucher; so wie er auch die geringsten „Vernachlässigungen mit Heftigkeit empfand, und dann „ebenfalls dafür mit Wucher bezahlte. Auch nur eine

„Ab-

lange und schimpfliche Geduld abzunutzen, will Er sie überwältigen. Er räth, anstatt lindernder Mittel, den Höllenstein, und das Messer; er verfolgt

„Abweichung von irgend einer seiner philosophischen „Meinungen brachte ihn auf, und wenigstens zeigte er „sich dann nicht als ein praktischer Philosoph.“

„Aller Ausschweifungen seiner Jugend, und aller „ungestümen Erschütterungen seiner mittlern Jahre un„geachtet, besaß er einen unendlichen Vorrath von ver„schiedener und beynahe allgemeiner Gelehrsamkeit, die „er immer bey sich trug. Seine Begriffe waren äusserst „schnell und klar, und sein Gedächtniß ungemein glück„lich. Er war zumal der Historie ausserordentlich kundig. „Sein langes Exilium in Frankreich, gab ihm Gelegen„heit mit der ihm eigenen Hitze zu studiren. Er machte „dort den Plan zu seinem grossen philosophischen Werke, „und führte ihn auch mehrentheils aus. Die gewöhn„lichen Schranken des menschlichen Wissens waren zu „enge für seine warme und hochstrebende Imagination; „er schwang sich hinweg über die flammenden Mauren „der Welt, bis in die ewig unbekannten Regionen der „Metaphysik, wo ein unbegränztes Feld für spekulative „Köpfe sich öfnet, wo endlose Muthmassungen uner„reichbare Wahrheit ersetzen, und nur zu oft mit Unge„bühr ihren Namen und ihren Einfluß sich anmassen.“

„Er starb am Krebs im Gesichte, und hielt diese grau„same und schauervolle Krankheit mit Standhaftigkeit „aus.“

folgt die Wunde bis in den Grund, um sie von Grund aus zu heilen.

Abgehärtet wird man freylich durch ununterbrochene Einsamkeit, also auch durch anhaltende Verbannung. Gewohnheit giebt solche Kräfte. Aber leicht wird gewiß auch Einsamkeit für Verbannte durch manches sanfte Gefühl des Herzens; denn man gewöhnet sich an Freuden die man vorhin nicht kannte, sobald man die Freuden der glücklichern Zeit nicht mehr hat. Brutus sah den Marcellus in seiner Verbannung zu Mytilene, mit aller Glückseligkeit umgeben deren die menschliche Natur fähig ist, und eben so eifrig, als je vorher, auf alle Arten nützlicher Kenntnisse erpicht. Dieser Anblick machte ihn denken, Er sey es vielmehr, der bey seiner Rückkehr in die Welt ins Exilium gienge, nicht Marcell der im Exilio blieb.

Quintus Metellus Numidicus erlitt etliche Jahre zuvor, zwar dasselbe Schicksal, in der Zeit, als das Volk unter der Anführung des Marius den Grund der Tyranney legte, die Cäsar vollendet

det hat. Metellus allein, mitten unter einem in Furcht gesetzten Senat und einer ausgelassenen Menge Volkes, weigerte sich den schädlichen Gesetzen des Tribuns Saturninus zu schwören. Seine Standhaftigkeit ward sein Verbrechen, und Verbannung seine Strafe. Eine wilde und gesetzlose Parten bekam das Uebergewicht gegen ihn; die besten Männer der Stadt waren zwar zu seiner Vertheidigung gewafnet, waren bereit ihr Leben zu lassen, um so viele Tugend ihrem Vaterlande zu erhalten. Aber er, da er nicht hatte überreden können, hielt es für gesetzmässig nicht zu widerstehen. Er urtheilte bey diesem Wahnsinn der Römischen Republik, wie einst Plato bey dem Aberwitz der Athenienser; meine Mitbürger werden mich zurückrufen, sagte Metellus, wenn sie sich bessern, und wenn sie sich nicht bessern so kann ich nirgends übler seyn als in Rom. Freywillig gieng er darum ins Exil; und mit wahrer Ueberzeugung von dessen Vortheilen, für ein Herz das nirgends Ruhe finden konnte, als an entfernten Ufern, da es immer geblutet hätte in

Rom,

Rom, bey dem beständigen Anblick eines kranken Staates, und einer sterbenden Republik.

Rutilius entfernte sich aus dem verdorbenen Rom, mit eben der Verachtung für die Denkart und die Sitten seiner Zeit. Er hatte Asien gegen die Erpressungen der Zollpächter vertheidiget. Dieß brachte den Ritterstand gegen ihn auf; und aus eben so unedeln Gründen war ihm des Marius Partey gehässig. Der unschuldigste Mann der Stadt ward wegen Bestechung angeklagt; der beste Mann vor Gericht gefodert durch den schlechtesten, den infamen Apicius. Als Richter über den Rutilius saßen die Urheber der falschen Anklage, und sprachen gegen ihn das ungerechteste Urtheil. Er würdigte sie kaum, gegen sie, seine Sache zu vertheidigen; sondern suchte einen Zufluchtsort im Orient, wo man diese Römische Tugend, die Rom nicht zu ertragen vermochte, mit Ehrfurcht aufnahm. Weit williger verließ er sein Vaterland, als er seine Verbannung endigen sah, da er bey seiner

Zurückberufung nicht allein nicht gieng, sondern noch weiter floh.

Von diesen Beyspielen zufriedener und glücklicher Verbannter, ist Cicero die bekannte Ausnahme. Er besaß alle Schätze in der Seele, und alle feinen Gefühle, um Einsamkeit zu benutzen, aber nicht Kraft genug um Verbannung zu tragen. Cicero der Retter seines Vaterlandes, hatte im Glücke weder die Schmähungen einer verzweifelnden Partey, noch die Dolche der Meuchelmörder gefürchtet, aber er versank sobald er litt. Offenbar war Er, der ohnehin oft über einen schwachen Magen klagte, in seinem Exilio hypochondrisch; und sobald man das ist, so ist man nichts, so verschwindet alles Vermögen der Seele zu grossen Entschlüssen und kühnen Thaten. Cicero und seine Hypochondrie entehrten Einsamkeit und Verbannung. Ungewiß wo er hingehen, oder was er thun sollte, furchtsam wie ein Weib, eigensinnig wie ein Kind, beklagte er den Verlust seines Ranges, seiner Reichthümer und seines glänzenden Ansehns.

sehns. Seine Beredsamkeit schilderte nur seine Schande mit stärkern Farben. Er weinte über die Ruinen seines Hauses, welches Clodius hatte zerstören lassen, und ihn betrübte itzt seine Entfernung von der Terentia, die er nicht lange nachher verstieß. Ein Hypochondrist kann jämmerlich über den Verlust von Gütern klagen, in deren Besitz er kein Vergnügen empfand. Freunde und Feinde glaubten, Cicero rase. Cäsar sah, mit innerer Zufriedenheit, den Mann der abgeschlagen hatte sein Gehülfe zu seyn, unter der Ruthe eines Clodius weinen. Pompejus hoffte Entschuldigung für seinen Undank, durch die Verachtung, der sein Freund den er verlassen hatte, sich selbst aussetzte. Sogar Atticus, dessen grosse Talente Wucher und Putz waren, und der für keine Partey etwas unternahm weil er es mit allen hielt, erröthete für den Cicero, glaubte er sey seinem vorigen Glücke zu niedrig ergeben, und machte ihm Vorwürfe im Styl eines Cato. Einsamkeit verlohr bey Cicero ihre Kraft, weil ungesunde und traurigmachende Gefühle ihm

nichts als niederschlagende Ideen gaben, ihm nichts in sich und nichts ausser sich anders vorstellten, als von der schlimmsten Seite. Aber Cicero starb doch edel, und wahrlich nicht wie ein Hypochondrist. Komm näher, alter Krieger, rief er aus seiner Sänfte zu dem Popilius Länas seinem Clienten und Mörder, und wenn du dieß wenigstens gut machen kannst, so haue mir den Kopf ab.

Sanft können nur alsdann die Stunden eines Verbannten hinschleichen, bey ländlichem Zeitvertrieb und in philosophischer Ruhe, wenn er der Welt entrichtet hat was er ihr schuldig war, und itzt der Nachkommenschaft noch giebt was er ihr schuldig ist: das Beyspiel eines Mannes, der eben so groß ist da er fällt, als da er stand.

Grosse Glückseligkeit verheisset Einsamkeit uns allen, wenn unser Alter heran nahet, und unser Leben verfällt. Das Leben des Menschen ist eine kleine Reise, und sein Alter ein schneller Tag. In der Einsamkeit können wir seine Stürme vergessen. Ich

will

will euch tragen bis ins Alter, und bis ihr grau werdet; Ich will es thun; ich will heben und tragen, spricht der Herr. Einsamkeit im Alter, ist darum eine der angenehmsten Aussichten des Lebens, wenn man sie als die Ruhezeit seines Lebens betrachtet, als den Zwischenraum von Weltgeschäften und Tod, als den Hafen, aus dem wir ruhig zurücksehen nach den Stürmen unserer Schicksale, und der geheimen Geschichte unsers Kopfs und unsers Herzens.

Alles will gewöhnlich der Mensch vorher erschöpfet haben was ihm fremd ist, bevor er sich mit sich selbst beschäftigt. So reisen wir auch oft, zuerst in fremde Länder, bevor wir uns um das bekümmern, wodurch sich etwa unser eigen Vaterland auszeichnet. Aber dieß thut kein weiser Jüngling und kein weiser Greis. Einsamkeit und Umgang mit sich selbst, sind für beyde der Weisheit Anfang, und der Weisheit Ende. Macht auch Einsamkeit trübsinnig in der Jugend und im männlichen Alter, so verschwindet doch auch oft im Alter aller Trübsinn.

Abwechslung von Wünschen, Glauben, Hofnung, und Betrug, gehöret zur Geschichte unsers Eingangs in das Leben. Unsere mittlern Jahre sind das Alter des Trübsinns. Aber nichts erschüttert und befremdet den erfahrnen Mann. Wer für seines Lebens Unterhalt nicht mehr sorgen muß, und frühe mit den Schlichen der Welt bekannt ward, klagt wenig über Undank für Arbeit und Mühe. Laßt ihm Ruhe, so gebt ihr ihm alles was er verlanget. Alles übrige gilt ihm wenig, wenn er frühe genug in sich selbst zurück gieng, frühe anfangen mußte weise zu werden, und also auch frühe genug die Welt für das hielt, was sie ist.

Mir deucht es sey eine sehr gute Bemerkung eines grossen Deutschen, daß es politische Karthäuser gebe, wie religiöse; und daß beyde in ihrer Art bey weitem nicht so üble Menschen seyen, sondern sehr oft die besten und frömmsten. Im verborgenen Hayn, sagt dieser Schriftsteller, begegnet man dem stillen Weisen, dem ruhigen Beobachter, dem Freunde der Wahrheit und

seines

seines Vaterlandes, der nicht vergöttert und nicht lästert. Man labet sich an seiner Weisheit, freut sich seiner Einsichten, erwärmt sich an seiner Liebe für Wahrheit, Volk, und Menschen; man geizt um sein Vertrauen, und seine Freundschaft; staunt über seine Bescheidenheit in Anstand und Worten, und eben so sehr über die Verborgenheit seines Namens und seiner Existenz. Man wünscht diesen Karthäuser aus seiner Hütte in den Pallast, und zulezt liest man mit heiligem Feuer an seiner Stirne geschrieben: Odi profanum vulgus et arceo. Anstatt ihn zu verführen, wird man sein Proselyt.

Ach er ist nicht mehr, der politische Karthäuser, bey dem ich einst in der Wetterau, mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht, alle diese Weisheit und Ruhe in lebendigen Zügen ausgedrücket sah, und anstaunte! Ein grösserer Kopf lebte damals vielleicht an keinem Hofe in Deutschland; nirgends fand ich einen scharfsinnigern Beobachter der Menschen und ihrer Thaten, einen genauern und billigern Prüfer der

Welt, und aller Menschen die in der Welt eine grosse Rolle spielen; er kannte einige der größten Personen auf den Thronen von Europa, aus persönlichem Umgange. Nirgends fand ich eine freyere, offenere, redlichere, stärkere, und sanftere Seele; nirgends ein Auge, das wahrer und richtiger in allem durchsah, wohin Menschenaugen reichen; und nirgends einen Mann, an dessen Brust ich lieber hätte mögen leben und sterben. Einfach und bescheiden war sein Landhaus, und kunstlos sein Garten, und ländlich sein Mahl. Ein wahrer Himmel war mir die Einsamkeit in der Wetterau, wo Er, der Freyherr von Schrautenbach, dem Himmel lebte.

Comische Blicke sogar giebt es im Alter, für Freunde der Litteratur, wenn sie noch zuweilen nach der Jugend hinterher, mit dem grauen Kopfe sich umsehen. Es ist eine Lust, wie sich unsere Jugend gegen diese grauen Köpfe in die Brust wirft. Seht dort, heißt es, die Schriftsteller welche man ehmals lobte, schreiben noch wie man vor zehen Jahren schrieb. Die

rüstig-

rüstigsten unter ihnen lassen ein Blatt nach dem andern fallen. Wir lesen nichts, von allem was alte Kerle schreiben (*). Wir haben einen neuen Styl, neue Monatsnamen, ein neues Teutsch, eine neue Ortografi, wir schreiben Kremor und nicht Cremor Tartari. Alles ist neu; alles ist seit zehen Jahren anders. Unserer Lesewelt sogar, ist alles längst bekannt, was in den neuesten Büchern unserer größten Universitätsphilosophen steht. Wir wissen Alles. Die deutsche Litteratur hat Riesenschritte gemacht, durch unsere Theaterstücke und unsere Gedichtlein, durch unsere Almanache und unsere Romanen. Deutsch-

(*) Dieß ist die Sprache der deutschen Jugend in jedem Jahrzehend. Hallers Usong, enthält Bilder der Liebe, deren sanfte Erhabenheit vielleicht keine Imagination sich jemals schöner dachte. Teutsche Jünglinge, die sich damals Schenies nannten, spotteten über Hallers Usong; fanden dieses schöne Buch kalt; lachten, daß der alte Haller ein Buch für das Herz schreibe, wie man lacht, wenn ein Professor tanzt, ein Höfling Klopstocks Oden beurtheilt, ein Historicus über die wenigen Facta in Yoriks Reisen erstaunt, und ein Compilator auf dem Steckenpferde der Empfindung reitet.

land ist umgeschaffen. Unsers achtzehnten Jahrhunderts letztes Viertel, ist merkwürdiger als alle Jahrhunderte, vor und nach Christi Geburt; wie man weiß, durch uns, sagen die Gecken.

Feuervoller und nachdrücklicher hat indessen nie kein Jüngling geschrieben, keiner hat seine Einsamkeit besser benutzet, als der alte Rousseau in seinen sinkenden Jahren. Er schrieb im Alter seine meisten und besten Schriften. In Deutschland hätte die Lesewelt zwanzig Jahre vor Rousseaus Tode gesagt, wenn sein Name in einigen Meßcatalogen nicht erschienen wäre: seht wie der alte Kerl schon ein Blatt nach dem andern fallen läßt; denn ein rechtlicher (*) Schriftsteller schreibt für jede Leipziger Messe ein Buch!

Rousseau ward zwischen seinem funfzigsten und sechzigsten Jahre einer der ersten Schriftsteller unsers Jahrhunderts, und hielt die Schriften seiner Jugend für die Kinderpocken seines Geistes

(*) Un auteur comme il faut, heißt in Hannover ein rechtlicher Schriftsteller.

Geistes. Er suchte freylich gegen das Ende seines weit spätern Lebens, noch Ruhe des Herzens in der Einsamkeit; und der arme Philosoph fand sie nicht. Rousseau hatte zu sehr die Wuth der Wahrheitshässer und Amtsgesichter in Parlamenten und Republiken erfahren. Eh man ihn kannte, war Er theils durch Verwahrlosung und theils durch üble Beschaffenheit seines Körpers schon äusserst krank, viele Jahre hindurch von Aerzten gequälet, und durch Steinschmerzen zermalmt; und dann ward er Schriftsteller. In seinen letzten Lebensjahren schien die Wirkung des Verdrusses und des Mißmuths stärker bey ihm, als die Gegenwirkung seiner Nerven. Er erlag, und deraisonnirte zuweilen, weil er krank war. Alles was Rousseau im Alter schrieb, war dumm, sagte ein glänzendes Dämchen aus unserer Lesewelt; ja, erwiederte ihr ihre klügere Freundinn, aber er deraisonnirte so schön, daß man zuweilen gerne mit ihm deraisonnirt.

Im Alter scheint man doch eigentlich zur Meditation am meisten geschickt. Das wilde Feuer der Jugend ist gedämpft, des Lebens Mittagshitze ist vorbey, und der Abend kommt mit sanfter Ruhe und erfrischender Stille. Es mag deswegen doch nicht unwichtig seyn, vor dem Abschied aus der Welt noch einige Zeit der Meditation zu widmen, wenn man, nach allem was uns etwa widerfahren ist, noch ein wenig Ruhe hat oder stielt. Der blosse Gedanke solcher Ruhe ist Frühlingsfreude nach einem langen Winter. Ruhen mag man immer, wird zwar die Lesewelt sagen, aber schreiben soll man nicht. Die Wärme ist weg, die Darstellungskraft ist verschwunden, die Farben sind verblichen. Dieß ist wahr, erwiedert der Schriftsteller mit dem grauen Kopfe; aber was ich schreibe, macht mir Vergnügen. Ich gebe auch noch gerne meinen Empfindungen ein wenig Luft; ich lese, ich schreibe, ich denke, das ist mein Leben und meine Freude, wie in meiner Jugend; und dann hohlet man im Alter auch noch gerne durch

stille

stille Geschäftigkeit nach, was man täglich unter euch durch geschäftige Unruhe versäumt.

Petrarcha ward sein Alter kaum gewahr. Er wußte durch seine Geschäftigkeit an jedem Orte seine Einsamkeit sich zu erheitern, und seine Jahre flossen sanft und angenehm dahin. Von einem kleinen Sommerhause in der Nachbarschaft eines Karthäuserklosters, drey Meilen von Mayland schrieb er an seinen Freund Settimo, mit einer Naivheit die nicht in unsern Sitten ist: ich verdopple gleich einem müden Wanderer die Schritte, je näher ich dem Ziele meiner Reise komme. Ich lese und schreibe Tag und Nacht; das eine ist mir Erhohlung von dem andern. Das sind alle meine Geschäfte und Vergnügungen. Ich wache, ich schwitze, ich belustige mich, strenge mich an, fliege mit desto grösserm Eifer je mehr Schwierigkeiten ich antreffe. Mich reitzt die Neuheit, Schwierigkeiten geben mir den Sporn, die Arbeit ist gewiß, der Erfolg ungewiß. Meine Augen sind durch Wachen erschöpft, meine Hand ist müde die Feder

der zu halten. Mein Wunsch ist, daß die Nachwelt mich kenne. Wenn mir das mislingt, so hat mich doch mein Jahrhundert gekannt, oder wenigstens kennen mich meine Freunde, und das ist mir genug. Meine Gesundheit ist so gut, mein Körper so stark, mein Temperament noch so hitzig, daß es weder einem reifern Alter, noch ernsthaftern Beschäftigungen, noch der Enthaltsamkeit, noch allen Schlägen gelingen wird, diesen hartnäckigen Esel, den ich unaufhörlich angreife, zu bändigen. Ich verlasse mich auf die Fürsehung, sonst würde ich unterliegen, wie dieß vormals oft geschah. Oft muß ich beym Ausgange des Winters, die Waffen gegen mein eigen Fleisch aufs neue ergreifen, ich kämpfe selbst in diesem Augenblick für meine Freyheit, und gegen diesen Esel (*).

Nicht

(*) Squarzafichi, ein schätzbarer Lebensbeschreiber des Petrarcha, erzählet, Petrarcha habe damals mit einer Fräulein aus dem Hause Beccaria Bekanntschaft gemacht, die in der Nachbarschaft seines Sommerhauses auf dem

Lande

Nicht unrühmlich wäre auch das verborgenste Landleben im Alter, für den der lange in der Welt mitgerudert hat, und nun auch gerne seine Tage stillschweigend in der Einsamkeit schlösse. Mancher, der noch mehr thun könnte als das, scheint zwar unrecht zu haben, wenn er schweigt, und seine Musse nur für sich geniesset. Aber in Deutschland zumal, dämpft der Muthwillen und die Ungebundenheit der Zeit, in spätern Lebensjahren, das Feuer von manchem guten Kopfe, der anstatt seinem Vaterlande Ehre zu machen,

in

Lande wohnte, und aus einem vertraulichen Umgange mit dieser Fräulein sey Petrarchas Tochter Franciska entstanden. Aber Petrarchas Tochter Franciska kam wenige Jahre nachher selbst mit einem Kinde nieder, und nach der Rechnung des Squarzafichi wäre Franciska in ihrem siebenten Jahre Mutter geworden. Den Sommer, in dem jener Brief geschrieben war, brachte Petrarcha bey den Karthäusern, oder in ihrer Kirche, alle Augenblicke zu, die er nicht dem Studiren widmete, sagt Petrarchas vortreflicher Lebensbeschreiber, der Abt von Sade. Indessen erwecken Petrarchas Klagen gegen den Esel, doch den Verdacht, er möchte damals die Fräulein von Beccaria wenigstens eben so oft besucht haben, als die benachbarte Karthaus.

in ruhmloser Unthätigkeit seine Zeit mit dem Pastor und dem Amtschreiber auf der Nachbarschaft verschnacket, und lieber von der Welt vergessen seyn will als beschimpfet.

Feurigere und mannhaftere Köpfe haben sich jedoch, unter gleichen Umständen, auch im Alter, an ihre Zeitgenossen nicht gekehret. Sie giengen abseite. Aber sie waren in der Absonderung von der Welt noch grösser, als in den Tagen ihrer Jugend (*). Die größten Männer des Alterthums, sagt Pope, blendeten und leuchteten am meisten in der Einsamkeit, in der Verbannung, im Tode; oder vielmehr sie blendeten nicht; denn alsdann thaten sie am meisten Gutes, indem sie ihr Licht den Menschen mittheilten.

Das that Rousseau. Es ist doch Etwas, sagt Er, wenn man den Menschen durch sein Leben zeigt, wie sie alle seyn sollten. Es ist doch etwas, wenn man nicht genug Kräfte und Gesundheit

hat,

(*) Eo ipso praefulgebant, quod non visebantur.

hat, um mit seinen Armen arbeiten zu können, daß man dann doch kühn genug ist, aus seiner Einsamkeit den Menschen die Wahrheit zu sagen. Es ist doch etwas, den Menschen die Thorheit der Meinungen aufzudecken, durch die sie sich unglücklich machen. Weit unnützer wäre ich für meine Landsleute, sagt Rousseau, wenn ich mitten unter ihnen lebte, als itzt, da ich in meiner Einsamkeit für sie schreibe. Was liegt daran, wo ich wohne, wenn ich nur wirke, wo ich kann?

Aber eine junge Dame aus der deutschen Lesewelt nahm dieß nicht so. Sie sagte: Rousseau sey ein Jugendverführer. Deswegen habe er noch als ein Greis, in seinen Bekenntnissen, seine Fehler, seine lasterhaften Neigungen, die böse Seite seines Herzens, aufgedecket. Dadurch gebe man Aergerniß. Wenn auch ein guter Mensch, den Einfall gehabt hätte, ein solches Buch zu schreiben? Aber Rousseau! Bey dem das Böse so überwiegend war; der, wie die Geschichte des gestohlnen Bandes beweise, ein so schwarzes Herz hatte! Es seyen

tausend Stellen in dem Buche, denen mans ansehe, daß nur Eitelkeit dabey die Feder führte, und andere, denen mans eben so gut ansehe, daß Rousseau lügt! Die ganze Geschichte seiner Jugend sey Erdichtung; denn wer könnte sich solcher unbedeutender Dinge aus seiner Jugend erinnern? Und wenn man es auch könnte, so fehle doch Allem, was Rousseau davon sagt, das Gepräge der Wahrheit. Man lerne aus dem ganzen Buche nichts, als daß Madame de Warens das Original sey, nach welchem Rousseau seine Julie gezeichnet habe!! Ueberhaupt enthalten Rousseaus Bekenntnisse viele schöne Worte, und wenig Gedanken. Rousseau habe auch in seinem ganzen Leben jede Gelegenheit sich selbst fortzuhelfen, und der Welt nützlich zu seyn, von sich gestossen; er wäre der Welt, wenn er auch nur irgend ein Handwerk getrieben hätte, nützlicher geworden, als durch alle seine gefährliche Schriften.

Aufhebenswerth war dieses unvergleichliche Urtheil über Rousseau, weil ich glaube, es sey

das Einzige in seiner Art (*). Rousseaus Bekenntnisse, sind freylich kein Buch für die Jugend; aber für mich sind sie eines der merkwürdigsten philosophischen Bücher unsers Jahrhunderts. Ihr kleinster Vorzug ist ihr unerreichbarer Styl und Colorit. Die späteste Nachwelt wird Rousseaus Bekenntnisse lesen; und wird nicht fragen: wie alt war Rousseau, als er seinem Jahrhundert auch noch dieses letzte Beyspiel seiner Aufrichtigkeit gab?

(*) Zu meiner Erbauung und Belehrung sammelte ich eine Menge Urtheile deutscher Damen über Rousseaus Bekenntnisse, und schrieb sie alle auf in mein Täfelein. Unter allen gefiel mir keines so gut, wie dieß: es sey ein Buch zum Todtlachen! — Wer denkt hier nicht wenigstens an den Suppentopf der grunzigen Madame Elot, in den Rousseau gepißt hat, und an die letzten Worte der Frau von Vercellis — Femme qui petre n'est pas morte? Dieses Urtheil einer sehr muntern, sehr freundlichen, sehr vornehmen, sehr artigen, und sehr liebenswürdigen Dame, war doch gutmüthig. Wohl bekomme darum der edlen Seele, dieses Urtheil bis ins Grab; weil sie nicht nur unserer ganzen Lesewelt, sondern allen Lesern unsers Zeitalters zur Lehre, aus diesem Buche nur so viel behielt, als ihr darinn Freude machte.

Freudig wird auch das hohe Alter, und frölich müssen seine Tage hinfliessen, wenn der Greis auf seinem Gütchen den Seegen überzählet den er nachläßt, und den Lohn der auch schon hier darauf folget. Rücksicht auf ein tugendhaftes und edel geführtes Leben kann keinen Menschen niederschlagen. Grosse Seelen erblassen nicht beym Anblick ihres Grabes. Die Kaiserinn Maria Theresia ließ selbst ihr Grab bauen, und verweilte oft bey diesem schauericht winkenden Denkmal, dessen Anblick so wenige Menschen ertragen; und zeigte es oft ihren Kindern, und fragte sie dann: können wir stolz seyn, seht dieß ist, nach einigen Jahren, die Wohnung der Kaiser?

So erhaben denken zwar wenige Menschen. Aber zurückziehen kann sich doch jeder aus der Welt, nicht mehr aus dem Vergangenen machen als es werth ist, und in den Augenblicken die er noch hat, die schon besessenen Kenntnisse von Gott und Tugend neu beleben und erweitern; und so wird er dann auch mit Festigkeit glauben

an die Morgenröthe jenseits des Grabes, und den Tod weiter für nichts halten, als für sanften Sonnenuntergang des Lebens.

Wahrer Herzensgenuß in der Einsamkeit erzeuget sehr oft religiöse Gesinnungen und Ideen, und diese vermehren hinwieder alle Freuden der Einsamkeit. Ein Leben der Unschuld, der Einfalt, und der Ruhe, macht das Herz viel geschickter zu Gott aufzusteigen; der Anblick der ganzen Natur, ruffet zur Religion, und die erhabenste Wirkung der Religion ist Ruhe.

Hast du wahre Religion im Herzen, so sinket unter deinen Augen die Welt in ihrer Wichtigkeit herunter, und dich drücket viel weniger die Bürde der Sterblichkeit und des Elends. Du lebst auf immergrünen Auen, und siehst um dich her die frischen Wasser, an welchen der Hirte Israels seine Heerde weidet. Das Weltgetümmel kommt dir vor, wie der Donner der von weitem rollt, oder wie das Getöse entfernter Gewässer deren Geräusch du hörest, deren

Lauf du wahrnimmst, oder deren Wellen an dem hohen Felsen sich zerstossen, auf dem du stehst. Als Addison sah, daß sein Ende sich nahe, und daß die Aerzte keine Hülfe mehr wissen, sandte er zu einem Jüngling aus seiner Anverwandtschaft, einem Menschen von feinem Gefühle, der über seinen bevorstehenden Verlust äusserst sich betrübte. Der Jüngling kam; aber da das Leben nur noch schimmerte wie ein ausgebranntes Licht, schwieg der Sterbende. Nach einigem anständigen und schicklichen Verweilen, fragte endlich der Jüngling: mein Geliebter, sie schickten nach mir, was sind ihre Befehle, ich werde sie heiliglich befolgen? Addison ergriff mit möglichster Gewalt die Hand des Jünglings, und erwiederte leise: Sieh, wie ruhig ein Christ stirbt.

Solchen Trost und solche Ruhe giebt die Religion, und solchen Frieden der Seele befördert ein Leben voll Einfalt und Unschuld, mehr als irgend eine andere Lage in der Welt. Wenn es auch nicht ganz in unserm Vermögen ist,

alle Hindernisse dieses innern Friedens zu vernichten, und der Welt ihren Sieg in allem zu entreissen, so ist doch der Gedanke, Gott alles aufzuopfern, groß, und bey einem feurigen guten Herzen, sehr natürlich. Warum sind wir noch so oft unzufrieden und elend, warum müssen wir noch so oft über Mangel von Freude und Glückseligkeit klagen, als eben darum, weil wir uns durch den Schein der Dinge täuschen lassen, weil die Sinnlichkeit noch so oft über unsere Vernunft herrschet, weil wir noch so oft betrügliche und flüchtige Güter und Vergnügungen den wesentlichsten und dauerhaftesten Vorzügen und Seligkeiten vorziehen; also, mit einem Worte, weil wir nicht fromm sind.

Einer frommen Einsamkeit viele der Stunden zu widmen, die andere auf leere Zerstreuungen verwenden, ist darum edel, und Pflicht. Aber die Frömmigkeit des Einsamen muß nicht Schwärmerey seyn; sie muß nicht alle Menschenvernunft ausstossen; muß nicht dunkele Empfindungen, spielende Gefühle, und sinnli-

che Vorstellungsarten an die Stelle deutlicher Begriffe setzen; muß nicht Träumereyen für Erfahrungen angeben, und Regungen bey denen man nichts denkt, für allerheiligste Gefühle. Frömmigkeit muß auch nicht Kopfhängerey und Pietisterey seyn, nicht trauriges Zurückweichen von unschuldigen Vergnügungen. Der Fromme soll sich freuen, denn die Freude am Herrn ist seine Stärke, und ein vergnügter Sinn ist die natürliche Wirkung von Weisheit und Tugend; solche Freude ist Würde der Vernunft, und fester männlicher Geist der Religion. Ach wie oft hat man sodann auch in taube Ohren gerufen, daß die christliche Religion mehr Wirkung thun würde, mehr Tugend und Glückseligkeit in die Welt und mehr Menschen zum Himmel brächte, wenn alle hölzernen Systeme, alle unfruchtbaren speculativischen Lehrmeinungen aus dem eigentlichen christlichen Unterrichte wegblieben, und desto mehr diejenigen Vorstellungen getrieben würden, welche wirklich auf das Gemüth und Leben einen Einfluß haben, und nicht

von

von Kopf und Herz abprellen, wie eine Kugel die man gegen eine Mauer wirft.

Solchen Gegenständen kannst du ruhig und frey auf deinem Landgute nachdenken, wo dir niemand durch steife schulgerechte Theologie Langeweile macht, wo dir niemand durch ekelhafte Glaubensmeisterey die Galle in den Magen pumpet, wo alle metaphysischen Catechismussysteme, alle unfruchtbaren mystischen, pietistischen und dogmatischen Hirngespinste verschwinden, wenn du das Auge dessen der in der Höhe ist, so deutlich in allem siehst, was um dich her lebt und grünet; und wo du auch keck und geruhig einschlummern kannst, wenn dein Ehrn Pastor, auf der Dorfkanzel am Trinitatisfeste, zum Thema seiner Predigt nimmt: die göttliche Rechenkunst, nach welcher erstlich, Eins Drey, und zweitens, Drey Eins ist.

Siehst du ferner in deiner Einsamkeit, was man in der Welt ist, was du hier seyn kannst, und was du am Ende doch werden mußt, so zeigt sich deinem Herzen genug. Erfahren

hast du längst, welches schale Wesen, welches seellose Geschöpf, der Mensch am Spieltische ist; wie alle Erhebung des Herzens zu Gott, alles weise Umhersehen in der Welt, alle Schärfe des Verstandes verschwindet, wenn man nirgends Vergnügen hat, als da, oder bey Tafel. Vergessen wirst du dieß alles, wenn es dein wahrer Ernst ist philosophisch zu denken und christlich zu leben. Geh darum nach aller Langenweile, welche die Welt im Feyerkleide nothwendig giebt und geben muß, nach so manchen leeren und nichtswürdigen Betäubungen der Lüsternheit, der Eitelkeit und Thorheit, abseite, so oft du kannst, um dich zu prüfen, dich zu bessern Entschlüssen zu erwärmen, und dich da völliger und länger den Rührungen deines Herzens zu überlassen. Aber bist du noch auf diesem gefahrvollen Meer, so wisse daß man da mit Klugheit die Felsen und Sandbänke ausweichen, im Sturme ruhig den drohenden Untergang abwenden, und sich weniger des Tages freuen muß, da man mit frischem und gutem Winde

segelte, als dessen, da man die größten Gefahren überwand.

Einem Menschen, der sich gewöhnet hat seinen Geist in der Stille zu sammeln, sind die Stunden die er Gott in der Einsamkeit weiht, die schönsten Stunden seines Lebens. So wie jede Vorbereitung zum heiligen Abendmal, eine Uebersicht unsers Lebens seyn soll, eine Prüfung unsers Wandels, ein neuer Reitz und ein fester Entschluß nach dem Willen Gottes zu leben, so wird jede einsame Erhebung des Herzens zu Gott eine Aufforderung zu genauern und unzerstreuten Blicken in uns selbst. Jede Abweichung von unserer Glückseligkeit wird uns dann immer unangenehmer, und es wird uns immer leichter uns ganz aus dem Gedränge der Welt heraus zu ziehen. Allmählig sehen wir dann immer freyer und schärfer in uns selbst. Wir werden immer geschickter uns strenge zu prüfen, zu bestrafen, zur Besserung unserer Sinnesart und unsers Wandels zu erwecken, und alles recht zu überdenken, was Ziel und Zweck des Lebens ist.

Wenn

Wenn wir wissen was unsere Handlungen Gott gefällig macht, so mag es genug seyn für die Menschen, wenn wir Gutes unter ihnen, oder für sie thun. Aber alle guten Werke und Handlungen, leiden noch so manche Nebenabsicht, die Gott nicht gefällig seyn kann, daß nothwendig alles dabey auf die Richtung des Herzens ankommen muß. Jede gute That bringt unstreitig Ruhe ins Herz; aber ist diese Ruhe immer rein? Ist sie nicht etwa nur Befriedigung weltlicher Absichten, oder flüchtiger Enthusiasmus, oder Selbstliebe eher als Liebe des Nächsten? Solche Erforschungen unserer Sinnesart, unserer Handlungen, und unserer Wege, machen wir gewiß weit besser, wenn wir uns ruhige und abgesonderte Zeiten dazu nehmen, uns zur Prüfung dieser grossen Wahrheiten einsame Stunden wählen, wo wir alleine sind vor Gott.

So wenden wir uns in der Einsamkeit, von der Gemeinschaft mit Menschen zum Zurückschauen auf unsern Lebensgang, zur Prüfung unsers Verhaltens, zur Vorbereitung auf jeden kommenden

menden Tag, zur Rechnung mit uns selbst an jedem Abend. So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beybringet. Solche Zwischenräume religiöser Ruhe erleichtern jeden guten Vorsatz im Leben, besänftigen das Herz, zeigen ihm den sichersten Durchgang zwischen fürchterlichen Klippen; und so sind wir dann auch nie weniger allein, als wenn kein Mensch um uns ist, weil alsdann noch der bey uns ist, dessen Aufsicht mehr bedeutet, als das Aufmerken des ganzen menschlichen Geschlechts.

Einsamkeit rufet uns immer von Schwäche zu Kraft, von Verführung zu Widerstand, von der Tyranney des Sichtbaren zu freyer Beherzigung des Unsichtbaren, von dem Gegenwärtigen zur Zukunft. Geht man auch nicht immer in die Einsamkeit, um mit Gott zu reden, so geht man doch gerne aus Sälen voll Geräusch und Thorheit in sein stilles Haus, um nicht immer an Freuden zu hängen, zu denen so gar nichts von einer feinern und moralischen Natur kommt. In jedem stillen Augenblicke unsers Lebens treten

wir

wir doch immer näher vor dessen Angesicht, dem es so wichtig ist zu gefallen, und der auch um Mitternacht bey unserer Lampe wachet.

Prediger der Geselligkeit stellen sich zwar immer an, als wären allenthalben in der Welt sehr grosse Dinge zu thun. Aber etwas Grosses geschähe erst alsdann, wenn jeder in seinem Fache etwas mehr thäte als seine Pflicht; und leider thun wir alle weniger, und alles rollet dann in der Welt fort, wie es kann und mag. Kraft zu grossen Handlungen, Erhabenheit, Stärke und Festigkeit in der Tugend, erlanget man nirgends so gut wie in der Einsamkeit, und auch da durch nichts so gut, wie durch Religion. Diese macht das Herz frey von eitelen Begierden, ruhig im Unglücke, demüthig vor Gott, muthig vor den Menschen, voll Vertrauen in die Fürsehung. Einsamkeit und Religion vervollkommen alle unsere moralische Gesinnungen, so lange der Sauerteig der Schwärmerey in keine von beyden sich mischet; und dann hat auch am Ende

einer Laufbahn, die man der beständigen Läuterung und Erhöhung solcher Gesinnungen widmet, jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unserer Hände zu Ihm, ihre Wirkung in der Ewigkeit.

Alle Sehnsucht nach dem Vergänglichen verschwindet, wenn man doch zuweilen den kühnen Gedanken wagt, daß der schon hier erlangte Zustand einer fortdaurenden Zufriedenheit und des herrschenden Vergnügtseyns unserer Seele wahrscheinlich auch einige Analogie mit den Freuden der Ewigkeit habe. Die höchste Freyheit alles zu thun und zu seyn was wir wollen, weil wir im Himmel, diesem Lande der Gelindigkeit und der Freundschaft, nichts unrechtes wollen können; ein Leben voll Unschuld, wenn wir seyn werden, wie diese Kindlein; das Ende alles Stückwerks von Erkenntniß in Liebe; die Rechtfertigung aller Wege der Fürsehung; das zweifellose Vertrauen in Gott; der ewige Umgang mit denen die hier unsere Seele liebte: dieß sind

wenig-

wenigstens Wünsche und Aussichten in die Ewigkeit, die man sich, nach meinem Bedünken hier, bey stillem Nachdenken erlauben darf, und um deren Erfüllung mancher anderer gewiß, eben so gerne wie ich, alle andere Multiplication unserer itzigen Güter hingäbe, da eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend der Welt besteht.

Aber diese und alle andere anitzt mit allzumattem Lichte leuchtende, mit allzuschwachem Feuer noch erwärmende Wünsche und Hofnungen sind und bleiben so lange noch Visionen und Träume, bis Grab, Wolken, und Dunkel die Ewigkeit nicht mehr umhüllen, bis die Decke fällt, und bis geoffenbaret seyn wird, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und in keines Menschen Herz nie gekommen ist. Denn mit völliger Ueberzeugung, und herzlicher Unterwürfigkeit gebe ich zu: daß alle unsere Aussichten in die Ewigkeit doch eigentlich für uns weiter nichts sind, als was dem Blindgebohrnen die

Purpurfarbe war, die er sich wie den Schall einer Trompete dachte (*).

Mit herzlicher Unterwürfigkeit gebe ich zu: in dieser Welt voll Zwang und Gewirre, voll Unruhe und Mühseligkeit, seyen zwar Freyheit, Musse, und Ruhe, grosse Güter; man sehne sich danach, gleichwie man auf dem Meere nach dem festen Lande sich sehnet, und in dem Himmel

(*) Mehrentheils tragen die Menschen in ihre Aussichten in die Ewigkeit ihre gegenwärtige Sinnesart, Neigungen, Wünsche, und Leidenschaften. Darum bin ich auch ganz der Meinung unsers grossen deutschen Philosophen, des Herrn Garve, daß der Demüthige unmöglich von Herzen demüthig seyn könne, welcher hoffet, Gott werde ihn dereinst in der Ewigkeit durch Ehre und Herrschaft belohnen! Darum sagte eine junge und sehr schöne deutsche Dame: sie hoffe einst in der Ewigkeit ein Kleid von leichtem Silberflor mit einem Gürtel von Colibrifedern zu tragen, und in einem fort im Himmel zu schweben auf einem Teppich von Rosenblättern über Aether gespannt! Darum ward in einer grossen Gesellschaft verheuratheter Damen von Stande, in welcher man die Frage aufwarf, ob wol die Ehen in der Ewigkeit fortdauren werden, einstimmig geschryen: davor bewahre uns der liebe Gott!

mel zu seyn glaubt, wenn man es erblicket. Aber da wo jene Uebel verschwinden, werde es auch wol mit solchen Gütern seyn, wie dem auf dem festen Lande wohnenden, der die Empfindungen des Seefahrers nicht kennt. Nur lasse man mich dem Gedanken nachhängen, daß man in der Ewigkeit eine Welt von Ruhe ohne Sinnlichkeit habe, ob es gleich unmöglich ist, etwas über die Art des Genusses jener endlosen Glückseligkeit zu bestimmen. Eine Ewigkeit von Ruhe, ist der höchste Begrif von Glückseligkeit den meine Seele zu denken vermag, weil schon Ruhe im Herzen für eine halbe Stunde, hier alles andere Erdenglück überwiegt. Und da also innerliche und äusserliche Ruhe doch schon hier der unläugbare Anfang der Seligkeit ist, so mag es uns auch wol für die Ewigkeit nützen, wenn wir glauben und behaupten: man könne in einer bescheidenen und gemässigten Entfernung vom Menschengewühle, Fertigkeiten der Seele erwerben, welche Elemente seyen unsers Glückes in der zukünftigen Welt.

Hier

Hier schliesse ich meine Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit für das Herz. Möchten dieselben auch nur einige nützliche Gesinnungen und Wahrheiten gangbarer machen, auch nur ein Weniges zum Genusse einer Art von Glückseligkeit beytragen, die uns so nahe liegt. Mehr verlange ich nicht. Uebrigens lebe jeder wie es ihm gefällt, und übe Tugend aus wo Er will, und verschaffe sich nach eigener Wahl jedes Vergnügen, wovon er überzeugt ist, es habe hier, und in der Ewigkeit, den Beyfall Gottes und seines Gewissens.

Zwölftes Capitel.

Uebersicht des Ganzen. Reflexionen über Mystik und Möncherey. Beschluß.

Ein plattdeutscher Arzt gab mir vor eilf Jahren im Hannöverischen Magazin zu verstehen: ich gedenke mir Neuigkeiten von der Ewigkeit, und von Indien, und kenne die Zeitlichkeit, Europa, meinen Nachbar, und mich selbst nicht.

Was ich mir von der Ewigkeit gedenke, zeigt das Ende des vorhergehenden Capitels. Die Zeitlichkeit, Europa, meinen Nachbar, und mich selbst, kenne ich vielleicht noch weit weniger als der plattdeutsche Doctor glaubt, denn Menschenkennerey ist schwer, und Kenntniß seiner selbst ist selten. Es kann seyn, daß ich in jeder Absicht ein armer Tropf bin, wenn mich ein so grosser Mann auf seiner Wage wiegt.

Es kann seyn, daß ich in diesem ganzen Buche über die Einsamkeit viele Dinge ganz unrecht ansehe. Vielleicht sieht man aber auch Vieles unrecht, an mir, und in diesem Buche.

Vorlängst ward mir öffentlich vorgeworfen, ich sey der fluchwürdigste Verächter der Einsamkeit. Nun wird man laut behaupten, ich lobe die Einsamkeit mit zu vielem Enthusiasmus; ich predige zu strenge Sitten, eine zum Weltglück ganz unbrauchbare Erhabenheit der Seele, wahre Menschenverachtung, gefährliche Geringschätzung aller äussern Vortheile, dumme Ruhe und Festigkeit des Gemüths, und unverantwortlichen Ekel gegen Welt und Umgang; ich schwäche dadurch nicht nur den Trieb zur Geselligkeit, sondern ich vermehre bey jedem Menschen die Klagen seiner eigenen Unzufriedenheit; ich ruffe jeden Weltbürger und jeden Menschenfreund von der Gasse, vom Weinhause, und vom Spieltische weg; ich errege bey Menschen die zum Gehorchen geschaffen sind, nicht etwa den schuldigen Diensteifer, sondern vielmehr die

pflichtwidrige Begierde nach eigenem Gefallen zu leben; ich mache sie zu philosophisch, zu fromm, und zu frey. Kurz, indem ich das stille Privatleben zu sehr anpreise, vernichte ich nicht nur jede gesellschaftliche Tugend, sondern ich zerstöre alle Achtung für Landessitte, Lebensart, Urbanität, Galanterie, und guten Ton, durch den heidnischen Kaltsinn den ich den Menschen beybringe, gegen die größten und unläugbarsten Freuden des Lebens, gegen Assembleen und Clubs, und jeden andern Ergiessungsort menschlicher Empfindungen und Gedanken.

Es war indessen nie meine Absicht, irgend eine gesellschaftliche Tugend bey irgend einem Menschen zu schwächen. Aus Liebe zur häuslichen Glückseligkeit erlöschet gewiß in keiner guten Seele die Liebe zur allgemeinen Wohlfart. Giebt auch eine gewisse Erhebung des Gemüths dem speculativen Einsamen, einige Gleichgültigkeit gegen die Welt, so macht dann doch dieselbe wirksame Denkart, durch die so mancher Mensch schon in der Einsamkeit gut

und nützlich werden kann, ihn auch für das gesellschaftliche Leben zu ausgebreiteter Geschäftigkeit fähig. Je mehr er in der Stille seine Denkkraft übet, desto nützlicher wird er in der Folge, wenn er seinen ganzen Beruf nur gehörig verstehen lernt, für sich und die Welt.

Alle Glückseligkeit kann man nicht in sich selbst finden. Unsere Abhängigkeit und Gebrechlichkeit bindet uns nur zu sehr an irgend ein liebendes Wesen. Die Natur will nicht, daß wir Sonderlinge seyen; weise Selbstgenügsamkeit findet sich nirgends als bey Gott. Es ist auch darum unmöglich ein abgesondertes Leben immer ohne Nachtheil auszuhalten.

Petrarcha hatte sich lange zu einem einsamen Leben gezwungen. Wäre Laura für ihn gefälliger gewesen, so hätte Er sich vielleicht nie nach Vauclüse begeben. Einsamkeit allein konnte Ihm ersetzen, was er an Laura verlohr; und doch entschieden in seinen zwanzig schönsten Jahren, die Blicke der Laura sein Glück und sein Unglück, seine Freude und sein Leid. Er schäm-

te sich zwar, noch in seinem drey und vierzigsten Jahre in den Ketten einer Frau sich zu sehen, die ihn mishandelte; er versuchte zuweilen von diesen Ketten sich loszumachen, aber es gelang ihm nicht. Indessen verabscheute er den Hof von Avignon; der Aufenthalt in dieser Stadt war ihm unausstehlich, und doch war die Kraft, die ihn immer nach Avignon zog, immer stärker als Er. Am Ende ward ihm seine Einsamkeit so lästig, sie machte ihn seiner selbst so überdrüssig, daß er gar nicht mehr alleine zu seyn vermochte. Also warf sich dieser berühmte Einsiedler von Vauclüse, plötzlich in die Welt und in die Zerstreuung. Man erstaunte in Avignon, den Petrarcha, diesen Misanthropen, diesen wilden Menschen, dem nirgends wohl war als in Wäldern, auf einmal in allen Assembleen zu sehen, und an allen öffentlichen Oertern.

Ein völlig einsames Geschöpf ist ein elendes Geschöpf. Man müßte unendlich viel Stärke des Geistes und eine eiserne Gesundheit haben,

ben, um fähig zu seyn durch blosses Denken das unangenehme Gefühl der Einsamkeit immer zu zerstreuen. Wer diese Kräfte nicht besitzet, und ganz von seines gleichen getrennet ist, hat keine Stütze an die er sich lehnen kann, keine Hülfe, keinen Trost. Die Natur selbst will unsere Vereinigung mit einem Geschöpfe unserer Art, und ruffet uns dieses Gesetz durch alle unsere Gefühle ins Herz. Die ganze Geschichte der hochgelobten Einsiedler von Egypten und dem ganzen Orient, bezeuget diese ewige Wahrheit. Man muß allerdings von dem ganzen in Gesellschaft lebenden menschlichen Geschlechte den schauerigsten und abscheulichsten Begrif haben, wenn man wie jener Französische Mönch sich auf dem Vesuvius eine Einsiedeley baut, und die Nachbarschaft dieses Feuerschlunds werther hält, als die Gesellschaft der Menschen.

Kein gutes Gemüth kann sich ganz von Menschen trennen. Ohne Convulsionen der

Seele vertrocknet gewiß in einem solchen Gemüthe die Begierde nie, den Menschen sich angenehm zu machen, ihnen Gutes zu thun, an sie sich zu lehnen, mit ihnen der Wahrheit und des Lebens zu geniessen. Es war ein schönes und liebes Wort von Petrarcha, als er sagte: die Sanftheit meines Charakters zieht mich immer wieder in die Welt, die ich aus Geschmack fliehe.

Wäre auch der Mensch in unsern Zeiten dem Menschen noch weniger nothwendig; glaubten wir wirklich in Büchern alles zu finden, was wissenswerth ist; wollten wir also nur studiren, und übrigens die ganze Welt zur Seite lassen, so würden wir uns doch dadurch des Gewinnes berauben, den wir aus dem Umgange mit weisen und erfahrnen Menschen ziehen könnten. So würde die Jugend von dem Alter entfernt, die geschäftigste Einsamkeit eben dadurch weniger nützlich gemacht, weil man sie nicht mit gutem Umgange abwechselte; und so

würden wir allerdings nichts als dürre Gelehrte, und Buchstabenmenschen (*).

Aber

(*) Herr Mendelssohn sagt dieß hinreissend und unvergleichlich schön, in seiner Schrift über religiöse Macht und Judenthum, mit folgenden Worten: „Wir lehren „und unterrichten einander nur in Schriften; lernen die „Natur und den Menschen kennen, nur aus Schriften; „arbeiten und erholen, erbauen und ergötzen uns durch „Schreiberey. Der Prediger unterhält sich nicht mit „seiner Gemeinde, er liest oder declamirt vor ihr eine „aufgeschriebene Abhandlung. Der Lehrer auf dem „Katheder liest seine geschriebene Hefte. Alles ist todter „Buchstabe; nirgends Geist der lebendigen Unterhal„tung. Wir lieben und zürnen in Briefen, zanken und „vertragen uns in Briefen, unser ganzer Umgang ist „Briefwechsel, und wenn wir zusammen kommen, so „kennen wir keine andere Unterhaltung, als spielen oder „vorlesen.“

„Daher ist es gekommen, daß der Mensch für den „Menschen fast seinen Werth verloren hat. Der Um„gang des Weisen wird nicht gesucht; denn wir finden „seine Weisheit in Schriften. Alles was wir thun, ist, „ihn zum Schreiben aufzumuntern, wenn wir etwa „glauben, daß er noch nicht genug hat drucken lassen. „Das graue Alter hat seine Ehrwürdigkeit verloren; „denn der unbärtige Jüngling weiß mehr aus Büchern, „als jenes aus Erfahrung. Wohlverstanden oder übel„verstanden, darauf kommt es nicht an; genug er weiß

„es

Aber ohne abwechselnden Umgang mit den Menschen und sich selbst, kann der Mensch seine ganze Bestimmung nicht erfüllen, und er gelanget nie zu einer gewissen Stufe von Erfahrung, Weisheit, und Tugend. Ewig wahr ist, was

„es, trägt es auf den Lippen, und kann es dreister an „den Mann bringen, als der ehrliche Greis, dem viel„leicht mehr die Begriffe als die Worte zu Geboten ste„hen. Wir begreifen nicht mehr, wie der Prophet es „hat für ein erschreckliches Uebel halten können, daß der „Jüngling sich erhebe über den Greis; oder wie jener „Grieche dem Staate habe den Untergang prophezeyen „können, weil in einer öffentlichen Versammlung sich „eine muthwillige Jugend über einen Alten lustig ge„macht hatte. Wir brauchen des erfahrnen Mannes „nicht, wir brauchen nur seine Schriften. Mit einem „Worte, wir sind litterati, Buchstabenmenschen.

„So war es nicht in den grauen Tagen der Vorwelt. „Kann man nun schon nicht sagen, es war besser; so „war es doch sicherlich anders. Der Mensch war dem „Menschen nothwendiger; die Lehren waren genauer mit „dem Leben, Betrachtung inniger mit Handlung ver„bunden. Der Unerfahrne mußte dem Erfahrnen, der „Schüler seinem Lehrer auf dem Fusse nachfolgen, sei„nen Umgang suchen, ihn beobachten, und gleichsam „ausholen, wenn er seine Wißbegierde befriedigen „wollte.“

was ein weiser Menschenlehrer gesagt hat: nie werde unsere ganze Bestimmung erfüllet, ohne diesen Wechsel des Umganges mit den Menschen, und des Umganges mit sich selbst; ohne die Munterkeit des gesellschaftlichen und den Ernst des einsamen Lebens; ohne ausgebreitete, wohlthätige Wirksamkeit unter vielen, und Anwendung seiner ganzen Aufmerksamkeit auf sich selbst; ohne Thätigkeit in Geschäften, und Thätigkeit im Denken; ohne Geräusch, und Stille; ohne Zerstreuung, und Sammlung aus der Zerstreuung.

Es ist angenehm seine Musse mit interessanten Ideen auszufüllen, Quellen der Glückseligkeit zu besitzen, die uns für immer gesichert sind, und uns unabhängig von den Menschen machen; aber es ist Pflicht, dessen ungeachtet auch für die Gesellschaft zu leben, und an den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt Theil zu nehmen. Unstreitig geniesset der Einsame für sich grösseres geistiges Vergnügen als der Geschäftsmann, aber man wäre eigennützig

und

und Gott misfällig, wenn man allen seinen Pflichten gegen die Welt entsagte, um sich den geistigen Vergnügungen der Einsamkeit ganz zu überlassen. Es wäre auch ganz gegen die Natur, wenn man wollte einerley Vergnügen immer geniessen. Alles Vergnügen in der Welt ekelt uns an, wenn wir zu tief daraus trinken. Was uns einmal interessirt, kann uns doch nicht immer interessiren, und wo das Herz einmal hinstrebet, da wird es nicht ewig hinstreben. Man wird alles satt, wenn der Körper leidet, indem der Geist geniesset. Ein einziges Tröpfchen guter Laune, ist mehr werth, als aller Genuß, alles Glück, alle Wissenschaft und aller Ruhm auf Erden; und darum führet uns die Philosophie, an ihrer Hand, in die Gesellschaft der Menschen, und sagt: Thätigkeit unter Menschen sey der Zweck wo die Natur hinstrebet, und ohne dessen Erreichung sey man, auch bey den größten Verstandsvorzügen, im Besitze keines Gutes glücklich.

Gott

Gott selbst will, daß wir mit andern Menschen in Verbindung leben; der starke Trieb der Geselligkeit, den Er in unsere Natur geleget hat, ist eine sehr deutliche Erklärung seiner Absichten. Sodann zeigen uns die aufgeklärtesten Ausleger seiner Befehle, daß wir auch die häufigen Vorschriften des göttlichen Wortes, zur Dienstfertigkeit, zur Gefälligkeit, zur Sorge für das gemeine Beste, und zu manchen andern Pflichten der Gesellschaft, gar nicht haben müßten, wenn es etwas Verbindliches oder auch nur Erlaubtes seyn sollte, mit einer gänzlichen Absonderung uns von der Welt zu entfernen, und unsere Tage zuzubringen in einem einsamen und andächtig scheinenden Müßiggange. Die aufgeklärtesten Theologen sagen uns, der Heiland der Welt habe durch seine Lehren und sein Leben jene anachoretischen Grundsätze widerleget, welche die Menschen wol zu eigensinnigen Sonderlingen und Menschenfeinden machen, aber nicht zu tugendhaften Weltbürgern. Nur dazu fodere uns der Erlöser mit seinem

Beyspiele auf, daß wir zu gewissen Zeiten uns in die Einsamkeit begeben. Er habe in Gesellschaft wie andere Menschen gelebt, und also auch zu seinen Jüngern weder Einsiedler noch Müssiggänger verlanget. Er habe sich von Zeit zu Zeit der Welt entzogen, und in der Einsamkeit vertraulich mit Gott sich unterhalten, um uns zu lehren, daß ein Christ sich nicht beständig durch die Geschäfte und Angelegenheiten der Welt müsse zerstreuen lassen, und noch viel weniger durch ihre Ergötzlichkeiten, sondern er müsse sich zuweilen von ihr absondern, und keine andere Gesellschaft haben als sein Herz und Gott. Also sey ein gänzliches Zurückziehen von der Welt so wenig die Vollkommenheit der Religion, wie die altgläubige Römische Kirche wähnte, sondern vielmehr, einige wenige Fälle ausgenommen, nichts andres, als ein Misbrauch der Religion.

Die Geschäftigkeit des Lebens, und die Geschäftigkeit im Stillen, wird auch schon gehörig mit einander verbunden, wenn wir die Zeit-

Zeitvertreibe und geringern Freuden der Welt, als Erholungen nach Arbeit und Sorge betrachten. Alles ist gut was die Menschen vereiniget, was sie durch Mittheilung ihrer Empfindungen und Begriffe aufgeklärter, weiser, tugendhafter, unter sich selbst liebreicher, zutraulicher, und einträchtiger macht; und in so weit lege ich einen sehr hohen Werth auf Assembleen und Clubs. Sinnliche Vergnügungen müssen immer mit geistigen abwechseln, wenn auch gleich diese reiner, edler, und dauerhafter sind, als jene. Von einsamen Speculationen muß man durchaus zu körperlichen Uebungen und sinnlichem Zeitvertreibe übergehen. Es ist vielleicht kein Mensch, der nicht erfahren hat, daß durch unschuldiges sinnliches Vergnügen das Strenge und Ueberspannte in unsern Urtheilen und Sitten seine Schärfe verlieret. Ach wie geht uns gleich die Seele auf, wenn wir etwas Gutes, Gefälliges, Liebenswürdiges im Umgange an einem Menschen bemerken, der uns auf den Gassen immer stolz, steif und kalt anblickte! Eine fröliche Gesellschaft

und ein freundliches Gastmahl, geben also allerdings der Tugend eine heiterere Miene, und der Frömmigkeit eine frölichere Gestalt; und beyde gewinnen gewiß manchen Verehrer unter einem brüderlichen Tobacksnebel.

Schwermüthig müssen wir uns darum nicht dem Umgange entziehen. Wir müssen zufrieden seyn mit dem Mittelmässigen und Gemeinen, das in dem Gespräche vorkommt. Wir müssen bey keinem der eingeführten Zeitvertreibe Langeweile haben. Wir müssen niemals von interessanten Dingen sprechen, wenn sie etwa nur uns interessiren. Wir müssen immer blos auf das sehen, was andern Freude macht, und von ihnen alles mit Wohlgefallen annehmen, so sehr es auch etwa für eine kleine Weile unsern Verstand vertrocknet, und unsere Einbildungskraft auslöscht. Wir müssen so viel als uns von unserer Seele itzt eben brauchbar ist, mit allen Kräften auf die Gegenstände, Personen, und Sachen richten, welche die Gesellschaft beschäftigen; und

so sind wir dann gewiß recht liebenswürdige Leute.

Liebenswürdig ist eigentlich jeder, für diejenigen denen es nur darauf ankommt, daß ihre Assembleen immer voll seyen. Wer im Spiele mit der Dame des Hauses sein Geld ohne Murren verlieret, ist gewöhnlich, in den Augen dieser Dame, der vortreflichste Mann in der ganzen Stadt. Jeder schale Mensch ist auf jeder Assemblee willkommen, weil er doch immer einen Platz an einem Spieltische ausfüllt. Sogar die elegante Weltdame, welche eifrig und feurig auf jede Assemblee und in jede Gesellschaft läuft, und in ihrem Leben nie Langeweile hat, als wenn sie sich etwa gezwungen sieht, des Abends mit ihrem Manne und mit ihren Kindern zu essen, spielt auf einer Assemblee nicht eine grössere Rolle, als der ungenießbare Mann, der schon so lange dem Vaterlande dient, täglich das Rad seiner Geschäfte durch die alten Gleise treibt, und von allem was in der Welt geschrieben und gedacht wird, nichts liest, und nichts versteht, weil er

doch täglich in schöner Gesellschaft erscheint, und sich da in seiner grossen Parucke recht gut ausnimmt.

Abtrünnige aus der Gesellschaft giebt es indessen auch mit Recht. Um mehr zu thun, und in einer grössern Ausbreitung zu wirken, muß mancher gerne viel sitzen, und gerne wenig laufen. Solche Abtrünnige finden bey den Predigern der Geselligkeit doch zuweilen Vergebung, und bey vielen Menschen eine freundliche Aufnahme, wenn sie auch nicht immer da zu sehen sind, wo man sie erwartete. Wichtig ist nicht alles was Tausende von Einem verlangen; und jedem rechtschaffenen Manne wird sein Gewissen genug sagen, was das wichtigste ist, das er in jedem Tage zu thun hat. Man ist deswegen nicht gleich eine Eule, wenn man auch gerne im Dunkeln wohnet; mancher würde sehr gerne da wohnen, und man läßt ihn wahrlich nicht im Dunkeln. Mancher entschleicht blos dem Tumult, um etwas Wesentlicheres zu thun, als im Tumult geschiehet; aber er geht auch gerne

in den Tumult, wenn etwas Wesentliches darinn zu thun ist. Viele Geschäfte können auch nur in der Stille gethan werden, und mancher wirket in der Einsamkeit mit seiner Feder für weit mehr Menschen Gutes, als das rüstigste Geschäftsmännlein durch das perpetuum mobile seiner zwey Beine.

Gelehrte Einsamkeit, und ein völliges Leben im Schlafrock, ist ein sehr ehrwürdiges Leben; denn wer sagt euch, daß dort im Schlafrock nicht weit grössere Kräfte ausgeübet werden, als hier in allen unsern Stiefeln? Wenn die innere Thätigkeit des Menschen nur immer Bezug auf nützliche Gegenstände hat, so ist der Gebrauch seiner Kräfte gut. Wer Jünglinge unterrichtet, oder auch nur irgend ein nützliches Buch schreibt, hat noch immer Umgang mit der Welt, und ist gewiß oft sehr thätig zu ihrem Besten. So einsam und beschaulich sein Leben auch immer scheinen mag, so emsig er sich auch immer von den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt auf eine Weile loswickelt, so

thätig bleibt er im Grunde doch immer für die Gesellschaft, indem er ihr laut aus seiner Kammer sagt, was er ihr unter den Fesseln der Geselligkeit, der Höflichkeit, und des Respects verschweiget.

Ein Professor kann die ununterbrochene Wachsamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die sich ein Weltmann der Gesellschaft angenehm macht (*). Muß man viel in der Welt leben, so ist es nicht möglich, den Beruf eines Gelehrten zu erfüllen; lebt man als

(*) Tout homme absorbé dans des méditations profondes, sagt Helvetius vortreflich, occupé d'idées grandes et générales, vit et dans l'oubli de ces attentions, et dans l'ignorance de ces usages qui font la science des gens du monde; aussi leur paroit-il presque toujours ridicule. Peu d'entre les gens du monde sentent que la connaissance des petites choses suppose presque toujours l'ignorance des grandes; que tout homme qui mene à peu près la vie de tout le monde, n'a que les idées de tout le monde; qu'un pareil homme ne s'éleve point-audessus de la mediocrité, et qu'enfin le génie suppose toujours, dans un homme, un desir vif de la gloire, qui, le rendant insensible à toute espece de desir, n'ouvre son ame qu'à la passion de s'éclairer.

als Gelehrter entfernt von der Welt, und sieht sich von allem dem leeren abgeschmackten Geschwätz befreyt, das nicht Mittheilung der Gedanken und Ergiessungen des Herzens befördert, sondern nur die Seele entnervt und die Zeit tödtet: so thut man auch gerne auf alle die Vortheile Verzicht, die insonderheit für äusserliche Ausbildung die Gesellschaft bringen kann. Aber gedoppelt ehrwürdig ist der Gelehrte, der selbst in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit gelernt hat, durch einen scharfen Verstand und durch ein gutes Herz, aller Menschen Herzen zu sich zu reissen.

Schale Weltleute halten zwar alle Einsamen aus der gelehrten Classe für Pedanten. Aber allenthalben findet man mitten in der Welt, immer weit mehr und weit greßlichere Pedanten, als in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit. Allenthalben wird man angerennt von Juristen, deren Mund von Rechtsfällen, und allenthalben von Aerzten, deren Mund von Krankengeschichten überfliesset. Die Ursache ist gar nicht, daß

diese Herren etwa Gelehrte sind, denn das sind sie sehr oft nicht. Aber Garve zeigt uns unübertreflich: die Ursache sey, weil keiner von diesen geschwätzigen Juristen, und keiner von diesen geschwätzigen Aerzten, Herr über sich ist; weil jeder von einer gewissen Leidenschaft beherrschet wird, oder von gewissen Ideen eingenommen ist, die sich mit Gewalt hervordrängen; die sich Luft machen, ohne die Vernunft und die Urtheile der Gegenwärtigen zu Rathe zu ziehen.

Läuft dir also ein solcher unbändiger Jurist mit seinen Processen, und ein solcher abgeschmackter Arzt mit seinen Krankengeschichten auf den Leib: so denke du mit Lammessinn, was uns Garve so menschenfreundlich lehret: diese guten Herren haben das Gleichgewicht in ihrer Seele verlohren, womit man seine Reden und Handlungen immer nach den Umständen und nach den Personen anordnen muß, mit denen man zu thun hat. Als Pedanten und als leidenschaftliche Menschen ziehen sie keine Umstände zu Rathe;

Rathe; sie richten sich blos nach sich selbst. Sie begehen Unschicklichkeiten, wegen der völligen Vergessenheit aller Dinge, den einzigen Gegenstand ihrer Leidenschaft, ihre Rechtsfälle und ihre Krankengeschichten ausgenommen.

So wenig sind die deutschen Universitäten die Wohnsitze der Pedanterey, daß ich mir vielmehr zu behaupten getraue, die meisten Pedanten und Pedantinnen finde man in mancher deutschen Provinz, mitten in der schönen Welt, unter der seltsamen und zahlreichen Classe von Menschen, die man anitzt die Lesewelt nennt, so wie die Bücher, welche sie lesen, Lesebücher.

Der Name ist neu, wie die Sache. Die deutsche Lesewelt ist eine von der Gelehrtenrepublik äusserst verschiedene Republik; denn durch die eine kommt der menschliche Verstand empor, und durch die andere mehrentheils herunter. Verständige Menschen lesen, um aus Büchern zu lernen; die Lesewelt liest, um mit Büchern Pedanterey zu treiben, das ist, in das Wenige

was sie liest, eine grosse und ausschliessende Wichtigkeit zu setzen, die nicht darinn ist, und dann von allen andern Menschen kurzum zu verlangen, daß ihnen diese Wichtigkeit mit gleicher Stärke einleuchte.

Es ist ganz unleidlich, wie man examinirt wird, sobald man das Unglück hat, etwa unversehens mitten unter diese Lesewelt zu gerathen. Ihr tretet kaum in den kerzenhellen Saal, so fällt euch schon einer mit hoher Amtsmiene auf den Leib, und will peremtorisch wissen, ob ihr das blaßgelbe Journal nicht leset? Ein anderer scheint seiner Sache völlig gewiß, und sagt: Sie lesen doch das graue Ungeheuer? Ein dritter, ein vierter, ein fünfter, ein sechster, ein siebenter, ein achter, ein neunter, ein zehnter, legen in der Reihe ihre Karten weg, und rufen laut: ganz unstreitig haben sie die hellerothen und helleblauen, oder gewiß das grasgrüne, das violette, und unfehlbar das zeisiggrüne und orangengelbe Journal gelesen? Auf einer einzigen Assemblee, und bey einem einzigen Souper,

laůft man bey der Lesewelt gewöhnlich funfzigmal durch diese Hechel; und muß sich dann freylich einen schnöden Blick von jedem gefallen lassen, dessen Journal man nicht liest, oder nicht gelesen zu haben vorgiebt. Völlig für verlohren hält man Hopfen und Malz an jedem Gegenfüßler der Lesewelt, der vollends zwischen die Damen geräth, die nicht etwa nur Monatschriften und Journale lesen, sondern gar alle Neuigkeiten (*).

Widersinnig ist hingegen die Rolle, die man mitten unter allem diesem Leselerm, mitten unter allem diesem beständigen Geschwätze von dem Wenigen das man liest, mit denjenigen spielet, welche

(*) Neuigkeiten heissen bey den Buchhändlern solche Sachen, die für die Lesewelt gehören: Journale, Monatschriften, Allmanache, Comödien, Romanen, kleine lustige Sachen und Poetereyen, auch Pasquillen auf grosse Herren, die gewöhnlich den geschwindesten und größten Abgang haben, aber nicht in den Catalogus kommen. Ich habe nur erst einen Ballen mit Neuigkeiten voran geschickt, sagt der Buchhändler; das übrige (nemlich grössere Werke, und ernsthafte Bücher) kommt nach.

welche Bücher schreiben. Von Rechtswegen sollte ein Schriftsteller, der zuweilen lebende Menschen und Sitten an die Wand mahlt, mit allen Menschen verlegen seyn; aber jeder, der mit ihm umgeht, ist es vielmehr mit ihm. Alle Gesichter ründen und verschliessen sich vor seinem Anblick. Gönner und Bekannte, gute Freundinnen und Freunde weichen jedes auch nur von ferne auf sein Buch sich beziehendes Wort aus. Die Lesewelt hütet sich, ihm von seinem Buche zu sprechen, wie man sich hütet auf eine Schlange zu treten. Oft ist man wahrlich geneigt, bey dieser allgemeinen Zurückhaltung, bey dieser comischen Verlegenheit seiner Leser und Mitbürger zu denken: sie halten alle insgesamt, Schriftstellerey für ein Landesverbrechen (*).

Alle

(*) Hieher gehöret auch die Aengstlichkeit, mit der sich die Lesewelt so schnell als möglich einen Schriftsteller vom Leibe schaffet, dessen Buch sie geschenkt erhält. Nur um nicht urtheilen zu müssen, ergreift man den nemlichen Augenblick, da das Buch im Hause abgeliefert wird, und also bevor es möglich ist etwas mehr als

Alle diese Sonderbarkeiten der Weltleute in unseren Provinzen, zeigen also wahrlich zur Gnüge, wie unbeträchtlich das Uebergewicht ist, das ihnen ihr Weltumgang giebt; und wie viel besser es wäre gar nichts zu lesen, als seine Leserey jedem unter die Nase zu reiben, und dann doch vor jedem Schriftsteller sich zu scheuen, wie vor einem Ungeheuer.

Weltumgang hat freylich da einen ganz andern Werth, wo kein Provinzialton herrschet, wo man keine Art von Pedanterey treibt und duldet, und wo sogar jeder unaufgeklärte und ungebildete Cavalier sich ausser seinem Elemente findet. Für Männer, die oft und viel alleine sind, wäre solcher Weltumgang, und zumal Umgang mit Fürsten und Grossen, eine Uebung in der männlichsten Philosophie des Lebens. Man braucht hundertmal mehr Muth dazu, einem

Gros-

als das Titelblatt gelesen zu haben, und bedankt sich ehrerbietigst für das vortrefliche Werk; oder man findet sich mit dem Verfasser durch ein Compliment im Canzleystyl ab, das sich auf ein Buch just eben so gut passet, als auf ein paar geschenkte Knackwürste.

Grossen eine einzige kühne Wahrheit ins Gesicht zu sagen, als hundert solche Wahrheiten einem Buche anzuvertrauen. Aber man muß dann doch im Umgange mit Grossen nie vergessen, wie gefährlich es ist, mit Grossen etwas zu thun zu haben, zumal der vielen Kleinen wegen, denen dieß nie behagt. Man muß beynahe nichts sagen, von dessen Wirkung man nicht gewiß ist. Wer Welt und Menschen kennt, redlich und offen spricht, alle Schliche verachtet, keinem Menschen Unrecht thut, keinem schaden will wenn er auch könnte, immer gerne das Gute aushebt, das doch beynahe von jedem Menschen gesagt werden kann, der läßt doch zuweilen bey Fürsten und Grossen ein Wort fallen, das in gutem Erdreich gedeyt.

Grosse, die grosse Dinge gethan haben, oder thun werden, sind doch wahrlich für jeden Denker interessant. Wer freuet sich nicht innigst, wenn er sieht, wie liebenswürdig auch Monarchen seyn können, vor deren üblen Laune Millionen von Menschen zittern. Welcher Menschenbeob-

achter

achter möchte nicht den jungen Cäsar, schon in der Zeit oft ganz alleine gesehen und gesprochen haben, als Sylla von ihm sagte: traut diesem jungen Menschen nicht, der so unbescheiden durch die Gassen geht, ich sehe in ihm viele Marius? Der Anblick grosser Kräfte, durch die ein einziger Monarch Epoche macht und Muster wird für alle, oder grosser Kräfte in ihrem Keim, sind beyde äusserst interessant; und wer freuet sich nicht, wenn er in der Nähe sieht, daß feines Gefühl und sanfte Menschheit bey solchen Kräften wohnet?

Umgang mit Vornehmen sollte man niemals fürchten und niemals fliehen, denn in Deutschland zumal, findet man doch ganz unstreitig die meisten liebenswürdigen Menschen in der Classe der Vornehmen. Spott und Verachtung verdienet zwar jeder Mensch, der sich einem Vornehmen aus keiner andern Ursache aufdringet, ihn aus keiner andern Ursache ehret und schätzet, als blos, wegen seiner Geburt, wegen seines Namens und Ranges, und weil es seinem erbärm-

erbärmlichen Ehrgeitz schmeichelt. Maynz ist der Ort, dessen Adel man für den ältesten und reinsten in Deutschland hält; und nirgends soll sich, wie man sagt, der Mittelstand so tief vor dem Adel beugen, wie in Schlesien. Aber zuverlässig wird deswegen doch kein Maynzischer oder Schlesischer Philosoph, seinen Freunden den Rücken kehren für ein Mittagessen bey einer gnädigen Frau, oder um die Bekanntschaft mit einem Edelmann ohne Kopf.

Einsamkeit und Weltleben wird man also nützlich geniessen, wenn man dort seine Tage gewissenhaft hinbringet, hier mit Verstand und Würde des Betragens; wenn man in beyden seine Rolle gut spielet, die Nachtheile der Einsamkeit durch Weltumgang mildert, und die Nachtheile der Geselligkeit durch Einsamkeit. Aber übertrieben und ausschliessend soll man überhaupt weder die Einsamkeit loben, noch das gesellschaftliche Leben. In beyden kann man sich der Welt sehr überflüssig machen, dort durch eigensüchtige Ruhe, hier durch nichtsbedeutende

Reg-

Regsamkeit. Immer wird es, wenn die Erziehung nicht ganz einseitig ist, Menschen genug geben, die vermögend sind auf jede Weise nützlich zu werden; wie ein sanfter Fluß, der nicht nur durch einsame Thäler und zwischen Heerden und Hirten hinfliesset, sondern auch volkreiche Städte in seinem Laufe besuchet, und diesen zugleich zur Zierde dienet und zum Vortheil.

Zur Vollkommenheit des Ganzen würde das beschauliche und das thätige Leben gleichviel beytragen, Mwenn jeder ensch da stünde, wo er hingehöret. Der erste und letzte Zweck des Lebens ist doch wol glücklich zu seyn, also sich selbst alles mögliche Gute zu verschaffen, um dann auch für andere alles mögliche Gute zu thun. Aber viele Menschen sind durch Schicksal und Umstände nicht dahingestellet, wo sie hingehören. Seine Rolle würde mancher in guter Gesellschaft sehr gut spielen, und er muß in einem kleinen Städtchen seinen Geist aufgeben. Viele stellt Adel und Rang in der grossen Welt überall

vorne, welche Ursache hätten, vor aller Welt sich zu verbergen.

Grausam verdammet man oft Personen zu einem öden, einsamen, und traurigen Leben, welche in der Stadt alles um sich her beseelten, den Geistlosen Geist gaben, den Traurigen Muth, und nun Nichts werden müssen aus lauter Vernunft. Wie manche geistreiche Frau vermodert auf dem Lande, wenn ihr Mann für ihren Geist, und ihr Herz gar keinen Sinn hat; wenn ihr nur etwa ein paar wüste und leere Grafen und Landjunker, ab und zu, ins Haus stiefeln; wenn sie niemand hat und niemand sieht, der sie versteht und befriedigt, der Ohren hat wenn sie spricht, und ein Herz für ihr Herz. Aber wie glücklich ist dann auch die Frau, welche in der Welt keine Lage nach ihrem Sinne verlanget, aber selbst den Sinn für jede Lage findet, also immer Ruhe in der Ausübung ihrer Pflicht, Reitze in der Heide, und Blumen unter Dornen.

Benutzet man aufs beste jede Lage, in die uns die Fürsehung gesetzet hat, so findet sich auch

leicht

leicht Trost in der Einsamkeit, und Vergnügen im Umgang. Einsamkeit giebt alles was man im Umgange nicht findet. Umgang, so schlecht er auch seyn mag, giebt immer Stof zum Nachdenken, neue Ideen, neue Bilder, und selbst durch den Nichtgebrauch seiner Kraft einen neuen Zufluß von Geist und Kraft. Geht mit Widerwillen in Gesellschaft, wenn es nicht anders seyn kann, aber geht; überlaßt euch da einem anständigen Leichtsinn; nehmt jedes Blümchen an, das man da für euch bricht, so gering es auch seyn mag. So kommt doch oft Heiterkeit in den Kopf, und Freude ins Herz, und dann gelinget wieder ernsthafte Meditation, und eiserne Arbeit.

Billig halten sich in mancher Absicht, die Vorzüge des Weltlebens, und die Vorzüge des speculativen Lebens die Wage. Ein sehr grosser Mann war der Meinung: es gebühre Gott und den Engeln allein, blosse Zuschauer in der Welt zu seyn. Deswegen müsse man das speculative Leben ganz verwerfen, insofern es nemlich ganz

auf sich selbst eingeschränket ist, und in der menschlichen Gesellschaft weder Licht noch Wärme verbreitet. Aber wie nachsichtig wird man dann auch wieder gegen den eigensüchtigsten Einsamen, der doch auch nur seine Verstandeskräfte übet, dem es doch auch zu etwas nütze ist daß er eine Seele hat die ihm das Leere der Musse und der Einsamkeit ausfüllet: wenn man den Mißbrauch betrachtet, den Weltmenschen von ihrem Triebe zur Sinnlichkeit machen; wenn man sieht wie sie dadurch alle Aufmerksamkeit, alles Gefühl für Dinge von Wichtigkeit verlieren; wie alle Geisteskraft bey ihnen erschlaffet und wegschwindet; wie leer, wie schaal, wie kernlos, allmählig alles wird, was sie denken und sagen; wie schwer man sich überhaupt aus dem weichen Schoße des Nichtsthuns und des Gassenlaufens zu intellectueller Würde aufraffet; wie ungern man seine Begriffe sammelt, und seine Neugier wieder anfachet, um mit Hitze auf der ehrenvollen Bahn der Tugend, oder irgend einer Wissenschaft oder Kunst fortzuschreiten. Will

man

man auch behaupten, daß Gutes thun doch mehr sey als Gutes denken, gemeinnützige Geschäftigkeit mehr als innere Beschäftigung des Verstandes und Untersuchungen welche man bey sich insgeheim anstellt, großmüthige Aufopferung für andere verdienstlicher als der reinste Selbstgenuß: so kann man doch nicht läugnen, daß man auch schon viel Gutes in der Stille thut, wenn man sich da zum thätigen Leben nur gehörig vorbereitet. Der Mensch ist eben so gut zum denken wie zum handeln, also zum speculativen, wie zum thätigen Leben gemacht; aber mit der Absicht, daß er in beyden sich übe, und fähig sey in beyden der Absicht Gottes zu entsprechen. Eine gänzliche Abneigung gegen allen Umgang wäre also eben so wenig Philosophie, als eine gänzliche Unlust an der Einsamkeit. Man muß wechselsweise beyde satt werden, um beyde zu genießen.

Einer grossen Entschuldigung scheint der Trieb zur Einsamkeit fähig, wenn er dem Herzen Ruhe gewähret. Aber wenn man diese in der

Welt nicht hatte, und in der Einsamkeit nicht findet, dann ist offenbar etwas Ungesundes in der Seele, und dann misbilligt die Vernunft diesen Trieb.

Treibt uns Misvergnügen und Abneigung gegen Menschen in die Einsamkeit, und wir vergessen in derselben unser Misvergnügen und unsere Abneigung, so ist der Trieb, dem wir folgten, gerecht. Dieß ist der Fall, wenn wir uns in der Einsamkeit nützlich beschäftigen. Aber wenn wir die Welt, die wir verlassen hatten, in unsere Einsamkeit mitnehmen, wenn uns auch da unser Mismuth über alles was wir sehen und hören nicht verläßt, so verlieren wir an Menschenliebe was wir vielleicht an Menschenkenntniß gewinnen, und eine vielleicht gerechte Flucht vor den Menschen gewähret nicht Ruhe.

Bey der größten Abneigung gegen die meisten Menschen, die dich umgeben, solltest du doch diese Menschen nicht immer fliehen. Je weniger du alle siehst, desto mehr Nahrung gewinnet

net dein unglücklicher Widerwillen, und desto gewisser wirst du ein Misanthrop. Vermeidest du hingegen die Gesellschaft der Menschen nicht ganz, so hast du gewiß manche Gelegenheit eine gute Seite an manchem Menschen zu sehen, den du nur nicht genug kanntest; du wirst Achtung und Liebe für manchen empfinden, von dem du in deiner Kammer glaubtest, er verdiene sie nicht. Niemals sollte man darum mehr versuchen in Gesellschaft zu gehen, als eben wenn uns dieß am meisten Angst und Zwang kostet. Wer nur mit unbefangenem Gemüthe und wohlwollendem Herzen in Gesellschaft sich zeigt, kommt doch manchmal aus derselben mit Ruhe und Zufriedenheit zurück.

Keineswegs will ich also Misanthropie aussäen, wenn ich sage, dieß und jenes veranlasset in uns Misanthropie. Die Geschichte des Triebes zur Einsamkeit enthält ja auch die Geschichte von mancher traurigen Krankheit der Seele; und wäre es mir gelungen diese Krankheiten richtig zu zeichnen, so hätte ich vielleicht

auch nicht ohne Glück ihren Hülfsmitteln nachgedacht.

Ekel und Abscheu entfernen wechselseitig den Menschen von dem Menschen, in mancher deutschen Provinz, wo bey dem Umgange, den man sich wählet, nur Adel und Familie in Betrachtung kommen, und niemals Anlagen und Eigenschaften zu gutem Umgange. Da fürchtet manche hochadeliche Dame, mehr als Sünde, Tod, Teufel, und Ewigkeit, daß man sie mit Leuten umgehen sehe, die nicht von Familie sind; aber sie fürchtet sich vor nichts, wenn sie ihren Bedienten bey sich im Bette hat. Haus und Hof verlassen solche Damen, sie verlassen Städte die in den fruchtbarsten und schönsten Gegenden liegen, in denen Künste und Wissenschaften blühen, in denen Aufklärung überall gedeyt, in denen Kaufmannschaft den Reichthum, den Ueberfluß, und alle Reitzungen der Sinnlichkeit verbreitet, nur um nicht öffentlich mit Menschen umgehen zu müssen die nicht von Familie sind. Allen diesen unklugen Stolz erwiedert der verständige Unadel

mit zehnfach edlerm Stolze. Jeder fliehet weit von jedem Orte, wo er nur Leute antrifft, vor denen ihm ekelt. Aber sobald man solche Leute nicht auch ganz vergißt; sobald die unangenehmen Eindrücke, die der Unadeliche dem Adelichen und der Adeliche dem Unadelichen macht, eine dauerhafte Abneigung erzeugen, und nicht augenblicklich verdämpfen; sobald diese Abneigung gar in Haß, und Abscheu sich verwandelt: o so ist man auf Abwegen, welche Gott und alle guten Menschen misbilligen! Hasset man auch den Umgang noch nicht, den man fliehet, so ärgert man sich doch zuweilen über das, was diesem Umgange mangelt, und erfüllet dadurch sein Herz mit immer grösserer Unlust; und so verfällt man in Mismuth und Melankolie: also in einen Zustand der Seele, in welchem man sich selbst oft verächtlicher und schlechter vorkommt, als aller Adel und Unadel ist, den man fliehet.

Scharfsichtig und billig hat ein berühmter Engländer dieß alles überdacht, als er sagte:

der allgemeine gesellschaftliche Umgang gebe kein merkliches Vergnügen, und gänzliche Einsamkeit das höchste Misvergnügen und den größten Schmerz. Also sey Schmerz das Ubergewicht, wenn man das allgemeine gesellschaftliche Vergnügen mit den Wirkungen gänzlicher Einsamkeit vergleiche. Jedes wahre gesellschaftliche Vergnügen hingegen, überwiege allen Schmerz den der Mangel dieser Vergnügungen giebt; denn gute Gesellschaft, lebhafter Umgang, inniger Freundschaftsgenuß, erfüllen die Seele mit angenehmen Gefühlen. Aber auch Einsamkeit sey auf eine Weile sehr angenehm. Also könne man hieraus vielleicht wol schliessen, wir seyen zugleich für Beschaulichkeit und Thätigkeit geschaffen, weil uns Einsamkeit eben so wohl als Umgang Vergnügen gebe; gleichwie die obige Beobachtung uns bemerklich mache, daß gänzliche Einsamkeit dem Zwecke unsers Daseyns völlig widerstrebe, und selbst der Tod kaum schrecklicher sey, als anachoretische Einsamkeit.

Bart und Kaputze mögen immer den Werth behalten der ihnen gebührt. Deswegen wollen wir doch als Weltbürger leben, und so viel Gutes, als uns möglich ist, unter den Menschen thun. Aber nur die Freyheit wollen wir uns erringen, aus der Welt weggehen zu können so oft es uns gutdünkt, und alleine zu seyn mitten im Drange der Geschäfte, und der allgemeinen Jagd nach sinnlichem Vergnügen. Man wage es nur dreiste nach seinem eigenen Geschmacke zu leben, und sich abzusondern von den Menschen bey dem ersten Winke der Vernunft. Man überlasse nur das müssige Vorfahren und Abgeben von Visitenkarten, und alle übrigen grossen Dinge dieser Art, den Cavalieren und Damen die nichts besseres kennen. Wer mit sich selbst und seinen Hausgenossen fertig werden kann, macht sich einen Plan von häuslichen Freuden und Pflichten, wozu er keiner andern Menschen Hülfe bedarf, und die ihn auch immer gegen Langeweile retten, weil sie seinen Verstand und seine Einbildungskraft immer beschäftigen.

Gänz-

Gänzliche Einsamkeit ist doch zuweilen der höchste Herzensgenuß, für die guten Seelen, die ganz in ihrer Imagination leben, also in einer ganz andern Welt, als die ist, die sie umgiebt. Solches Glück ist nur wenigen bescheeret. Die Welt sagt, es sey eine Thorheit; aber die Welt weiß gar oft nicht was sie sagt.

Vergleicht man den Werth des beschaulichen und des thätigen Lebens, die Tugenden die bey jenem aufkeimen bey diesem schlummern, so entstehet leicht auch eine Vorliebe für die Einsamkeit, wegen des Muthes den sie erzeuget, und der Stärke die sie dem Charakter giebt. Bürgerlichen Muth immer mehr in deutschen Herzen zu entzünden, ach dieß ist eine Begierde die man gewiß einem Schriftsteller verzeihet der in deutscher Sprache über Einsamkeit schreibt, und die mir also auch erlaubt, hier alles grade vom Herzen wegzusagen wie ich es fühle, und wie es ist.

In mancher deutschen Provinz, wo noch immer der Adel dem persönlichen Verdienste nur einen sehr eingeschränkten Zutritt erlaubet; wo die abergläubige Verehrung für die Vorrechte der Geburt die Ehre des Menschen verdränget; wo also der Adel noch immer glaubt und immer merken läßt, es sey eine himmelhohe Kluft zwischen ihm und dem Bürgerstande befestigt; wo man alle menschliche Kräfte, mit männlichen und weiblichen Fäusten unablässig anwendet, diese Kluft in aller ihrer Höhe und Tiefe zu erhalten; wo beynahe der ganze bürgerliche Volkscharakter auf der Stirne das Gepräge dieses anerkannten Standesunterschieds trägt: wo man von Jugend auf, die Vornehmen zum Stolz und die Niedrigen zur Schüchternheit bildet; wo der Adel seine Vorzüge dem Unadel nicht nur bey allen erdenklichen Gelegenheiten einblaüt, sondern wo der Unadel in einem fort nach jeder von dorther kommenden Gnadenbezeugung jappet: bringt dieß nicht nur auf der einen Seite einen ewigen Stolz und

auf

auf der andern einen ewigen Neid, sondern auch sogar einen so ausschweifenden Heißhunger nach Adel hervor, daß wahrlich mancher aus dem gemeinen Stande nicht etwa durch seinen Geist sich zu heben sucht, nicht etwa grösser, kecker, und edler denkt und handelt, sondern sich lieber nur einen Adelsbrief für dreyhundert und zwanzig Thaler kauft.

Dieß alles erniedrigt den Menschen, benimmt ihm das Gefühl seines innern Werths, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher man nach keiner falschen Ehre lüstert, nichts von allem dem Tändelkram verlanget den der Adel dem Unadel versagt, und jeden Menschen als seines Gleichen, und Adelsbrief und Ahnen und Rang, als blos zufällige und unbeträchtliche Vorzüge ansieht. Immer mögen uns die Philosophen lehren, es sey so wohl eine Folge des Bewußtseyns von Talenten oder Verdiensten, als ein Vortheil hoher Geburt und eines angesehenen Namens, daß der Mensch dreister wird. Wer in jenen Provinzen,

hinzen, und unter dem Drucke jener Vorurtheile immer gelebet hat, wird es nicht, und ist es nicht; und schmiegt sich gewiß immer so lange, als er das noch begehrt, was ihm andere verweigern können. Ein einziger höhnischer Blick, ein einziges Wort der Demüthigung und Erniedrigung aus dem unbedeutenden Munde einer hochadelichen Dame bringt den witzigsten Secretair um seine Einfälle, macht den scharfsichtigsten Prediger stumpf und unwissend, und verursacht dem armen Arzte einen Spasmus, der alle Muskeln seiner Seele lähmt.

Ein kraftloses unfähiges Geschöpf ist also der Mensch der sich selbst nicht fühlt, in den unglücklichen Augenblicken da er glaubt, er falle so eben in die Ungnade eines hochstämmigen Barons, oder einer gnädigen Frau. Aber wie lodert ihm bey solcher Ungnade das Herz empor, wie frey und ungehindert sind seine Bewegungen, wie scheint jede seiner Fähigkeiten verdoppelt, wenn er in einem Lande der Freyheit, oder frühe in der Einsamkeit gelernt hat,

solche Menschen und solche Vorfälle blos nach ihrem innern Werthe zu schätzen.

Stärke des Charakters erlanget man in der Einsamkeit, aber Geschicklichkeit zur Anwendung dieser Stärke, aller Vortheile der Einsamkeit ungeachtet, doch nur in der Welt. Muth ist die Hauptsache im Leben. Muthvoll handelt der Einsame vielleicht mehr als der Weltling, aber die Schlankheit hat er nicht muthige Entschlüsse mit gutem Erfolge auszuführen. Einsamkeit giebt Taubeneinfalt aber nicht Schlangenklugheit. Es ist nicht genug, daß man auch Menschen, vor denen andere zittern, keck in die Augen sieht; man muß auch die Kunst kennen diesen Menschen das Herz abzugewinnen; auch die Schliche des Neides, dessen Plane, Hofnungen, und Ränke; auch die Schliche und Pfiffe von allen, die immer eigene Plane haben, und also doch gerne jedem andern den seinigen zerstören. Der Einsame und der Welt Unkundige geht in allem grade durch; der Weltmann weiß

wo

wo er stille stehen, wo er ausbeugen, wo er nachgehen soll, und ergreift den Augenblick zum Durchsetzen nicht eher, als bis er ihn hat.

Wohlbenutzte Einsamkeit macht indessen auch, in manchem Betracht, zu Weltgeschäften nicht nur nicht unfähig, sondern wirklich geschickt. Müssiggang und Wollust sind gar zu oft und zu gerne im Gefolge des Weltlebens; und aus beyden wird nichts Grosses. Man sah in unsern neuesten Zeiten, Minister an der Spitze der größten Weltgeschäfte, die täglich zum Besten des Staats nicht über eine Stunde arbeiteten, oder wie andere behaupten, nicht über eine halbe Stunde; alle ihre übrige Zeit ward entweder auf das ängstliche und quälende Bestreben verwendet, daß sie ja niemand aus dem Sattel hebe; oder bey der Tafel verschleudert, oder im Kämmerlein verbuhlt. Unter solchen Händen kommt das größte Reich in Gefahr; fürchterliche Revolutionen können entstehen, wenn man nur

den rechten Augenblick versäumt. Aufschub ist der Tod aller Geschäfte (*).

Ein

(*) Niemand verstand diese Wahrheit besser, als der alte Pitt. In dem glücklichen Kriege, den England unter seiner Staatsverwaltung mit Frankreich und Spanien führte, ließ Er einst den verschiedenen Befehlshabern der Flotte, der Landtruppen, und der Artillerie wissen, daß sie auf einen Tag, den Er bestimmte, zu einer geheimen Unternehmung, eine gewisse Anzahl Schiffe, soviel Landtruppen, und verhältnißmässig soviel Artillerie und Kriegsvorrath fertig halten. Alle diese Befehlshaber gaben dem Minister die nemliche Antwort; sie liessen ihm alle sagen, was Er verlange, sey unmöglich.

Es war schon spät in der Nacht, als Pitt diese Antwort erfuhr. Augenblicklich schickte er nach seinem Secretair, lästerte über die Begegnung, die Er von der Unwissenheit und Nachlässigkeit der Bedienten des Königs zu erdulden habe, und sagte zu seinem Secretair: Herr Wood, ich befehle euch, gleich nach dem Lord Anson zu gehen. Auf dem Admiralitätshause müßt ihr ihn nicht suchen; da ist er nicht. Geht nach dem Spielhause, und sagt ihm, in meinem Namen: ich werde ihn unausbleiblich anklagen, wenn er nicht gleich die von meiner Hand erhaltene Befehle der Regierung ausführe. Geht von da zu Lord Ligonier; und sollte er sein Bett voll Huren haben, so reisset ihm doch die Bettgardinen auf, und wieder-

Ein Minister ist aber doch auch ein Mensch; und nicht jeder hat die Kraft, die jeden zum

wiederhohlet ihm meinen Auftrag. Dann nehmt euren Lauf nach dem Ritter Carl Frederik, und versichert ihn, wenn er die Befehle des Königs nicht befolge, so sey dieß der letzte, den er erhalte.

Herr Wood gieng also nach Whits Caffeehaus, und verrichtete was ihm befohlen war, bey Anson, dem ersten Lord der Admiralität. Dieser bestand darauf: Pitt sey ein Narr, Er könne seine Wünsche nicht erfüllen; jedoch, setzte Anson hinzu, da man einem Wahnwitzigen auch antworten muß, so sagen sie dem Staatssecretair Pitt, ich werde das Aeusserste thun, um ihn zu befriedigen.

Von da gieng Wood zu dem Lord Ligonier, dem ersten Befehlshaber der Armee. Auch dieser sagte: Es ist unmöglich, und das weiß Pitt. Indessen, setzte der alte Lord hinzu, hat Pitt recht, von uns zu wollen was wir können; versichern sie Ihn, was möglich sey, soll geschehen.

Nun giengs noch auf den Oberaufseher der Artillerie, den Ritter Carl Frederik los. Nach einiger Ueberlegung fand dieser: daß Pitts Befehle doch wol in der gesetzten Zeit befolgt werden könnten.

Kurz, die Flotte, die Armee, die Artillerie, der Kriegsvorrath, Alles, war trotz allen Unmöglichkeiten fertig, auf den von Pitt gesetzten Tag.

Diensteifer aufwecket, jedem die äusserste Thätigkeit gebietet, und Saumseligkeit auf der Stelle bey jedem bestraft. Selbst Philosophen erlaubten sinnliche Lüste, damit man die Sorgen wegspühle, und das Gemüth kühner mache zu neuen Unternehmungen.

Vielleicht haben aber auch diese Philosophen nicht bedacht, daß es höhere Vergnügungen giebt, Abwechslungen von edlerer und dem Menschen eben so angemessener Art, bey denen er sich auch ganz erhohlet, bey denen die Freude auch ganz zurückkommt ins Herz, und die auch neue Lust und neue Liebe zu Geschäften entzünden. Cicero hatte den größten Theil seiner Jugend den Wissenschaften gewidmet, um sich durch sie zu Geschäften zu bilden; er überließ ihnen als Mann, während der Zeit da er dem Staate diente, und die Laufbahn der öffentlichen Aemter durchlief, alle die Augenblicke die ihm von den Geschäften der Republik oder seiner Freunde übrig blieben, ob er gleich diese nur ganz mit Lesen zubrachte, denn zum Schreiben waren

diese Augenblicke zu kurz und zu unruhig. Mancher grosser Minister hat also auch wol hie und da, eine halbe Viertelstunde, in welcher er wirklich Herr von sich ist, wenn er will; denn Niemand, sagte wenigstens der Kanzler Bacon, wird durch seine Geschäfte so gefesselt, daß er nicht auch Zwischenräume von Musse finden sollte, in denen er abwarten kann bis Kraft und Wärme wiederkommen. Also ist am Ende nur dieß die Frage: verwendet man seine Zwischenstunden besser zur Aufklärung seines Geistes, oder am Busen der Wollust; besser indem man seine Seele erhebet, oder seine Sinne kitzelt?

Religion sogar, war Erhohlung für grosse Minister, im größten Drange der Geschäfte. Ich weiß daß es itzt, in unsern Zeiten sogar, äusserst thätige Minister in Deutschland giebt, die doch des Morgens und des Abends, ehe die eigentlichen Geschäfte des Tages angehen, oder wenn sie schon geschlossen sind, auf eine kürzere oder längere Zeit, ihre Gedanken in

sich selbst sammeln, ihr Leben überdenken, Gott vor Augen haben, und die Betrachtungen bey sich selbst machen, die sie auf ihre letzte und wichtigste Absicht führen. Ein Minister, der eligiöse Einkehr in sich selbst mit Ministerialgeschäften verbindet, bleibt immer ruhig und Herr seiner selbst. Er wird nicht durch den Wirbel der Staatsunruhe umhergerissen und schwindlicht gemacht, sondern gehet aus der heiligen Stille, in der seine Seele an höhern Gegenständen hieng, mit reinen und das Herz vergrössernden Gesinnungen, und also mit männlicher Gelassenheit hervor; gestärkt durch die Grundsätze die er sich gemacht, zu allen Unfällen vorbereitet, über alle Klatschereyen seichter Höflinge erhaben.

So wie also der Vornehme seine Musse zur Stärkung und Erhebung seines Geistes und Herzens benutzen kann, so kann es auch verhältnißmässig der Mensch in den geringern Ständen, wenn er nur in den Zwischenzeiten seiner Geschäfte mit hinreichender Beharrlichkeit von

den

den Menschen sich absondert. Da kann er erst recht überlegen, was er täglich sieht und erfährt, was er denken und thun, wie er handeln und leben soll. Die Wachsamkeit arglistiger Schurken macht ihn wachsam auf sich selbst, härtet ihn ab zur Standhaftigkeit, erreget seinen Muth. Neider machen ihn bescheiden und verschwiegen, wenn es ihm wohl geht. Alle zusammen vertreiben in ihm, fast zur Ungebühr, die Furcht vor den Urtheilen der Menschen. Viele Bösewichter sind auch so kleine Menschen, daß man sich nur immer ihre Kleinheit und Unbedeutsamkeit denken muß, um sich an die stille Erhabenheit der Seele zu gewöhnen, mit der man ruhig und genügsam, und ohne allen Widerwillen mitten unter seinen größten Feinden wandelt.

Wer um die Urtheile unbefugter oder hämischer Richter sich kümmert, lebt ohne Nutzen, und stirbt ohne Ehre. Jene Schicksale, Weltverhältnisse, und Urtheile sind aber weder unangenehm noch beschwerlich, sobald man nur Musse

und Stille genug hat, sie auf die Wage zu legen und dann zu vergessen.

Es giebt eine Kraft zum Guten, die sich in der Einsamkeit wirklich auch viel besser erhält als in der Welt. Licht und Kenntnisse können groß seyn, auch die Entschlüsse gut, aber Schwäche des Charakters zerstöret alles edle Benehmen, und hemmet jede grosse That. Heroische Festigkeit erhält sich nirgends so gut wie in der Absonderung. Eine reitzend schöne Philosophinn von zwanzig Jahren sagte mir einst in Bern: ich fürchte weit weniger die Nachtheile der Einsamkeit als die Nachtheile der grossen Welt, von denen der geringste doch eine gewisse Beugsamkeit und Geschmeidigkeit ist, die alles Gute aus unserm Herzen wegwässert; niemals, setzte diese Philosophinn hinzu, war ich auch nur auf vierzehn Tage in unserer grossen Bernerwelt, ohne daß ich fühlte, wie alle meine guten Neigungen beträchtlich abnahmen.

Zur Stärkung in der Religion hat darum Einsamkeit ihren unläugbaren Nutzen. Eben so

wie die Religion, leitet Einsamkeit zur Gemüthsruhe, zu geduldiger Ertragung des Uebels, und zu unverzagter Erwartung der Zukunft; und wer nicht Religion hat, sagt ein grosser Philosoph, dem giebt der Anblick der ganzen grossen Natur keinen Antrieb zum Guten. Darum fand man zu allen Zeiten, daß Einsamkeit das Heiligthum der Religion sey, und daß man da ihre ganze Kraft empfinde. Darum bezeugen eben so philosophisch als christlicherhaben denkende Religionslehrer, wie sich da die Seele durch das stete Anschauen unserer Verhältnisse mit Gott erhebe; wie da die Thräne der Zerknirschung vom Auge falle; wie da kein Seufzer ohne Wirkung zum Himmel steige; wie da die Seele schmelze, in der ganzen Zärtlichkeit der Andacht, vor dem der sie erschaffen hat und vor dem der sie erlöset. Selbst der Weltheiland, der wahrlich des Beystandes religiöser Einsamkeit am wenigsten bedurfte, gab durch sein eigenes Beyspiel derselben ein ehrbringendes Zeugniß, da Er oft den Garten,

den Berg, die Stille der Nacht gesuchet, um Umgang zu haben mit dem Himmel.

Mancher Tugendkampf, wird in der Einsamkeit vollendet, mancher edle Trieb wird da angefachet, mancher Versuchung wird da widerstanden, und wie oft wird Schlaffheit und Trägheit da überwunden. Es ist ein Beweis daß man gar nicht weiß, was der Mensch kann wenn er will, wenn man immer sagt, ach lieber Gott, der Mensch ist nun einmal so. Eben weil der Mensch so ist, muß er sich angreiffen, um mehr zu seyn, als er ist. Unfähigkeit, Erschöpfung, Ekel an sich selbst, und verdrüßliches Wesen, müssen ihn nicht abhalten muthig aufzuspringen vom Bette der Trägheit, zu tugendhaftem Kampfe mit sich selbst. Mit Muth kann man oft seinen eigenen schwächlichen Körper bezwingen, und seinen Geist zu irgend einer nützlichen Arbeit anstrengen, wenn man nur erst glaubt, daß man das kann; und wie angenehm ists am Ende zu sagen, so weit habe ich es doch gebracht, indem ich auch nur suchte mich vor Langerweile

gerweile und Unthätigkeit zu bewahren. Man muß nicht gleich alles liegen lassen, wenn man auch nicht gleich alles durchsetzt. Grosse Schwierigkeiten überwindet man am Ende doch immer durch ausharrenden Muth.

Alles zusammengenommen schadet Einsamkeit der menschlichen Gesellschaft blos durch ihren Misbrauch; an sich selbst ist sie derselben weder nachtheilig noch schädlich. Sie schadet nicht mehr und nicht weniger, als alles misbrauchte Gute in der Welt: folglich nicht mehr und nicht weniger als Wissenschaften, Feuer, Wasser, Assembleen, Clubs.

Alle unläugbar üblen Wirkungen der Einsamkeit kann man zugeben, ohne daß dieß alles mögliche Gute, was sich von der Einsamkeit sagen läßt, nur im allergeringsten schmälert und vermindert. Man kann ohne die geringste Bedenklichkeit eingestehen, daß viele Menschen in der Einsamkeit äusserst müssig und lasterhaft leben, daß sie ihre Gedanken auf Dinge wenden die sie zu gestehen sich schämen würden; daß Ehrsucht und Geitz, zuweilen die gröbsten Lei-

denschaften, zu andern Zeiten wieder die unbedeutendesten Kleinigkeiten an ihrem einsamen Nachsinnen den größten Antheil haben; daß sie die Welt mit allen ihren Lastern in ihre Einsamkeit hineinbringen, und selbst wenn sie alleine zu seyn scheinen, doch mitten in der Welt leben. Dieß alles beweiset viel gegen diese Menschen, aber nichts gegen die Einsamkeit.

IX Klopstock sagt: Einsamkeit habe in der Rechten einen Becher der Freude, und in der Linken einen wütenden Dolch; jenen reiche sie dem Beglückten, und diesen dem Leidenden. Aber dieß läugne ich. Einsamkeit giebt auch dem Leidenden ihren Freudenbecher; und den wütenden Dolch nur dem, der zügellos darinn schwärmt, oder ein Sklave erhöhter Leidenschaft darinn wird. Einsamkeit ist sehr oft ein Dolch für Verliebte; aber sie ist immer Nectar im Becher der Philosophie.

Aeusserst einsam kann man leben, und doch deswegen nicht ohne alle gesellschaftliche Verbindungen seyn. Freylich würde der Mensch

ausser aller Verbindung mit den Menschen, so wenig die Pflichten gegen sich selbst und gegen den grossen Urheber seines Daseyns, als die Pflichten gegen seinen Nächsten erfüllen, und also ohne Gefühl seines Elends nicht länger in seinem elenden Zustande bleiben können. Aber es ist eben so wenig ohne Ausnahme wahr, daß man in der Einsamkeit seine eigenen wichtigsten Angelegenheiten oder die Angelegenheiten seiner Mitmenschen versäumt, als es wahr ist, daß man im Weltumgange immer beyde beherzigt.

So giebt es auch einen Umgang, der mit der eifrigsten Absonderung von dem Weltleben, nicht im Widerspruche ist. Einer der größten und weisesten Menschenlehrer, dem man glauben kann was er sagt, weil er nichts sagt als was er thut, mein unaussprechlich geliebter und verehrter Spalding, hat in seiner von mir so oft benutzten Predigt über die Einsamkeit gezeiget: eine Gesellschaft worinn man eben das sprechen kann, was man in der Einsamkeit mit Gott spricht; wo gottselige Rechtschaffenheit und mun-

muntere offenherzige Vertraulichkeit sich vereinigen; wo kein Gespräch von gleichgültigen Dingen mürrisch ausgeschlossen wird, aber auch kein solches gleichgültiges Gespräch die Wahrheit und die Tugend verletzet; wo dann auch eben deswegen das Vergnügen so viel einnehmender und grösser ist, weil es Unschuld und Gottesfurcht zur Begleitung hat; ein gesellschaftliches Leben von dieser Art, sey mit der christlichen Absonderung so wenig im Streit, daß vielmehr eines dem andern helfe; und in beyden ziele alles am Ende auf einen gemeinschaftlichen Zweck.

Wer Freunde hat wie sein Herz sie wünschet und verdient, der wird alles mit ihnen theilen was er hat, den Gewinn den ihm die Welt durch seine Beobachtungen giebt, und die Schätze die er in der Einsamkeit bey stillem Nachdenken sammelt. Nie wird ihn das Weltleben hinreissen, nie wird sein Herz in der Einsamkeit vertrocknen. Dieß fühlte das schöne Herz des Petrarcha, als er sagte: was kan man sich glück=

glücklicheres vorstellen, als ein Leben mit geprüften und völlig einigen Freunden, mit denen man ganz laut denken darf, die nur eine Seele haben, und einen Willen? Giebt es wol etwas angenehmeres, als immer heitere Stirnen, immer einträchtige Seelen, immer offene Herzen? Was ist süsser, als eine Gesellschaft, worinn die Wahrheit herrschet, ohne Zwang, ohne Zurückhaltung, und ohne falschen Schmuck? Ein solches Leben ist der Gegenstand aller meiner Wünsche, und wenn ich das erreichen kann, so beneide ich keinen Menschen.

Alle Vortheile ländlicher Einsamkeit kann man auch mitten im Stadtleben geniessen. Wenn Petrarcha in Städten lebte, gieng er doch immer gerne ins Weite und Freye. Er verlohr sich gerne in Wäldern und einsamen Gegenden, und sehr oft entzündeten diese Spatziergänge sein poetisches Feuer, oder erregten in ihm grosse philosophische und politische Gedanken. Als er einst in Parma war, begegneten ihm die Vornehmen dort, und zumal die Herren von Corregio, äus-

serst schmeichelhaft; aber Petrarcha war nicht ein Philosoph, der auf den Umgang mit Vornehmen geitzte; denn Er fühlte bald, daß ein Philosoph den Vornehmen wahrlich eben so oft Langeweile macht, als sie ihm. Darum stahl Er sich davon, so oft er konnte, um auf das Land zu laufen; das war sein Vergnügen. Mitten in Parma loderte die Sehnsucht nach dem Lande und nach der Einsamkeit so sehr in ihm auf, daß er sich ein Häuschen in einer abgelegenen Gegend aussuchte, wo er sicher seyn konnte vor dem Lerm und Ungestüm der Stadt. Ein solches Häuschen fand er in Parma selbst; es war ein Garten dabey, und diesen Garten wässerte ein Bach. Von dort schrieb er an einen seiner Freunde: ich habe das Land mitten in der Stadt, und die Stadt mitten auf dem Lande. Bin ich der Einsamkeit überdrüssig, so darf ich nur herausgehen, und finde gleich Gesellschaft; bin ich der Gesellschaft müde, so gehe ich in mein Häuschen zurück, und finde da die Einsamkeit. Ich geniesse hier eine Ruhe, von der die Philosophen

in Athen, die Dichter auf ihrem Parnaß, und die Anachoreten in der Wüste nichts wußten. Möchte nur hier kein Weltglück mich heimsuchen; möchte es dafür lieber in die Palläste der Könige stürzen, und vor einem Menschen wegfliehen der sich hier verbirgt.

Man sieht wie Petrarcha immer ein wenig poetisirt; das ist auf gut Niedersächsisch: wie er immer Tausend sagt, anstatt Hundert! Aber niemand in der Welt hat doch ein Gartenhaus, wo er dieß alles nicht eben so gut denken, empfinden, und erfahren kann, als Petrarcha.

Rousseau liebte seine Katze so herzlich, weil sie einen Willen hatte, das ist, weil sie nie kam, wenn er sie rief. Wer aber in der Einsamkeit seiner Freyheit beraubt ist, und also seinen Willen nicht hat, muß sich dann mit dem Troste behelfen, mit dem die Frau von Staal in der Bastille vorlieb nahm: im Gefängnisse, sagt diese Französische Hofdame, hat man seinen Willen nicht, aber man braucht auch nicht den Willen

eines andern zu befolgen. Dieß ist schon zur Hälfte Gewinn. Die Entfernung von Allem entfernet die Begierden, und die Unmöglichkeit sie zu befriedigen, ersticket sie schon in der Geburt.

Also hat doch die Einsamkeit unläugbare Vortheile, wenn man sie nur nicht misbraucht, und wenn man Einsamkeit und Umgang vermischet und abwechselt. Seneca sagt vortreflich: jene mache uns Lust wieder Menschen zu sehen, diese treibe uns zu uns selbst zurück; eins sey die Arzeney des andern. Die Einsamkeit befreye uns von dem Ekel gegen den Umgang, der Umgang von dem Ueberdrusse der Einsamkeit. Der Geist müsse nicht immer gespannt seyn, sondern auch zum Scherze geneigt. Socrates habe sich nicht geschämt mit Knaben zu spielen; Cato habe sich beym Weine erhohlet, wenn er sich durch seine Sorgen für die allgemeine Wohlfart ermüdet fand; und der kriegerische und triumphirende Scipio habe getanzt.

Zwischen Welt und Einsamkeit, Sinnlichkeit und Streben nach höherm Vergnügen, muß man sich darum mit edlem und männlichem Geiste theilen; und so verleitet uns gewiß weder der Leichtsinn des Zerstreuungssüchtigen zur Thorheit, noch der finstere mürrische Ernst des Einsiedlers zum Menschenhasse; denn zwischen Welt und Einsamkeit liegt die wahre Weisheit in der Mitte.

Alle diese hingeworfenen Anmerkungen über Einsamkeit und Weltleben, und die vernünftige Mittelstrasse zwischen beyden, machen doch vieles deutlicher, das in diesem ganzen Werke über die Einsamkeit gesagt ist, und das gewiß mancher schiefe Kopf aufs äusserste misverstanden hat. Aber über zwey Hauptpunkte vorzüglich, möchte ich mich anitzt noch so genau und bestimmt als möglich erklären; über Mystik, und Möncherey. Beyde verdienen Aufmerksamkeit: die Mystik, wegen der Grösse ihres Gegenstandes; die Möncherey, wegen der Revolution,

die sie schon erlitten hat, und die ihr noch drohet.

Manches habe ich gegen Mystik gesagt. Manches möchte ich über Mystik noch sagen, und auch wol, der Billigkeit gemäß, manches dafür; denn wer mich beschuldigt, daß ich irgendwo in diesem ganzen Buche, unbillig sey, gegen irgend eine Religionsparthey, gegen irgend eine Sekte, gegen irgend eine Classe von Menschen, oder gegen irgend einen Menschen, der hat mich nicht verstanden, und thut mir Unrecht.

Religion und Liebe umarmen sich zuweilen so innig und herzlich, daß man doch ein wenig mit der Mystik bekannt seyn sollte, um manches Phänomen recht zu verstehen. Einst sah ich in der Schweitz, wie sich zwey grosse Theologen in einem Anfalle von ätherischer Verliebtheit, auf der Heerstrasse eine Art von himmlischen Küssen gaben. Gestorben wäre ich, wenn ich nicht hätte lachen dürfen, denn nach jedem Kusse hielten sie stillschweigend die Köpfe in die

Höhe,

Höhe, wie die Hühner wenn sie trinken. Wer so küßt und so empfindelt, ist auf der Heerstrasse der Imagination nicht sehr weit vom Gebiete der Mystik.

Alle cokette Damen frömmeln mehrentheils, wenn sie nicht mehr schön sind. Aber wenn man in ihren Herzen den Uebergang von ihren süssen Sünden zur Frömmeley etwas genau betrachtet, so wird man immer zuerst eine Capitulation zwischen Menschheit und Frömmigkeit gewahr; und diese ist nur gar zu oft der Weibermystik Anfang. Ist der Gewissenserwecker, Gewissensrath, und Beichtvater, ein schlanker, frischer, und sehr schöner Mann; hat er schöne, glühende, und schmelzende Augen; etwas heiteres, sanftes, süsses, kühnes, fliegsames, biegsames, schmiegsames, und verliebtes in seinem ganzen Wesen: o so ist die Bekehrung einer coketten Dame schon zur Hälfte fertig! Kindliches Hingeben, Froheit bey jedem geistlichen Gespräche, wird bey einem schönen Manne so leicht. Ach man gäbe Landgüter und Reichthum, oft

Mann und Kinder hin, um an der Seite dieses schönen Heiligen zu leben und zu sterben! Er sagt doch alles so ganz anders, als es unsere steifen und gebeugten Pastoren sagen. Versteht man ihn nicht immer, so ist man doch immer von ihm verstanden; denn er ist so innig mit der Menschheit vertraut, er sieht so scharf in alle Ecken des Herzens; und urtheilt dann doch so gelinde! So vergißt eine sündenvolle Dame alle ihre sündigen Liebhaber, aus Liebe zur Religion, und zu einem so schönen Manne. Und Er, der schon hundert und tausend Damen und Weiblein, und Weiberseelen von jedem Format und allen Editionen, geleitet hat am Seidenfädelein der Liebe, macht euch dann täglich inniger und vertrauter mit ihm; ihr öfnet euch ihm ganz, und sagt ihm Alles, und macht täglich Riesenschritte in der Religion, am Seidenfädelein der Liebe; und so endigt sich zuletzt alles in Mystik und ätherische Verliebtheit.

Zu den wahren Mystikern zähle ich durchaus nicht, jene lauten lermenden und unbedeutenden

tenden Windbeutel, jene Kerle von ausschweifendem Dünkel, die hie und da so viel Spuk und Geschrey von Mystik machen, und deren geistloses Geplauder nichts ist, als ein tönendes Ertz, und eine klingende Schelle. Eine ganz andere Menschenart sind die ächten Mystiker, ein friedsames Volk, das sich nie besäuft, keine Bockscapriolen macht, keine Convulsionen hat, und in immerwährender Liebe und Ruhe vielleicht die höchste Stufe menschlicher Glückseligkeit erreichet. Liebe und Ruhe in immerwährendem ungestörtem Fortgang, ist schon im gewöhnlichen Menschenleben, ein göttlicher und ewig wünschenswerther Zustand, wenn wir auch nur ein Weib lieben; und ist das höchste aller Wesen der Gegenstand unserer Liebe, so kenne ich nichts, das auf Erden fähig wäre der Imagination und dem Herzen eines gesunden Menschen solche Himmelsruhe zu verleihen.

Wahre Mystik hat zur Absicht, den Verstand durch Beschaulichkeit zu erleuchten, und das Herz zur reinsten Liebe zu erwärmen.

Wage dich nicht in dieselbe, mit einer groben Organisation; nicht wenn du dich unfähig fühlest zum feinsten Aufmerken und Sehen, und zur höchsten Verliebtheit.

Fortschritte in der Mystik macht man nur auf zwey Wegen, auf einem gewöhnlichen und auf einem ungewöhnlichen. Der gewöhnliche ist dieser. Die Seele muß in der völligen Ueberzeugung von ihrem Nichts, und von ihrer äusersten Verdorbenheit, an sich selbst nicht anders denken als mit Ekel und Verachtung (*), hingegen mit der größten Andacht und der aufrichtigsten Liebe zu Gott aufschauen, und gemeinschaftlich mit dessen allerhöchster Gnade und Kraft alles aus dem Wege räumen, was sie von Gott entfernet. Was dann aber die Seele durch sich selbst nicht vermag, das wirket Gott allein durch Vertilgung aller ihrer Verdorbenheit, und dieser Einwirkung muß sie sich ruhig und gelassen unter=

(*) Aber deswegen muß man nicht, zum Beweise und zur Uebung seiner Demuth, wie die mystische Nonne Marie à la coque, anderer Leute Speichel auflecken.

unterwerfen. Ungewöhnliche Fortschritte auf diesem hohen Tugendwege macht der Mystiker, der gleich von Anfang Extasen und Visionen hat, und bey dem Gott durch ausserordentliches Licht, und ausserordentliche Gefühle, in seinen Verstand, in seine Imagination, und in seine Sinne wirket. Gehet Gott vor ihm her, so wird ihm alles eben und leicht; Er zerschlägt die ehernen Thore, Er zerbricht die eisernen Riegel.

Alle ächten mystischen Schriftsteller, vereinigen sich in den eben angegebenen und in den folgenden Lehrsätzen. Wir seyen alle von Gott erschaffen, um Eins zu seyn mit Gott, Ihm ganz ähnlich, damit Er alles sey in allem. Dieß werde nur durch die Kraft seines Geistes möglich. Als der Mensch durch sich selbst etwas seyn wollte, habe er sich mit allen seinen Nachkommen in Verderben und Untergang gestürzet. Abgerissen von Gott, habe sich der Mensch an den Menschen gehängt, sey in Finsterniß, Lastern, und Verdorbenheit verwildert. Aus diesem Ab-

grunde könne nur Gott den Menschen retten, und zu seiner ersten hohen Bestimmung wieder aufrichten. Dieß wolle Gott durch seine unermeßliche Güte, Einwirkung, und Gnade; von den Menschen verlange Er nur ein williges Herz, und die kräftigste Mitwirkung. Dann komme Gottesfurcht in den Menschen. Dann werde der Mensch gereiniget, erleuchtet, vereinbar gemacht mit Gott, und zuletzt wirklich mit Gott vereinigt. Wer an Jesum als den Sohn Gottes, als den Herrn und Heiland glaube, sey im eigentlichsten Sinne ein Kind Gottes, ein Mitgenoß der göttlichen Natur, und stehe in einer ähnlichen Verbindung mit Gott. In diesem Jammerthale sey zwar, bey dieser Vereinigung und Mitgenossenschaft, noch nicht der Genuß, den nur die Ewigkeit verspricht. Noch wandeln wir im Schatten. Unser Wille sey noch nicht Eins mit dem Willen des Allerhöchsten; oder der Auserwähltesten, zum Leiden und zum Genusse, seyen nur wenige.

Insoweit sind alle mystischen Schriftsteller eins. Verschieden sind sie, nach ihrer Meinung, nur in Dingen, die wieder auf Eins hinauslaufen. Körper und Seelen der Menschen, sagen sie, sind unaussprechlich unter sich selbst verschieden. Menschen widerstehen darum Gott, auf eine äusserst verschiedene Weise, nach ihrer grossen Temperamentsverschiedenheit, nach ihrer Lage in der Welt, nach der Verschiedenheit der Menschen mit denen sie umgehen. Also seyen die Wege, auf welchen Gott die Menschen an sich ziehet, auch äusserst verschieden. Gott allein wisse was die Natur jedes Menschen duldet und trägt, was er kann, was er bedarf, und was ihm schadet. Er neige sich zu jedem; durch Licht und Strafe; auf blumichtem Pfade, und dornichter Bahn; durch unmittelbare Erleuchtung, oder auch nur durch den Glauben; durch alle Reitze der Liebe, und durch die peinlichste Zucht; durch Ausgiessung seines ganzen Geistes, oder auch nur durch Entzündung unsers Willens. Bey diesen unendlich unter sich verschiedenen

Ein=

Einwirkungen Gottes, sey die Gegenwirkung des Menschen eben so verschieden. Keiner erfahre wie der andere, und alle erfahren Eins; alle werden durch den Geist Gottes gezogen, und jeder wandere seinen eigenen Weg.

So begreift man also was Erfahrungstheologie ist. So ist der Faden durch alle Labyrinthe der Mystik gefunden. So entwickelt sich die Verschiedenheit mystischer Eingebungen, mystischen Sehens und Empfindens; die Erhabenheit dieser Erfahrungstheologie, und ihr Nichts; ihre höchsten Flüge, und ihre befriedigende Träumerey.

Schön und edel sagen die am weitesten gekommenen Mystiker: Gott ist uns allen gegenwärtig, ob Er gleich uns allen abwesend scheint. Seine Gegenwart empfinden nur wir, durch die zwischen uns und diesem höchst vollkommenen Wesen festgesetzte Uebereinkunft und Aehnlichkeit. Wiederhohlte Läuterungen gaben uns, unsere ursprüngliche und erste Reinheit wieder, die uns eigen war, in dem Augenblicke unsers Ausflusses

flusses von Ihm. Wir sehen Gott, insofern Er sichtbar ist, nach seiner Natur. Der Schleyer, welcher uns umhüllte, reisset. Verschwunden sind die Bilder, die uns umschwebten, und von dem Anschauen Gottes entfernten. Der Schatten entweicht. Nichts hindert das ewige Licht, uns zu erleuchten, und zu erfüllen. Das würdigste Geschäft des Menschen ist, daß er seine Seele von allen sinnlichen Gegenständen wegwende. Er soll sich zurückziehen in sich alleine. Er soll sich absondern von allem. Er soll sich verlieren in seinen Betrachtungen, bis er sich selbst, und alles was er wußte, ganz vergißt. Diese Tiefe des Beschauens und des Sehens, ist nicht unser gewöhnlicher Zustand, aber er ist der Einzige der alle unsere Wünsche erfüllet. Er giebt uns diese wollüstige Ruhe, in der alle Dissonanzen aufhören die uns umgaben und unsere Ohren verschlossen vor dieser göttlichen Harmonie, die itzt alles um uns her hat. Nun sind wir an dem Urquell des Lebens, im Verstande Gottes, am Ursprunge des Seyns, in den Regionen der Wahrheit. Dieß ist der Mittelpunkt

punkt alles Guten, der Ocean aus dem immer Seelen zu Gott aufsteigen, und in den immer Seelen von Gott ausfliessen. Da vereinbaret sich alles für Menschen mögliche Glück. Da hören alle Leidenschaften auf. Da ist das Ende aller Unwissenheit und aller Unruhe. Da ist nichts als Leben, Verstand, Freyheit, und Liebe. Dahin sollen wir alle streben. Alle Hindernisse sollen wir zertreten; von uns stossen, alle die betrügerischen Phantomen, die uns in die Irre führen, die uns berücken. Wir schwingen uns dahin im Preise Gottes, und dieses glückseligen Augenblicks, der dem Ewigen seinen Ausfluß wieder zuführet, und uns vereinigt mit unserm Urquell.

Lieber Leser, möchtest du nicht auch so träumen können? Gestehe es ins geheim, wenn du es öffentlich nicht gestehen darfst, daß der Mensch äusserst glücklich ist, welcher sich dieß alles einbildet, denkt, und glaubt. Scheint dir also die Mystik nicht der unfehlbare Weg zur höchsten menschlichen Glückseligkeit; und mehr als Alles

in

in der Welt einer gänzlichen Verläugnung unsrer selbst, und aller irdischen Dinge werth?

Auf solchen Höhen des Lichts und des Friedens, schwebten drey Männer, welche ich schon in meiner zarten Jugend innigst verehrte und liebte: Fenelon, Muralt, und mein Vater. Fenelon, der Ertzbischof von Cambray, der unsterbliche Verfasser des Telemachs, der liebenswürdigste Mann seiner Zeit, lebte viele Jahre hindurch ganz in der Mystik. Mir war als wenn ein Duft seiner Heiligkeit mich umschwebe, da ich in Cambray den ertzbischöflichen Pallast sah, den Er bewohnte. Ach wie pochte mir mein Herz von inniger und erhabener Freude, als ich in einer stillen und schönen Mittagsstunde, im Jahre 1751, in Fenelons Kirche zu Cambray kam, und da, mit einem Schauer von Ehrfurcht, und einer süssen Thräne im Auge, vor den hohen Altar trat, wo Er so oft seine heiligen Hände, und sein sanftes schönes Herz, zu Gott erhub! Herr von Muralt, ein Edelmann aus meinem Vaterlande Bern, der Verfasser jener einst so

be-

berühmten Briefe sur les Anglois, sur les François, et sur les Voyages; der Einzige Schweitzer von dem die Deutschen glaubten, als sie unsern grossen Haller noch nicht kannten, Er sey der Verfasser von Hallers zuerst ohne den Namen ihres wahren Verfassers herausgekommenen Schweitzerischen Gedichten; Er, der in jenen Zeiten, da man in Frankreich noch immer wähnte, ein Schweitzer und ein Vieh seyen einerley, den Franzosen zuerst die Leerheit ihrer Schöngeisterey aufdeckte, ihnen zuerst bewies, ihr hochgelobter Boileau sey nur ein sehr mittelmässiger Dichter: dieser Herr von Muralt, der größte Denker, der geschmackvollste Philosoph, und damals der beste Schriftsteller in der Schweitz, war in der völligen zweiten Hälfte seines Lebens, auf seinem Gute zu Colombier, an den schönen Ufern des Neufchateller Sees, in diesem himmlischen Zustande. Mein geliebter, und mir in meinem dreyzehnten Jahre verstorbener Vater, ein Lebenslang kränklicher, aber sehr verständiger und sehr aufgeklärter Mann,

dem

dem ich meine freye Denkart, und eine edle Erziehung zu danken habe, den ich aus Zärtlichkeit und Ehrfurcht anbetete, war viele Jahre hindurch, ohne daß Er es mir wollte merken lassen, in diesem himmlischen Zustande.

Was Fenelon, Muralt, und mein guter Vater gekonnt haben, kann ich nicht. Was den einen Menschen zum Mystiker macht, findet sich überaus selten bey dem andern. Kein Mensch der bey Sinnen ist, kann auch darum die mystischen Sätze, zu allgemeinen Lebensregeln machen wollen; aber erlaubt ists, ein Mystiker zu seyn, wie es erlaubt ist, unverheurathet zu bleiben.

Eine sehr erhabene Seite hat also die Mystik; und sie ist auch bey allem ihrem Dampf und Nebel, der Welt und den Menschen oft wahrhaftig nützlich gewesen. Religion des Herzens, und Theologie des Friedens, fand man sehr viele Jahrhunderte hindurch, allein bey den Mystikern und in ihren Schriften. Unsinn und Wuth war alles was sonst die meisten Christen

lehrten und thaten. In den Zeiten des schrecklichsten Unverstandes, in der schwärzesten Nacht des Aberglaubens, unter der allgemeinen Herrschaft der Orthodoxie, des Glaubenszwangs, und der Laster, war Mystik, Kühlung und Labsal für Herzen die keinen Gefallen hatten an den Spitzfindigkeiten der Schultheologie, an blossen Ceremonien, und an einer fruchtlosen Religion.

Seit der ersten Glaubensverbesserung im sechszehnten Jahrhundert, und bey aller Wuth die durch sie in die verfolgende Partey unter den Christen fuhr, und bey allem Hasse der natürlicher Weise die Verfolgten gegen ihre Verfolger aufbrachte, war Mystik noch das einzige Band der Liebe zwischen Christen von verschiedenen Secten. Mit Vergnügen sieht ein Menschenfreund, wie den deutschen Lutheranern und Reformirten, durch so manches liebes Wort das Herz aufgieng, welches mystische Priester und Mönche schrieben. Die Schriften eines deutschen Dominikaners, des Taulerus; eines spanischen

un-

unbeschuhten Karmeliters, des Johannes a Cruce; eines Kapuziners in Löwen, des Paters Johannes Evangelista; eines Französischen Kapuziners, Constantinus von Barbanson; eines Kapuziners aus Trier, des Victor Gelenius; eines französischen Benedictiners, des Ludewigs de Blois; eines Alfonsus de Orosco, Beichtvaters Carls des fünften; des Harphius, eines Franciskanerguardians in Mecheln; eines französischen Karmeliters, des Johannes de Saint Simon; eines deutschen Dominikaners, des Heinrich Suso; eines spanischen Theatiners, des Lorenz Scupoli; eines spanischen Franciskaners, des Alphonsus Madriliensis; eines deutschen Karthäusers, des Justus Lansbergius; der spanischen Bischöfe Johannes Palafox, und Diego Stella; eines spanischen Jesuiten, des Alphonsus Rodriguez; der französischen Jesuiten, Saint Jüre, Nouet, und Rigoleuc; der Cardinäle Petrucci und Bona, und unzählicher anderer Catholischer Verfasser, wurden häufig von Protestanten gelesen, benutzet, bewundert. Eben so waren die Protestantischen Mystiker

den Catholiken willkommen. Schriften, die Luther und Arndt gelobt und herausgegeben hatten, beförderten französische Mönche zum Drucke. Unter allen theologischen Schriften des siebenzehnten Jahrhunderts, kamen immer die Schriften der Mystiker am meisten in Gang. Keine Bücher sind in so viele Sprachen übersetzt, keine häufiger gedruckt. Die Schriften der Guion, der Bourignon, der Schurmann, wurden beynahe classisch. Sonst war alles, in jenen Zeiten Controvers und Zankapfel. Ein allgemeiner theologischer Krieg, herrschte zwischen jeder Hauptpartey, und bey jeder Religionspartey unter sich. Aechte catholische und protestantische Mystiker hingegen, haben aus ihren Schriften alle orthodoxen Schulfüchsereyen, allen Zwist, und alle Glaubensstreitigkeiten verbannt. Mystik allein vereinigte Catholiken und Protestanten, war eine allgemeine Herzenssprache, welche catholische und protestantische Frömmeley verstand und liebte. Mystik brachte alle Köpfe unter einen Hut.

Michel

Michel Schuppachs Urinbeschauerey, beugte den Stolz von manchem schulgelehrten und dogmatischen Ärzte; und so beugten mystische Weiber, durch alles was sie schrieben, den Stolz aller Theologen. Diese Weiber, die wenig und oft gar keinen Unterricht gehabt, rissen mit grossen Verstandskräften, und zumal mit einer alles hebenden und alles belebenden Imagination die Welt zu sich hin; und die Schriften gelehrter Theologen, Kirchenräthe, und Professoren, blieben ungelesen. Man erstaunte über den Styl und Vortrag dieser Weiber, über ihre freye, aufrichtige, natürliche, naive, wohlwollende, gründliche, einfache, und leichte Sprache; über ihren Kindersinn; über die Reinheit in ihren Ausdrücken, und Gefühlen; über den lebendigen Geist, der überall hervorstrebte, und in allem webte; über die praktische Tugend, die nie den Verdacht erregte von blosser Empfindeley; über die heroische Verläugnung aller Weltfreuden, und beynahe aller Coketterie; über die aufrichtige Busse; über die gänzliche Ergebenheit in den Willen Gottes,

und alle seine Führungen und Leitungen unserer Schicksale; über die gänzliche Vermeidung des Allgemeinen, des Verworrenen, des Schulgerechten, wobey der Geist stumpf bleibt, und das Herz verfriert. Diese Weiber verbreiteten nicht nur mehr Andacht und Religionsgefühl, sondern mehr wahre und wesentliche Religion, als alle die zanksüchtigen Schriftgelehrten, Pharisäer, Buchstabenmenschen, und Pedanten der damaligen Zeit, auf ihren Kathedern und auf ihren Kanzeln.

Wahre Mystik war immer besser, als die gewöhnliche christliche Religion, wie man sie treibt. Sie war besser als jene steife Pedantentheologie die dem Herzen nichts sagt, und durch ihr Schulgeschwätz weder erleuchtet noch bessert. Unendlich vernünftiger, tröstender, lehrreicher und klarer als alle Mystik ist freylich die Religion Christi, wie sie in unsern Zeiten vorgetragen wird. Aber für Menschen, die ohne Enthusiasmus und Schwärmerey nicht gut seyn oder werden können, ist Mystik, ist Herrnhuterey,

ist Alles was man will, besser, als steifer und herzloser theologischer Unterricht; eben so wie die Moral der Freymäurerey besser ist, als alte schulgerechte Kanzelmoral.

Diese Apologie der Mystik hat man wol von mir nicht erwartet. Aber sie widerspricht keiner von den Anmerkungen, welche ich im ersten und zweiten Theile dieses Buches machte. Mystik ist im Auge der Philosophie nur insofern verwerflich und verächtlich, als sie sich in Dampf und Nebel einhüllet, als sie übernatürliche Gaben fordert, und als man unmittelbar von Gott erleuchtet, oder ein Engel seyn soll, um den Jacob Böhm zu verstehen; nur insofern man also ihre Begriffe gar nicht bis zu der Deutlichkeit aufzuklären weiß, wodurch sie auch denen einleuchten könnte, die nicht Mystiker sind; nur insofern man nicht angiebt, was der Mystik wesentlich und was ihr zufällig ist, und die Kennzeichen wodurch sich die ächte und reine Mystik von der unächten und unreinen unterscheidet; nur insofern man ihr Licht in unver-

ständliches Geschwätz und kauderwelschen Styl einhüllet, und dann diese elende Kertze denen um die Ohren schlägt, die man bekehren will; nur insofern man bey ihrem Vortrage die Sprache der Einfalt und der Empfindung ganz verfehlet; nur insofern man behauptet, Vernunft oder Verstand müssen so wenig der Frömmigkeit vorleuchten, als der erhabenern, lebhaftern, und zum herrschenden Affect gewordenen Gottseligkeit; nur insofern man wähnt, durch Vernunft mache man sich zu allen geistlichen Empfindungen und Erfahrungen ganz ungeschickt; nur insofern man also die ganze Religion Christi in Spiel der Einbildungskraft und schwärmerischen Trug verwandelt; nur insofern man also in der Einsamkeit theosophisch (*) huckt und

(*) Alle von der unächten Mystik Genesene, werden wissen, was ich durch theosophisches Hucken und Lungern verstehe. Allen Kennern der verschiedenen Gattungen des religiösen Unsinns ist bekannt, daß nicht nur eine Ader von Mystik durch alle unsere empfindelnden Secten läuft; sondern daß alles was ich in dem

und lungert, bis die inwendige Erleuchtung kommt; nur insofern man nicht sieht oder nicht sehen will, daß ein brennender aber unaufgeklärter Liebeseifer, weibliche Herzen zu läppischen, unnützen, und der Gottheit höchst unwürdigen Andachtsübungen verleitet; nur insofern man nicht blos jede Einbildung zur Empfindung stempelt, sondern vollends alle Visionen der Hysterie, des Wahnwitzes, und der Tollheit canonisirt.

Nach diesen, wie ich hoffe, ganz unparteyischen Reflexionen über Mystik, wünsche ich, mit eben dieser Unparteylichkeit, auch noch einiges über Möncherey zu sagen. Seit funfzehnhundert Jahren hat man gesehen was Mönche sind. Vielleicht ist es nicht unschicklich und unbescheiden, in einer Schrift über Einsamkeit,

dem ersten und zweiten Theile von den Mystikern aus allen Religionen sage, auch von den Windbeuteln zu verstehen ist, die des Morgens frühe sich blos für Freunde und Grundkenner der Mystik ausgeben, des Nachmittags für Naturtheologen, und des Abends, wenn sie besoffen sind, für Theosophen.

einige in die gegenwärtige Zeit passende Reflexionen über Möncherey und Mönche zu wagen. Haben meine Worte nicht die Salbung eines ascetischen Schriftstellers, darf ich auch nicht hoffen daß man mein Buch in einer Klosterbibliothek aufheben wird, so verkennet doch verhoffentlich kein aufgeklärter catholischer Geistlicher in demselben den Charakter eines unbefangenen, freyen, und ehrlichen Mannes.

Mönche sind gewiß eben so gut, als andere Menschen, der höchsten Tugend fähig. Es mag immer seyn, daß sie sich dadurch Gott nicht werther machen, wenn sie in ihrer Einsamkeit grösseres geistiges Vergnügen geniessen, als irgend ein Geschäftsmann. Es mag immer seyn, daß der Geschäftsmann edler handelt, wenn er alle Vergnügungen der Einsamkeit hingiebt, um die Erfüllung der unläugbaren Pflicht, durch gesellschaftliche Thätigkeit zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit das seinige beyzutragen. Aber warum sollte denn doch Tugend in Klöstern nicht eben so gut gedeyen, als in jeder armen Hütte?

Warum sollte Gott, nicht zuweilen mit einem Blicke seiner Milde auf einige grosse Menschen herabschauen, die das äusserste versuchen, was die Menschheit aushält; die zu jedem kühnen Entschlusse geübt, jedes Sieges über sich selbst gewiß, den Heldenlauf ihrer Frömmigkeit allein unter seinem allsehenden Auge fortsetzen, ohne sich zu bekümmern was Weltlinge darüber denken; und die vielleicht oft durch die Kraft ihres Verdienstes, ein Söhnopfer bringen für ein ganzes Volk, dessen Sünden sie fliehen, und für dessen Bekehrung sie beten?

Nicht alle Anachoreten waren Phantasten und Schwärmer. Gewiß fand sich auch bey manchem unter ihnen, wahre moralische Grösse und innere Würde. Nur ein solcher Anachoret konnte die Menschen recht uneigennützig lieben, konnte für sie denken, für sie schreiben, für sie beten, ihnen durch sein Beyspiel zeigen, daß sie nur aus allzugrosser Gefälligkeit gegen sich selbst, in der Bezähmung ihrer Leidenschaften nicht so weit kommen, als ein tugendhafter

Mensch

Mensch kann und soll. Wer weiß ob nicht gar zuweilen ein excentrischer Anachoretenkopf Absichten der Fürsehung befördert hat? Immer können wir zugeben: Anachoreten und Mönche haben sich oft nicht getraut die gegenwärtigen Wohlthaten der Fürsehung zu geniessen, aus Besorgniß eben so viel von denselben im künftigen Leben zu verlieren, und mancher sey ein schlechter Bürger auf Erden gewesen, in der Hofnung er werde dadurch ein desto besserer im Himmel. Aber eben in diesem Enthusiasmus, eben in dieser Ueberspannung menschlicher Kräfte, war doch etwas Grosses; etwas also, das unsere kleinen kalten Wurmseelen oft ja sogar da nicht sehen und nicht fühlen, wo man es ihnen mit dem Finger zeigt. Menschen sind freylich einer ganz himmlischen Lebensart nicht fähig, so sehr sie auch ihre Seelenkräfte erhöhen und ihre Leidenschaften wenden, und so scheinbar auch die Vollkommenheit ist, wovon sie das Beyspiel geben. Aber ohne das ausserordentliche in dem Beginnen der alten Anachoreten

und

und Mönche für Regel und Richtschnur unsers Lebens zu halten, bewundern wir doch ihren Muth und schätzen ihre Tugend, und freuen uns solcher Experimente, die doch wenigstens zeigen, wie hoch und wie weit der Mensch fliegen kann.

Hütet man sich bey dem Einsiedlerwesen und der Möncherey, wie bey der Mystik, nur davor daß man sie nicht zur Lebensregel für viele macht, so kann man sich auch über vieles mit einer Billigkeit verstehen, die man gewöhnlich bey dem Streite der Meinungen und der entgegengesetzten Behauptungen vergißt.

Unrichtig hat man uns sodann gewiß auch manches aus dem Leben der alten Anachoreten und Mönche erzählet. Ihre Lebensbeschreiber waren doch mehrentheils selbst Mönche und Schwärmer; und wie viele Legendenschreiber waren nicht fromm und dumm? Insgemein haben sie uns ihre Helden als Narren dargestellt, wenn sie glaubten, sie machen dieselben

zu Heiligen (*). Indessen sind die Reden und Handlungen der alten Mönche und Einsiedler, doch allerdings zuweilen klug, scharfsinnig, edel, liebenswürdig, bescheiden, mitleidig, und gutherzig; auch dann freylich immer zwischendurch, wieder ungereimt, närrisch, rasend, und toll. Aber allemal fliesset doch aus dieser Bemerkung, die der Engländische grosse Kirchenlehrer Jortin zuerst gemacht hat, und nach ihm, der Wienerische Verfasser der Schrift, Nicht mehr als zwölf Apostel: daß vielleicht die Lebensbeschreiber dieser Heiligen, dieselben zuweilen anders darstellten, als sie wirklich waren; daß sie ihnen grössere Selbstqualen andichteten, als sie wirklich ausübten; tolle Einbildungen und Thorheiten in die sie niemals verfielen; und geistliche Kraftsprünge und Wunderwerke die sie niemals machten.

Viele

(*) Lactantius sagt im vierten Buche seiner Institutionen: illic potissimum quaerenda est sapientia, ubi stultitiae titulus apparet; cujus velamento Deus, ne arcanum sui divini operis in propatulo esset, thesaurum sapientiae ac veritatis abscondit.

Viele Heilige der Römischen Kirche waren unstreitig Menschen von der ersten Classe. Rührend, nützlich, und überaus vernünftig ists darum, daß man ihr Andenken feyert, daß man ihre Bilder um sich hat, daß man ihr Leben und ihre Thaten mit Geschmack und Verstand durch Mahler und Bildhauer den künftigen Zeitaltern übergiebt, und daß man diese Darstellungen mit wahrer Herzenserhöhung und heiliger Ehrfurcht betrachtet. Der Cardinal Borromäus war ein Heiliger voll Erhabenheit, und ein Mensch von beynahe übermenschlicher Kraft zu allem Guten. Er übte sich bey der strengsten Möncherey, doch auch in den sanftesten menschlichen Tugenden. Er geisselte sich zwar, und blieb doch dabey der thätigste Menschenfreund. Er war keusch, wie nicht alle Mönche sind, und hat doch junge Mädchen ausgestattet. Er fürchtete die Liebe, und beförderte doch bey andern mit Vergnügen ihren Genuß. Im Ganzen war an dem Cardinal Borromäus alles so groß, daß man ohne Erstaunung und Beschämung nicht an ihn hinaufsehen

aufsehen kann; und kein Mensch kann es den Mayländern verdenken, daß sie ihn anbeten.

Ein grosser Heiliger, und der verehrungswürdigste von allen Einsiedlern die jemals gewesen sind, war Nicolaus von der Flüe, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, der Bruder Claus. Er war ein Schweizer, hatte seinen Wohnsitz im Canton Unterwalden, war als Officier im Kriege und als Landrath in Staatsgeschäften lange erfahren, bevor er sein Weib und seine fünf Söhne und fünf Töchter verließ, sich in eine schreckliche Einöde jenes Cantons begab, und dort unter beständigem Gebete und äusserst strengem Fasten, zwanzig Jahre hindurch, als Einsiedler zwar dem Himmel lebte, aber als Schweizer noch immer sein Vaterland liebte. Die Dienste die Bruder Claus der ganzen Schweitz geleistet hat, machen ihn unsterblich in unserer Geschichte, und sein Name steht in der ersten Reihe unserer Patrioten. Nach den Burgundischen Siegen entstand eine große Uneinigkeit unter den Schweitzern, theils über der

reichen Beute, theils wegen des Misvergnügens der ländlichen Cantone über die Verbindungen in welche sich die städtischen Cantone ohne die Theilnehmung von jenen einliessen. Der Geist der Zwietracht ergriff alle Eidsgenossen, und ihr mit so vielem Blute befestigter Bund, war in Gefahr bey ihrer Versammlung in Stanz zu brechen. Bruder Claus erfuhr in seiner Einsiedeley die drohende Gefahr. Er begnügte sich nicht, in seiner Hütte von der Kraft seines Glaubens und Gebets Wunder zu erwarten, sondern eilte nach Stanz, trat als Friedensbote und mit Demuth und Erhabenheit, in die tobende Versammlung der eidsgenössischen Gesandten, sprach wie ein Mann Gottes und wie ein Weiser, zeigte die bey solcher Zwietracht dem Vaterlande bevorstehende Nachtheile und Gefahren, sagte ihnen was das Beste des Vaterlandes sey, was sie in diesem Augenblicke für dasselbe thun müssen, und augenblicklich legte sich der Sturm. Nach den Räthen und Vorschlägen des Bruders Claus, verstand man sich

über die Beute; die städtischen Cantone entsagten ihren abgesonderten Verbindungen; dafür nahm man Freyburg und Solothurn in den eidsgenössischen Bund auf; und Hand in Hand mit Bruder Claus, umarmten sich die eidsgenössischen Abgesandten unter einander brüderlich. Heilig ist darum der Name des Bruders Claus. Angebetet sind auch seine Knochen, in der Kirche zu Saxeln im Lande Unterwalden, noch bis auf diesen Tag. Aber so mönchisch und so roh auch die Art ist, mit welcher man sein Skelett mit allerley Kindereyen behangen hat, und dort vor dem hohen Altar der öffentlichen Verehrung ausstellet: so gesegnet hingegen, so edel und groß, ist in den Herzen aller Schweitzer die noch wissen daß sie Schweitzer sind, das Andenken dieses Heiligen, der durch den Glanz seiner Tugend und die Weisheit seiner Reden, Eintracht im Vaterlande herstellte, und den Bund wieder vereinte und schloß, dem ich wünsche, daß er fest und frey stehe, bis die Alpen zertrümmern, und bis alle Königreiche, alle Helden,

den, und alle Völker der Erde, in einen gemeinschaftlichen Abgrund versinken.

Alle Heiligen der Römischen Kirche waren nun freylich nicht so heilig, als Borromäus und Bruder Claus; alle Einsiedler und Mönche waren nicht solche Menschenfreunde. Aber eigentlich sind die Klöster nur durch Misbrauch schädlich geworden. Daß sie solche Nester für Bösewichter werden, wie sie oft gewesen sind, war eben so wenig nöthig, als es nöthig ist, daß Feuer ein Werkzeug der Zerstörung in den Händen eines Mordbrenners sey. Wenn man nicht immer den Misbrauch von jeder Sache abrechnet, so misbilligt man Alles. Es ist gar nicht zu läugnen, daß die Klöster sogar auf sehr mannigfaltige Art nützlich werden könnten. Sehr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind Mönche und Nonnen, die Kranke verpflegen; wenn ich nicht irre, hat Pabst Pius der sechste noch in diesem Jahre die Welt mit einem neuen sehr menschenfreundlichen Mönchsorden dieser Art begabt. Klöster wären ein sehr

wünschenswürdiger Aufenthalt, für Leute die dem Staat den größten Theil ihrer Kräfte geopfert haben, und nun eine Ruhestäte suchen; für Männer von ausnehmenden Fähigkeiten, die wegen Leibesgebrechen, Armuth, Mangel an Empfehlungen und Beförderung, jeder andern guten Aussicht im Leben beraubt sind; für alle Verunglückte. Mein seliger und unvergeßlicher Herzensfreund Iselin hat in den Ephemeriden der Menschheit, vortrefliche Vorschläge zur Säcularisation der Klöster und Ordensstände gethan; und Wienerische Schriftsteller wiederhohlten dieselben mit grossem Beyfall.

Solche Menschenfreunde wollen immer das Beste. Aber da einmal der Mensch im Ganzen, nicht immer das Beste wollen kann, so muß man doch immer dankbar seyn für das Grosse und Gute, das wirklich geschieht. Wenn man grossen Herren in allen Dingen zu viele Vorschläge macht, so wird ihnen die Wahl schwer, und zuweilen unmöglich. Das Beste für die Menschheit muß doch immer, natürlicher Weise,

mit

mit demjenigen verbunden seyn was für grosse Herren das Beste ist; denn sie sind auch Menschen wie wir, und also muß doch alles Gute in alle ihre Wünsche, Bedürfnisse, Absichten, und Umstände einpassen.

Menschen möchte man immer in Klöster gehen lassen, die lange der Welt müde sind, auch solche die man in der Gesellschaft nicht vermisset, Personen beyderley Geschlechts, die entweder selbst der Menschheit grosse Beyspiele zu geben verlangen, oder nicht die schönste Rolle in der Welt spielen. Allen Büssenden, allen in Arbeit grau gewordenen, jedem Schwachen, den die Last des Unglücks ganz niedergedrückt, und aller Geschäfte so wohl als aller Freuden des gesellschaftlichen Lebens unfähig gemacht, gönnet man gerne eine solche Freystadt. Es mag seyn daß man irgendwo in Bayern, einen Karthäuser-Prälaten mit vier stolzen Pferden, und einem prächtigen Wagen, zur Stadt fahren sah; aber dennoch deucht mir, es sey in dem Karthäuserorden, insofern man aus blosser Liebe

zur Einsamkeit in demselben die Welt fliehet, und sich aus wahrer Andacht gänzlich der Gottseligkeit wiedmet, etwas wirklich Erhabenes (*).

Auch

(*) So geistvoll, so liebenswürdig, und menschlich, hat in unsern Zeiten wol niemand der Karthäuser sich angenommen, und überhaupt über Klöster und Klosterleben geurtheilt, wie eine edle, junge, und sehr schöne Hannöverische Dame, die Frau von Berlepsch. Auszüge aus der Handschrift ihrer Briefe über Klöster und Klosterleben; über Biberich, Schlangenbad, und Schwalbach; über eine Reise von Maynz den Rhein herunter; und über Holstein habe ich gemacht, und in verschiedenen Blättern des Hannöverischen Magazins vom Januar 1783. abdrucken lassen. Folgende Stelle ist so sinnreich und rührend, und sie dienet so ganz zu meinem Zwecke, daß ich mich nicht enthalten kann, dieselbe ganz hieher zu setzen.

„Sie wissen, sagt Frau von Berlepsch, daß ich fürs „Klosterleben eine heimliche Neigung und Verehrung „habe. Laut darf ich dieß nicht sagen, weil man mich „beschuldigen würde, ich denke nur so, aus Neigung zum „Sonderbaren. Aber ich bin mir besserer Beweggründe „bewußt. Der hohe und reine Geist der Andacht, De„muth und Genügsamkeit, dem die Klöster gewiß ihre „Entstehung zu danken haben; der Muth, mit dem „ihre Stifter allen lockenden Reitzungen der Welt und

„der

Auch durch Nonnenklöster geschieht ungemein viel Gutes. Manche gnädige Fräulein hatte in ihrer Jugend etwa ein Kind, und behauptet dann dessen ungeachtet doch ihren Platz

 in

„der Geselligkeit entsagten, und ihre fromme Absicht, „ganz in abgezogener Stille den Geist zum höhern Leben „fähig zu machen, erwecket meine Bewunderung.“

„Innigst bin ich gerühret, von den Gedanken an die „Thränen und Seufzer, die so oft aus diesen stillen Woh„nungen, ungesehen von der Welt, zu Gott emporge„stiegen sind. Wie viele süsse Neigungen, und gewalti„ge Triebe wurden da überwunden! Noch nie trat ich „in ein Kloster, ohne eine Art von heiligem Schauer zu „empfinden, der vielleicht süsser war, als das freudigste „Staunen beym reichsten Anblick der Kunst und der „Pracht. Wie vergaß ich da alle Satyren, die man „sich gegen Klöster entgehen läßt, und die mir auch wohl „selbst entgangen sind; und fühlte nur, wie schön, wie „groß, wie himmelähnlich ein Leben wäre, das dem „Geiste der Stiftung getreu, in Bruderliebe, Wohl„thätigkeit, Stille, Frömmigkeit, täglich wachsender „Besserung des Sinnes und Herzens, Reinheit, Ord„nung, Einfalt, und ungestörter Ruhe, in einem Klo„ster hinflösse!“

„Dieß ist eine Chimäre, sagen Sie? Vielleicht. Aber „ach warum muß es eine seyn? Eben deswegen, weil „auch schon da zu viele Menschen zusammenkommen;

„und

in der grossen Welt, rasch und keck. Es war ein Unglück, und was will man mehr? Aber tausend geschwächte Bürgerstöchter kommen so ehrenvoll und gut nicht weg; darum ist es freylich ein wünschenswürdiger Vortheil, wenn diese armen

„und zwar Menschen, die keine reinen Religionsbe„griffe haben, und denen das erste Jugendleben in der „Welt die Blüte der Unschuld schon geraubet hat, und „zu viele stürmische Leidenschaften in ihnen schon er„reget."

„Daß es Pflicht sey, einer so rauhen Einsamkeit sich „zu weihen, glaube ich freylich nicht. Es ist vielleicht, „unter mancherley Umständen, ganz unrecht. Auch „gebe ich gerne zu, daß, nach ihrer itzigen Beschaffen„heit, solcher Wohnsitze des Müssiggangs zu viel sind, „und daß der Plan sie einst alle aufzuheben, eine sehr „politisch weise Absicht seyn würde. Aber manchem Un„glücklichen würde doch auch ein Zufluchtsort entzogen; „denn Sie werden mir zugeben, daß für kranke, er„schöpfte, müde, von der Welt wundgedrückte, in ih„ren Wünschen betrogene, in ihren Hofnungen geschei„terte Herzen, das Kloster eine schöne sichere Freystatt „ist, um die Trümmer ihres Glückes, ihrer Gefühle „und Kräfte, noch aufzulesen, zu sammeln, und zu ge„niessen, anstatt, daß die Welt sie gar zerschmettern „würde. Mich interessiren darum alle Klöster, und „zumal die Karthäuser."

armen Mädchen, die vielleicht nur aus lauter Güte des Herzens nicht Nein sagen konnten, Gelegenheit haben, in der stillen ehrbaren Ruhe eines Urselliner oder Magdalenen Klosters längst entwischte Sünden zu bereuen; indeß da jene gnädigen Fräulein ihren sehr zweydeutigen Tugendknäuel mitten in der Welt abwinden.

Es war immer meine Lieblingsmeinung, wenn ich bey sonst guten Anlagen etwa ein zum Schelten geneigtes altes jungfräuliches Gefäß sah, daß vielleicht eine herrliche Nonne aus dieser beissigen Seele hätte werden können. Manches unverheurathete Frauenzimmer dieser Art, hat auch vielleicht von dem Werth oder Unwerth fleischlicher Lüste schon so viel Erfahrung, daß sie wissen kann was daran ist; und denkt wol eben so billig darüber, wie jene junge Frau in der Schweitz, die mir den andern Morgen nach ihrer Hochzeit sagte, sie habe die ganze vorige Nacht gedacht: ists nur das? Vortreflich, wenn man dieß in einem Kloster glaubt.

Sollte aber auch solchen Magdalenen noch einfallen sich nur ihrer Versorgung wegen verheurathen zu wollen, so sagt ihnen die gesunde Vernunft, Versorgung finde man ja im Kloster. Heßlichkeit sogar, wenn es so weit gekommen wäre, schadet im Kloster nie; denn jede heßliche Frau in der Welt, hat doch immer mehr gute Freundinnen als eine schöne, und eben so findet auch eine heßliche Nonne, wenn sie übrigens gutmüthig ist, immer am meisten Freundschaft im Kloster. Hasset endlich jede greßliche alte Fräulein oder Jungfer im Kloster den Teufel nur so sehr, als jeden Menschen in der Welt der sich nicht in sie verliebet; und liebet sie im Kloster ihren Heiland nur so sehr als sie in der Welt ihren fleischlichen Anbeter lieben würde, wenn sie einen hätte: so sehe ich gar nicht, warum auch verdorbene weibliche Charaktere sich nicht sollten im Kloster veredeln, und da viel seliger leben und sterben als in der bösen Welt.

So natürlich zuletzt auch immer der Wunsch seyn mag, daß man doch überall lieber aus jedem schönen Mädchen eine Mutter eben so schöner Kinder werden lasse, so giebt es dann auch wieder Fälle, die das Klosterleben äusserst empfehlungswürdig und wünschenswerth für manches übrigens ganz vortrefliches Frauenzimmer machen, der man nun weiter nichts mehr wünschen kann, als ein ehrliches Auskommen und ein fröliches Herz.

Erträglich wird auch immer der Aufenthalt eines Mönchsklosters, wenn es nur da nicht zu sehr von Dummköpfen wimmelt. So kann es ein Gotteshaus, und eine Freystadt werden, die man gegen sich selbst sucht, und findet. In keine Langeweile versinket man alsdann über seinen Zustand, wenn man die Freyheit hat alle Hülfsmittel gegen die Langeweile zu benutzen. Ein Mönch kann studiren, wenn es ihm die Herren im Convent erlauben; aber gewöhnlich erlauben sie dieß nicht, und darum begreift man warum in Deutschland, die Herren Franciskaner,

Kapuziner, Carmeliter, Paulaner, Hieronymitaner, Augustiner, und Minoriten, immer grössere Fortschritte in der Dummheit machten als die Benedictiner, weil diese doch mehr studiren als jene. Aber eben so begreiflich ist mir auch, daß alle diese ehrwürdigen Herren zusammen, doch lieber ihre Bäuche pflegen, als ihre Asceten lesen.

Ein liebes junges Gesicht unter einem Schleyer und im Nonnenkleide, machte in meiner Jugend mir immer Riegel, Thöre, Aebtissinn, Alles verhaßt, was sie umgab. Immer dachte ich an das rasche, unbesonnene, oder abgezwungene Gelübd, das die arme Seele in diesen Kerker einschloß. Ich glaubte in ihren Augen zu lesen, wie viel anders sie empfinde, als sie handle und lebe, und wie ganz anders sie denke als sie spreche. Mitleid, Erbarmen und Liebe, erfüllen uns beym Anblick einer schönen und gefühlvollen Nonne, die zu ewiger Einsamkeit und Selbstverläugnung verdammt, alles verläugnen muß was die Natur erlaubt, und in

Tod und Verderben sich würfe, wenn sie thäte was die Natur ihr räth. Nichts kann sie retten, und nichts macht ihren Zustand erträglich, als Mystik; nichts menschlicheres und freundlicheres läßt sich für eine Nonne erdenken, denn Mystik ist ganz auf Liebe und Verliebtheit gegründet. Die armen Nonnen wissen am Ende gar nicht mehr, warum sie der liebe Gott erschaffen hat, aber das wissen sie immer, daß sie in diesem elenden Leibe nichts mehr lieben können als Gott. Diesen beständigen Enthusiasmus von Liebe, wenn er nur nicht in Hysterie und Tollheit ausartet, halte ich, nebst den schönen Handarbeiten, womit die Nonnen sich beschäftigen, für die Ursache, warum Hünauld, ein grosser Französischer Arzt, angemerket hat, daß die Nonnen später sterben, als das in der Welt lebende Frauenzimmer.

Freunde der Freyheit haben sich immer gegen Klosterregel und Klosterzwang empöret; und ein grosser Freund der Freyheit, ein calvinischer Philosoph, mein guter Freund de Lüc, verthei-

digt Klosterregel und Klosterzwang. Wenn das Interesse vieler Menschen in Eins sich vereinigt, sagt er, so muß sich alles unter eine Regel beugen, und eben daher seyen die Klöster in allen ihren Anordnungen immer besser fortgeschritten, als alle andere Societäten von Menschen. Die meisten ländlichen Klöster, die unsern Augen einen weit grössern Wohlstand darstellen als alles was sie umgiebt, haben das Land gebaut, und von dieser mit Emsigkeit befolgten Absicht komme ihr Wohlstand. Warum sollten sie ihn nicht geniessen, sagt der menschenfreundliche de Lüc? Wir sollen die Mönche nachahmen, nicht sie beneiden.

Aber dieser leutselige Menschenfreund glaubt doch auch: es wäre freylich gut, wenn in Klöstern dem Uebermaaß des Mismuths nicht Riegel und Thor sich schlössen; aber Etwas müsse doch dem vorübergehenden Ekel widerstehen. Hinter der Mauer wo Regel gilt, müsse alles gehorchen. Die Religion allein, entweder durch ihre natürliche Kraft, oder durch das Gewicht

das

das man ihr giebt, bewirke diesen glücklichen Endzweck. Ein Kloster das sich gelüsten lasse die Regel zu brechen, habe den ganzen Orden gegen sich, weil dieser einer allgemeinen Achtung bedarf, um dadurch aus seiner Mittelmässigkeit sich zu erheben. Mönche seyen Menschen die einen gewissen Stand erwählet haben, oder wie viele andere, wählen mußten; und wir sollen wünschen, sagt der liebenswürdige de Lüc, daß jeder Mensch in seinem Stande glücklich sey, sobald er nicht anderer Glück vernichtet.

Selbstverläugnung eines Christen bestehet aber nicht in einem fortdaurenden harten Leben, nicht in einer allgemeinen Entsagung von allen unschuldigen Freuden der Welt. Die Religion ist nur eine Feindinn des unerlaubten Genusses, so wie etwa die Furcht vor den unausbleiblichen Folgen eine Feindinn böser Lüste bey Thieren. Einer Katze, die ich oft in einer redlichen Familie, nach altem Schrot und Korn, in der Schweitz auf dem Tische zwischen den Schüsseln

herdurch spatzieren sah, indem die gute Familie aß, erweckte der herrlichste Kohl, und der schönste Braten, blos eine kleine Bewegung in der Schnauze; sie näherte sich dem lieblichen Geruche dann empfindsam, doch sehr bescheiden. Aber rein blieb ihr Mund, und ihre Pfote that keinen Griff nach der Schüssel. Diese Katze widerstand ihren Lüsten, mit weniger Anfechtung als Sanct Antonius, blos aus Furcht vor den unausbleiblichen Folgen.

Mich hat es oft gelüstet ein Mönch zu werden, wenn ich mich ärgerte über eine Welt, die doch allenthalben den Speichel vornehmer Dummheit leckt; wenn ich sah, wie leidendes Verdienst sich doch allenthalben beugen muß unter übermüthiger Amtsmacht; oder wenn ich an alle Widerwärtigkeiten des Lebens dachte, und an die finstern Pfade auf den Wegen der Fürsehung; oder wenn ich mich nicht länger wollte umnebeln lassen durch alles was ihr wähnet und schnacket. Aber dann dachte ich, bey allen schönen Scenen, die meine stille Celle und mein

kleines

kleines Gärtchen mir hoffen machten, an Klosterregel und Klosterzwang, und an die Unmenschen im Kloster denen ich den Rock hätte küssen müssen, und so vergieng mir augenblicklich meine Thorheit.

Seelenruhe giebt es aber doch auch im Kloster; denn du bist kein Menschenkenner und kein Welterfahrner, wenn du glaubst, Glückseligkeit finde sich in etwas anderm, als in der Veränderung deiner Neigungen und deiner Leidenschaften. Wie Furien setzen sie dir nach, du magst auch ziehen wohin du willst. Aber Geist, Licht, Cultur, und Leben nimmt jede schöne Seele mit, in jede öde Gegend, wenn sie auch glaubt, sie ziehe in ihr Grab. Klösterliche Todtenstille besänftigt und beruhigt allmählig jedes schöne Herz, das von dem ekelhaften Weltgewirre abgesondert und mit dem Haushalt der Leidenschaften bekannt, die Welt nicht hasset, aber sich dieselbe nur mit Gleichgültigkeit erinnert; und nun entfernt von Gütern und Vor-

theilen die mehr Schein als Wahrheit haben, geschäftig und gelassen, ohne Anspruch und ohne Gram durch das Leben hingleitet.

Einigen Klöstern wünsche ich darum, aus Liebe zur Einsamkeit und aus Ehrerbietung für die wahren Heiligen der Römischen Kirche, in jedem catholischen Lande eine ewige Dauer. Es ist doch immer eine wohlthätige Kunst, und ein wahres Verdienst im Himmel, Dummheit zu ertragen, oder sie nach guten Zwecken zu leiten, wenn man kann. Wir wollen den Herren Dominikanern zugeben, daß die Stimme ihres Vincenz Ferrarius in Avignon gehöret wurde, wenn Er in Bretagne predigte; und daß Johannes Romanus Lungen hatte, deren Donner man auf Java hörte, wenn Er in die Drommete seines Evangeliums in Mexico stieß. Jede Dominikanerzunge sey ein Schwerd, und ihre Worte glühende Kohlen, wenn nur jenes nicht haut und diese nicht zünden. Die ehrwürdigen Herren Karmeliter in Bayern, mögen

sich

sich immer durch das Talent auszeichnen, wofür sie in Frankreich berüchtigt sind, und bey den Weibern und Haushälterinnen der Landedelleute, Landbeamten, Landpfarrer, und Bierbrauer, allgemein beliebt seyn, wenn sie nur nicht noch mehr Dummheit in Bayern verbreiten. Sie mögen immer glauben, der heilige Vater Benedict habe ganz laut im Mutterleibe Psalmen gesungen, wenn sie nur jeden Philosoph in München dulden, der an diese Musik nicht glaubt. Die ehrwürdigen Herren Benedictiner in Bayern, mögen immer die Damen, welche ihre Klöster besuchen, nach Standesgebühr bewirthen und beherbergen, oder auch durch Geisselstreiche und Ciliciumsstiche ihren Rücken zerfleischen, wenn nur dieß alles ihre Sitten mildert, und ihnen die Sanftheit gegen Menschen nicht benimmt, die nicht glauben den Himmel durch einen heilen Rücken zu beleidigen. Endlich werden doch die Mönche von selbst aufhören, den Protestanten die Seligkeit abzuspre-

chen (*), und die für Ketzer zu erklären, die Gott und sein Wort höher achten, als die Worte des seraphischen Vaters Franz von Assisi; als dreyfache Kronen, rothe Hüte, runde geeckte und gespitzte Kaputzen, Sandalen, Gürtel, Stricke, Bärte, Lucaszeddel, Nicolaibrodt, Aloysimehl, Wahlburgaöhl, Ignatiusbohnen, Portiunculaablaß, und das Hexenpantöffelein des ehrwürdigen Paters Fulgentius.

An-

(*) Ganz nah ist diese Epoche noch wenigstens in Bayern nicht, wenn die hierüber und sonst noch über vieles, in der berühmten Reise durch den Bayerischen Kreis enthaltene Nachrichten, ganz zuverlässig sind. Der geistvolle Verfasser dieser Reise sagt: die Controverspredigt des ehrwürdigen Paters Simplicius Haan, worinn Er behauptet, daß kein Protestant selig werden könne, sey unter der gegenwärtigen Regierung in München plenissime approbirt; und der wütende Pater Thomas Aquinas Jobst, der sich so grosse Mühe gab, die Spanische Inquisition in Bayern einzuführen, und deswegen unter dem letztverstorbenen Churfürst Maximilian seiner klösterlichen Würde entsetzt und zu einer schändlichen Landesverweisung verurtheilt ward, sey anitzt wieder Prior!

Angenehm ists immer, daß man ein Mönch werden kann, wenn man will. Erhabenheit der Gesinnungen bey irgend einem Menschen, erwecket Bewunderung. Es ist ein grosser Anblick, zu sehen wie ein Weiser mit seinem Unglücke kämpft, oder wie ein Mönch im Kloster durch Verläugnung seiner liebsten Leidenschaften, und tägliche Anstrengung seines Geistes, täglich zu neuer Kraft und neuen Siegen über sich selbst erwachet, und mit krankem Herzen Seelenruhe suchet vor dem Kreutze seines Erlösers.

Bey dem dumpfen Klang der melankolisch langsam läutenden Glocke, faltet Er heilige Hände, wie einst die Therapeuten der Morgensonne entgegen, und bittet Gott, wie sie, um einen beglückten Tag, um Wahrheit, und die Gabe vernünftig darüber zu denken. Er wirft sich in der Frühmesse nieder auf seine Knie, mit einem Geiste der Gott alles aufopfert, wenn auch das Herz nicht immer will. Nie

tritt er in seine Celle, ohne den festen Entschluß da so zu leben, damit er jeden Tag sterben dürfe. Aber auch hier, wo der Tod und die Wahrheit ihre schreckliche Fackel schwingen, auch in dieser der Welt unzugänglichen Celle aus der man in die Ewigkeit übergeht, stirbt man vielleicht noch ungern, wenn das arme Herz immer noch fernweg gezogen ist nach einer Richtung, wahrhaft wie die Magnetnadel, aber zitternd wie sie. Er folget ihm nicht. Geprüfte Weisheit hält ihn fest, auch indem Er vergebens seine Arme nach der Scheidewand des Schicksals ausstrecket, ringet, ruffet, wild und schrecklich hinsieht, und hinstaunt, durch trübe Wolken, und vor dem Auge verschwindende Hügel, in zu fernes Land. Als einst noch Hofnung glimmerte; als Er noch wähnte, dieß werde nicht geschehen, kämpfte seine Seele nicht gegen Verzweifelung; und sie kam! Nun weiß er, daß das einmal verlohrene für immer verlohren ist, und daß alles bleibt wie es itzt Gott geschicket hat, bis ins Grab. Das giebt eiser-

nen

nen Muth, hebt den Geist, und heilt das Herz. Seufzer mögen sich vermählen; aber darum ist in dieser armen Seele doch Glückseligkeit möglich, denn Tugend, die sich unterwirft, ist auch Glückseligkeit. Alle Kräfte der Seele wachsen, wenn das Feuer und die Würde der Gedanken alle Gefühle hinreisset und fesselt. Nun lauschet sein Ohr nicht mehr auf das Geräusche der Welt. Nun sagt er nicht mehr, ach ich möchte auch andere Menschen reden hören, als Mönche. Nun reitzet ihn nichts mehr zu unsterblichem Kummer, auf hoher Heldenbahn. Nun lüstert ihn nach keiner Ehre, die ihn nicht im Himmel erwartet. Nun heißt er nichts Vergnügen, was nicht wohlthätig in die Ewigkeit wirket. Nun blicket er Licht in die Nacht hin. Er sieht, von fernher, wie sie kommt, die Nacht, in der die müde Seele verlassen muß ihre Hütte von Staub. Wie leicht wird ihm das, da er längst verlassen hat was er mehr liebte; da er ausgelitten hat und ausgeseufzt; da alles Harte ausgestanden ist, und überwunden. Er erwartet den Tod, fest und auf-

 recht,

recht, wie eine Eiche über der die Sonne scheint, oder die der Sturm schlägt. An seinem letzten Abend hüpfet noch sein Herz bey jeder Litaney. Noch hebt er, auf seinem harten Strohsack, die kalten sterbenden Hände zum allgemeinen Jubelgesang seiner Brüder; segnet, mit eingefallenem Antlitz und bebender Zunge, noch seine Geliebte; und stirbt.

Mönche sollen immer grosse Beyspiele geben, da sie wenigstens doch Dinge unternehmen wollen, die der Menschheit schwer fallen. Aber man weiß aus meinem siebenten Capitel, was Faulpelzen in einem Kloster einfallen kann, die ihr Brevier in die Ecke werfen, nicht gleich in den Garten laufen, Harke und Schaufel ergreiffen, und arbeiten bis sie von des Tages Last und Hitze niederfallen. Soll das Klosterleben ein sicherer Hafen seyn gegen die Sünde, so muß die Würde der Mönche sich zeigen durch ihre Thaten. Sie müssen nichts sich erlauben was ihr Ansehen schwächt, nie den Mann einer

frömmelnden Frau durch ihre Unkeuschheit entehren, niemals des Nachts verkleidete Mädchen in ihren Cellen haben, und niemals, auf ihren Reisen, in den Armen von Aufwärterinnen und Wirthstöchtern den Glanz von Heiligkeit vergessen, der ihre kahlen Köpfe umstrahlet.

Mönche überwinden ihre Geilheit, wenn sie auch in der Clausur nicht immer nach jeder schönen Heiliginn sehen, und bey der Conversation im Beichtstuhl nicht immer nur nach dem Halstuch der Sünderinn. Robert von Arbrissel, der im zwölften Jahrhundert Mönche und Nonnen der Herrschaft einer Frau unterwarf, wußte vielleicht nicht, wie nöthig es ist, daß kein müssiger Mönch auch mit keinem alten Weibe umgehe, denn bey einem alten Weibe denkt sich ein angebrannter Kopf leicht ein junges. Wegwendung der Imagination von jedem Laut, jedem Tritt, jedem Schatten von Weiblichkeit und Sinneslust, ist darum der beste Kappzaum mönchischer Unkeuschheit. Keinen jungen hitzigen Mönch, liesse ich, sogar nach dem Gemähl-

de einer schönen Mutter Gottes hinsehen (*), bevor ich sicher wäre, durch emsige Arbeit im Garten,

(*) Wenige Tage bevor ich dieses schrieb (im August 1784) besah ich in Hildesheim, im Hause des frommen Herrn Domherrn von Weichs, eine von Raphael gemahlte, oder gewiß durch eine vortrefliche Hand nach Raphael copierte Madonna. Ist diese Madonna nicht schön, fragten mich die geistlichen Herren? Die schönste, die ich in meinem Leben gesehen habe, sagte ich, denn sie hat alles was man an irgend einer Madonna schönes sehen kann, und dabey doch so schelmische Augen. Ja das kommt daher, erwiederte mir ein sehr aufgeklärter Domherr und sehr grosser Kenner solcher Augen: diese Madonna ist das Portrait von Raphaels Maitresse.

Gemählde von diesem Range findet man nun freylich wol selten in deutschen Klöstern. Aber bey jungen Mönchen zündet Alles was weiblich ist. „Am Fasnachtsabend," sagt der Verfasser der Bayerischen Briefe aus dem Noviziate, „gab uns der Magister, eine Menge „Scapuliere, und auch einige bemahlte Kupferstiche, „die wir unter einander theilen sollten. Dabey machte „ich wieder eine schöne Entdeckung. „Einer von diesen „Kupferstichen stellte die Magdalena vor, der andere die „Catharina, und beyde mit etwas vollen und halb ent„blößten Busen. Nun giengs an ein Bitten und Strei„ten, da ein halbes Dutzend unserer Brüder sich alle „mögliche Mühe gaben diese zwey Heiliginnen zu erha„schen,

Garten, und fleissiges Lesen, und Geschmack an der höchsten Geistescultur, seyen alle fleischliche Lüste aus seiner Seele verbannet, und ja nicht durch geistliche Betrachtungen, die doch selbst zuweilen zur Unreinigkeit Gelegenheit geben (*).

Mönche würden sich freylich weit besser befinden, bey einer sanften Moral die man ausüben könnte, als bey einer strengen die man nicht ausübt. Wegen der Härte seiner Regel, ist

„schen, um doch wieder einmal, wenigstens durch das „Anschauen eines gemahlten Mädchenbusens, ihre „brennende Sehnsucht zu laben.“

(*) Johann de Castanizza, ein verehrungswerther Spanischer Mystiker, hat in seinem Geistlichen Kampfe, einem der besten mystischen Bücher, ein Capitel, wie man die Fleischeslust und böse Begierden bestreiten und überwinden könne, worinn Er vorzüglich auch gegen die Vermessenheit warnt, allzuviel an alle Hülfsmittel gegen solche Versuchungen zu denken. Solchen Grundsätzen der höchsten Reinheit zufolge, sagte darum eine junge, schöne, sehr lebhafte, und äusserst keusche deutsche Dame: „das Wort Keuschheit ist mir unausstehlich; „wegen der fatalen Nebenideen, die es mir immer erreget.“

ist jener Schelm dort in der Kapuze nicht tugendhaft, so bescheiden er auch seine Augen niederschlägt. Aus Zwang floh er die Welt, und in seinen Eingeweiden wüten ihre Lüste. Wer täglich seinen Rücken peitscht, in einer dunkeln Höhle huckt und da die Welt verfluchet, ist vielleicht eben so wenig duldsam als der schwärmerische Andächtler, der euch süß und freundlich anblicket, glatte Worte giebt, und einen Dolch in der Tasche trägt. Kasteyungen sind ein Verbrechen gegen die Menschheit, und eine ärmliche Huldigung für den Himmel.

An die Besserung des innern Menschen, dachten die Mönche bey sich selbst und bey andern doch immer weniger, als an die Bereicherung ihrer Klöster. Alles was sie die Menschen lehren, zielet doch immer auf die Kunst ihnen die Köpfe zu verrücken um ihnen dadurch das Geld aus der Tasche zu locken; an Besserung des Herzens wird nicht gedacht. Vortreflich hat darum ein Wienerischer Schriftsteller in einer kleinen Abhandlung über Reliquien gesagt: alle die silbernen Figu-

Figuren von Füssen und Händen, und ausgerissenen Zähnen, die man den Bildern des Heilandes und der Jungfrau Maria anhängt, seyen doch wahrscheinlich Gott nicht so angenehm, als das Gebet dessen, der mit innigem Dankgefühle für seine Heilung und seine Errettung aus Schmerz und Leiden, vor jene Bilder sich hinwirft, und dann anstatt Perlen einem Crucifix umzuhängen, oder einem Heiligen einen Thaler an den Fuß zu binden, oder ihm vollends eine Krone auf den Kopf zu setzen, lieber wahre Christentugenden und Werke der Barmherzigkeit ausübt, und, anstatt einen Armen von seiner Thür wegzujagen, ihn kleidet, speiset und tränket.

Ein grosser Heuchler war jener catholischer Heiliger, der für die Armen Schuhe umsonst machte, wozu er das Leder stahl. Aber nicht besser waren alle die Ordensmänner die aus Habsucht und Durst nach Reichthümern, vorgaben sie entsagen der Welt, und tödten in sich ihre Lüste. Sie verlohren die vornehmsten Pflichten der klösterlichen Gemeinschaft aus den Augen,

ver-

verfaulten in Trägheit und Unwissenheit, und waren nicht mehr im Stande ihr Brevier zu lesen.

Das thierische Leben in Klöstern, war eine unmittelbare Folge der allgemeinen Hochachtung für Klöster und Mönche. Nachdem bey der grossen Völkerwanderung, die Barbaren alle Klöster in Spanien und Gallien zerstöret und die Mönche sich zerstreuet hatten, sammelte der heilige Benedict sein Häuflein auf Monte Cassino, und stiftete daselbst die noch blühende Abtey, das Stammhaus des Benedictinerordens. Er erfand eine neue Regel, und seine Mönche waren im ganzen Occidente, beynahe zwey Jahrhunderte hindurch der Gegenstand einer allgemeinen und verdienten Hochachtung. Die Benedictiner haben das meiste zur Cultur von Deutschland beygetragen, sich in den dicksten Wäldern angebaut, selbst Hand an die Arbeit geleget, Wälder umgehauen, Moräste ausgetrocknet, und sich dafür fischreiche Seen angelegt. Die Reichen gaben ihnen

ihnen dafür verdiente Geschenke, und billig half ihnen der gemeine Mann mit seinen Händen zu diesen gemeinnützigen Arbeiten. Sie theilten das Land unter allerley Zinsen aus, sie bekamen leibeigene Unterthanen, und diese wurden ihnen zum Theile geschenkt, oder sie sind ihnen von selbst zugelaufen, wenn ihre Edelleute sie zu tyrannisch drückten. Carl der grosse ertheilte ihnen wichtige Freyheiten; Flecken und Dörfer wurden angeleget. Sie haben den Deutschen zum Menschen gemacht, haben ihm den Ackerbau gelehret, haben durch ihre Gastfreyheit in dem rohen Lande Geselligkeit und Menschlichkeit befördert; ein witziger Kopf setzet hinzu: sie entwöhnten unsere Bauren vom Pferdefleisch, und lehrten sie Lateinisch beten. Aber alle diese Verdienste bereiteten allmählig den Verfall der Benedictiner. Da aus Bewunderung für ihr frommes und gemeinnütziges Leben, viele einen Theil ihres Vermögens in die Klöster gaben, erfolgte eben dadurch bey diesen Mönchen eine allgemeine Nachlässigkeit in ihren Pflichten, Habsucht, Geiz,

Trägheit, Unwissenheit, Unkeuschheit, und endlich ein völlig ruchloses Leben (*).

Basilius verfehlte seinen Zweck, indem Er zuerst die Mönche der Gesellschaft und den Städten näher brachte, oder eigentlich das Mönchsleben vereinigte mit der gemeinschaftlichen Lebensart der Christen. Von dem Werthe der Einsamkeit und des Weltlebens hatte dieser grosse Mann übrigens sehr klare Begriffe. Er sah daß diese beyden Lebensarten mit einander stritten, und von beyden fand er das Nachtheilige und Gute nicht gehörig untermischt. Das Mönchsleben schien ihm ruhiger, besser eingerichtet, und genauer mit Gott verbunden, aber ihm schien die Tugend darinn keiner Prüfung unterworfen. Das Weltleben hielt er für geschäftiger und nützlicher, aber auch für weniger frey

(*) Zur Ehre der Benedictiner will ich indessen doch auch nicht verschweigen, daß dieser Orden aus seinem Schooße der Welt vier und zwanzig Päbste, zweyhundert Cardinäle, siebentausend Ertzbischöfe, funfzehntausend Bischöfe, viertausend Heilige, und gegen dreytausend Märtyrer geliefert hat.

frey von Getümmel und Unruhe. Also versöhnte und vermischte er beyde Lebensarten mit einander, indem er zwar Wohnungen errichtete für geistliche Uebungen und für Einsame, ohne sie doch weit zu entfernen von dem gesellschaftlichen Leben. Er sonderte sie nicht, wie durch eine dazwischen gezogene Mauer, sondern stiftete unter ihnen, ganz in der Nähe, Vereinigung und Trennung; denn er wollte nicht, daß das Mönchsleben ohne Gemeinschaft sey, noch das Weltleben ohne Beschaulichkeit. Die Absicht dieses grossen Kirchenvaters war gut, aber indem er die Mönche den Menschen näher brachte, gab er auch jenen mehr Einfluß auf diese, und der Erfolg war schrecklich.

Nicht nach den Grundsätzen des Basilius, aber mit dem nemlichen übeln Erfolge, wurden der heilige Dominik und der heilige Franz von Assisi, Stifter ihrer zwey berühmten Bettelorden, die sich nachher in unzähliche Zweige vertheilten, und alle sehr gesellig wurden. Dominik und Franz sind die eigentlichen Stifter aller Bettel-

mönche, dieser grossen Umstürzer der Religion, und Verwirrer aller gesunden Menschenvernunft.

Franciskaner und Kapuziner stellten ihren halbklugen Vater Franz dem Weltheilande völlig an die Seite. Portiunculaablaß und Verdienst Christi, waren für sie einerley. Ein Kapuziner sagte in einer Predigt: Gott der Vater irre sich zuweilen in der Person seiner zwey Söhne, Christus und Franz; denn beyde sehen sich ähnlich, und beyde seyen sich im Range gleich. Die heiligen zwölf Apostel seyen nur Bediente des heiligen Franz. Zum ewigen Leben komme man nie ohne Portiunculaablaß; und da der heilige Franz der rechte Arm Gottes sey, so würde auch Gott jedem Menschen, der ohne Portiunculaablaß selig werden wollte, die Himmelsthür zuriegeln.

Solche Vorstellungen machten die Bettelmönche allenthalben den Menschen. Allenthalben verdarben sie zuerst den Verstand von jedem, der sich ihrer geistlichen Führung überließ. Sie bedeckten

deckten wie Heuschrecken die Erde, und verzehrten den zum Unterhalt des emsigen Bürgers und Landmanns bestimmten Vorrath. Ihren Bußstand und ihre geistliche Ruhe, wußten sie mit Umherlaufen durch weltliche Häuser, und vertrautem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte zu paaren. Ueberall das gemeine Volk durch Aberglauben, Andächteleyen, Ränke, Geschwätz, Heurathsstiftungen, Einflisterungen und Fuchsschwänzereyen jeder Art zu bethören, war das ganze heilige Geheimniß der Söhne des seraphischen Vaters Franz.

Sanct Obereit, der Weltüberwinder, sagt in seiner neuen Reformation der Kirche: wenn der Ehestand ein so vorzügliches Gut im Reiche Gottes wäre wie es im Reiche der Welt seyn möge, so hätte sich Jesus Christus gewiß auch verheurathet! Dieß ist also wol die Ursache, warum Sanct Obereits Liebling und Herzensfreund, der unsinnige Franz von Assisi, nicht verheurathet war, und lieber um seine wilden

Lüste zu dämpfen, sich dafür des Winters im Schnee wälzte. Natürlicher Weise ward dadurch das Uebel ärger. Also nahm der seraphische Vater Franz ein Messer, und schritt zur Radikalcur.

Sanct Franzens fette und saftvolle Söhne, in runden und gespitzten Kaputzen, bedienten sich gegen die nemlichen fleischlichen Anfechtungen, einer ganz verschiedenen Curart, zumal in den Oesterreichischen Staaten. Von Amtswegen mußten sie sich in allen Häusern einnisten; und also machten sie wo sie konnten, die Frau zur Heiliginn, und den Mann zum Hahnrey. Der Erfolg war schlimmer als man glaubt. Die daher entstandene Menschenart, wich zwar im Kriege nicht vor dem Feinde, aber sie verengte Alles im Staate durch den angeerbten Aberglauben, verketzerte jeden gesunden Grundsatz, verbannte jeden Lichtstrahl von Toleranz, und durfte sogar dem Kaiser Joseph vorschwatzen, Preßfreyheit sey eine Pest im Lande.

Catholische Schriftsteller sagen: nichts sey so niederträchtig, wozu sich die Bettelmönche in den Häusern der Vornehmen nicht gebrauchen liessen, um die Gewogenheit der gnädigen Herrschaften samt und sonders beyzubehalten. Um eine gute Tafel nicht zu entbehren, treten sie da als Spaaßmacher und Lustigmacher auf, und erzählen Histörchen, die jeder nur mittelmässig gutdenkende Weltmann zu erzählen sich schämet. Sie verläumden, um sich in ihren Posten zu behaupten, jeden Mann von Verstand, aus Furcht, er wachse ihnen über den Kopf. Durch Bediente, oder alle Arten von schlechten Leuten die in alle Häuser kommen, erwerben sie sich diejenige Kenntniß jedes Hauses, die für solche schlechte Köpfe allein einen Werth hat. Das niedrigste Verhalten im alltäglichen Leben, war immer ihre einzige und höchste Weisheit.

Sie belogen in Städten und auf dem Lande das Volk durch falsche Erzählungen, und erdichtete Mirakel. Den gemeinen Mann

beraubten sie zugleich seiner Vernunft und seines Geldes. Sie schacherten mit Messen, Sacramenten, und Reliquien, unterschoben Ablässe und wunderthätige Bilder, und erpreßten durch diese Marktschreyerey von dem gemeinen Manne das zu seinem Unterhalte nöthige Geld. Wo man eine Reliquie aufbehält, sagten sie, da schlägt der Donner nicht ein, da macht keine schwangere Frau eine Fehlgeburt, und da kommt keine mit Schmerzen in Wochen. Reliquien öffnen in Gefängnissen Riegel und Schlösser, entdecken verborgene Schätze, verjagen den Teufel überall. Jeden der eine Reliquie rechtmässig, das ist, von Mönchen gekauft hat, der sie immer bey sich trägt und vorschriftmässig küßt, sichert sie vor zeitlichem und ewigem Uebel. Er kann sündigen nach Lust und Belieben, wenn er nur in seinen drey letzten Lebenstagen, wovon ihm immer eine Erscheinung zu rechter Zeit Nachricht geben wird, Busse thut.

Hexenglauben und alle Grillen von Hexerey, setzten Franziskaner und Kapuziner, wie uns deutsche catholische Schriftsteller von der ersten Classe versichern, dem gemeinen Manne in den Kopf. Bey jeder Gelegenheit bestärkten sie diesen in seiner albernen Meinung; bezeichneten ihm dann alle seine Thüren im Hause und im Stall, mit allerley Charakteren; gaben ihm geschriebene, gedruckte, in Kupfer gestochene Amuletten; versicherten daß kein anderer Geistlicher oder Ordensmann, das Geheimniß besitze, alle Anfechtungen des Teufels und böser Leute so kräftig abzuwenden, als die Kinder des heiligen Franz. So giengen dann diese geistlichen Marktschreyer aus den Häusern der Belogenen und Betrogenen, mit reichlichem Allmosen versehen, wieder fort; und das Geld für die Messen, die zu gänzlicher Abwendung des Uebels in ihrem Convent mußten gelesen werden, ward nachgeschickt. Der arme Landmann entzog sich oft den Unterhalt von einigen Tagen, damit er eine Plage vertreibe, die ihm nirgends

gends drohte als in seiner Einbildung, und von deren wesentlichen Gegenwart ihm niemand Versicherung gab, als sein lügenhafter geistlicher Arzt (*).

So

(*) Ein Wienerischer Schriftsteller, und ein Mann von grossem Wahrheitssinn und philosophischer Denkart, sagt: „Lucaszeddel, Reliquien, und dergleichen „Zeug, riethen die Bettelmönche zumal in der Erndtezeit, dem ohnehin aberglaübischen und von Ge„spenstern, Teufeln, Hexenschüssen, und tausend „bey Nacht herumschwärmenden Legionen böser Gei„ster, ganz verrückten Landleuten. Sie gaben vor, „dieß seyen die einzigen Mittel, den Kobold aus der „Scheune und dem Keller, das weisse Männchen vom „Acker, die feurige Kugel, die Hexen und Alraunen „vom Leibe zu jagen, Feuer und Wassersnoth auszu„weichen, und vorzüglich dem fürchterlichen Hexen„tanz zu entgehen, der schon so manchen Bauer mit „sich in die Luft führte. Sie sagten, Breven, „Amulette, Anastasienköpfe, Skapuliere, und Lucas„zeddel, bewahren vor Miswachs, und jede Familie, „die sie im Hause habe, vor der Verdammung; und „durch alle diese Lügen, beraubten sie selbst das arme „Landvolk aller seiner Victualien, aller seiner Feld„früchte, seines Korns und seines Mosts.“

So ward Aberglauben und Dummheit, überall unter dem christcatholischen Volke verbreitet, und so wurden die Suppen der Franciskaner und Kapuziner fett. Mit einem Lucaszeddel, konnte jeder sündigen, wo, wie, und so viel er wollte. Mit der Reliquie irgend eines Heiligen, mit einem Stückgen Holz von der Bettsponde der lieben Mutter Gottes (*), mit den heiligen drey Nägeln, konnte jeder sicher seyn vor allen Versuchungen des Teufels, er konnte allem Unheil trotzen, und vollkommenen Ablaß von allen Sünden haben auf zwanzig Jahre und vierzig Tage.

So gewonn Unsittlichkeit allenthalben einen breiten und festen Fuß. Unablässig ward die

(*) In der berühmten Reise durch den Bayerischen Kreis, wird versichert, daß noch in diesem Jahre 1784 in dem Bayerischen Kloster Andechs, Knochen von beynahe einer halben Million Heiligen zu haben seyen; und zumal eine ganz vortrefliche Reliquie, Milchtropfen aus der Brust der lieben Mutter Gottes.

Kraft der Breven, der Amulette, der Anastasienköpfe, der Skapuliere, der Lucaszeddel, und aller heiligen Alfanzereyen dieser Art, dem Bürger und dem Landmann vorgepredigt. Geistlicher Wucher ward unablässig damit getrieben; und in dem festen Glauben an alle diese untrüglichen Verwahrungsmittel gegen alles zeitliche und ewige Unheil, ward immer tapfer drauflosgesündigt.

Gesetze, und die besten Absichten der Regenten, wurden durch den Einfluß und die Ränke der Mönche und der übrigen hochwürdigen Geistlichkeit eben so zu allen Zeiten vereitelt, wie wir es leider eben anitzt noch in Deutschland sehen. Carl der grosse hielt schon die Unwissenheit der Geistlichkeit für die Hauptquelle des Aberglaubens, und suchte sie zu vertilgen. Aber die Päpste fühlten wie sehr sie durch die Dummheit der Völker gewonnen, darum waren sie immer die Ertzfeinde und Erbfeinde aller Aufklärung, und was die Päbste wollten das

geneh-

genehmigten am Ende doch immer auch die bestgesinnten Regenten. Unter der ganzen furchtbaren Armee des Clerus, war niemand so brauchbar für die Päbste wie die Bettelmönche. Niemand konnte besser als sie Unruhen unter dem Volke erregen und stillen; niemand kam so weit und breit herum; niemand fand bey dem Pöbel solchen Beyfall; niemand war mit Leib und Seele, und aller nöthigen Blutgier und Wuth, den Päbsten so sehr ergeben. Mit Colonien von diesen und allen andern Gattungen von Mönchen bevölkerten darum die Päbste alle Weltgegenden. Aus den Klöstern nahmen sie sodann die niedrigsten und wildesten Idioten weg, und setzten sie der Kirche zu Bischöfen; gleichwie sie dann auf alle Fälle auch wieder versichert waren, Heere von Mönchen gegen die Bischöfe aufbringen zu können. So erwarben sich die Päbste eine allgemeine Herrschaft über die Denkart der Völker; so erhielten sie das Reich der Finsterniß in der menschlichen Seele; so entrissen sie allen christcatholischen Völkern alle Hülfsmittel zum

gesun-

gesunden Denken; und so wurden diese, wie Herr von Sonnenfels vortreflich in seinen Anmerkungen über die Ankunft Pabst Pius des sechsten in Wien sagt, durch Unwissenheit vorbereitet, die Aussprüche Roms, von welcher Art sie seyn konnten, als göttliche Aussprüche zu verehren, und gegen jedermann zu vollziehen.

Der scharfsinnige Verfasser einer Wienerischen sehr guten Schrift vom Klostergeiste, hat sehr wohl eingesehen, daß man zwar den Mönchen die Erhaltung der alten Schriftsteller schuldig ist, aber daß sie deswegen doch selbst von jeher die größten Feinde und eifrigsten Widersächer aller Aufklärung waren. Eben aus der Unwissenheit der Fürsten, des Adels, der Weltgeistlichen, und des Volkes, zogen sie ihre größten Vortheile; darum sträubten sie sich gegen die heilsamsten Anstalten zum Besten der geistlichen Wissenschaften, und widersetzten sich der Ausbreitung aller Kenntnisse bey dem unlateini-

schen

schen Bürger. Alle Mönche verschryen, bey dem dummen frömmelnden Haufen, alle guten Köpfe als verwegene Freygeister. Sie waren die einzigen Erzieher, und erfüllten also gleich bey dem ersten Unterricht, die besten Köpfe mit Aberglauben und Irthum, bildeten sich dieselben zu künftigen mächtigen Anhängern, und verstrickten sie in ihr Netz als ewige Candidaten der Dummheit. Durch die im sechszehnten Jahrhundert entstandene Gesellschaft der Jesuiten wurden zwer die Mönche bey den Grossen verdrängt; der Stolz der Bettelmönche zumal verlohr sich in etwas, als die Jesuiten sie von der Gewissensregierung der Könige und Fürsten, und von allen Staatsgeschäften ausschlossen. Aber zur Wiedervergeltung bemeisterten sich die Bettelmönche der Bürger und der Bauren, und so verrückten diese heiligen Männer samt und sonders, Regierern und Regierten das Hirn.

Skla-

Sklaven der Mönche waren immer Rebellen gegen die Vernunft und den Staat. Sie hatten keinen andern Glauben als Mönchsglauben, und keine andere Begriffe von Lebenspflichten als die Mönche selbst. Mönche waren von jeher zum Unterrichte und zur Erziehung der Jugend ganz untauglich. Catholische Schriftsteller klagen, der Staat könne die Winkelschulen der Klosterleute nie recht übersehen, noch die Lieblingssätze der Klosterlehrer ganz ausmerzen, zumal da man sich in gewissen Orden zu gewissen Sätzen mit einem Eide verbindet, und solche die anderswo Philosophie, Kirchenrecht, und Theologie studirt haben, da wieder von neuem zu studiren zwingt.

Die Erziehung der ganzen Bayerischen Nation übergab man zwar vor ganz kurzer Zeit wieder den Mönchen. Weltliche und weltgeistliche Professoren verlohren ihre Aemter; und nun ist, nach einer vielversprechenden Morgenröthe, das Licht des Jahrhunderts für

Bay-

Bayern, wieder ganz in den Händen lichtscheuer Mönche (*).

Man

(*) Ein grosser und scharfsinniger Menschenbeobachter, und Verfasser vier sehr berühmter Bücher, wie man sagt, des zweiten, dritten und vierten Theiles der Briefe über das Mönchswesen, der Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland, Faustins, und der eben in Zürich herausgekommenen Reise durch den Bayerischen Kreis, erkläret diese merkwürdige Erscheinung so: „Die Bayerischen Prälaten, sagt „Er, geben jährlich vierzig tausend Gulden zum Unterhalte ihrer lehrenden Mönche, und weil dadurch „der Landesherr jährlich vierzig tausend Gulden erspart, übergab man ihnen die Nationalerziehung."

Diesem allerdings wichtigen Grunde, fügt dieser so ausgezeichnet geistreiche Verfasser, in einer andern Stelle seiner Reise durch den Bayerischen Kreis, eine Anecdote bey, die, wenn sie wahr ist, denjenigen sehr einleuchten wird, welche sich um das pourquoi und comment in der Geschichte der Menschen, der Höfe, und der Welt bekümmern. „Der Prälat des „reichen Benedictinerklosters Prifling, sagt Er, ist „der Chef aller Bayerischen Benedictiner, denen er „durch seine intime Freundschaft mit einer mächtigen „Baronesse, wichtige Dienste leistet. Er lebt meistentheils in München, um die Angelegenheiten seines

„Ordens

Man verzeihe es mir, daß ich ein kleines Vorurtheil gegen Mönchserziehung habe. Wie können Mönche irgend einem Menschen eine gute Erziehung geben, da sie selbst so übel erzogen sind, und da nichts in der ganzen Welt auch nur an die Roheit grenzet, mit welcher die Bayerischen Herren Benedictiner, also doch unstreitig die gelehrtesten unter allen Bayerischen Mönchen, die Zöglinge ihres Ordens bilden. Wenn man die Sündenbekenntnisse liest, welche die Novitzenbrüder dort, in Kaiser Josephs Zeitalter, ihrem geistlichen Zuchtmeister ablegen müssen, und wie sie dann dieser heilige Mann dafür abkanzelt, so vergißt man wahrlich, daß

man

„Ordens desto fertiger, und nachdrücklicher, besorgen „zu können. Ihm haben es die Bayerischen Mönche „hauptsächlich zu danken, daß sie das Schulwesen in „ihre Hände bekommen haben. Er ist ein sechs Fuß „hoher, ausserordentlich robuster Mann, frohen Muths, „mit kühn umherschauendem Adlerblick, ein munterer „Gesellschafter; kurz, ein Hercules — im Kloster„habit.“

man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebt (*).

(*) In den Briefen aus dem Noviziate (die um das Jahr 1780 in Bayern geschrieben sind) wird erzählet, daß ein Bayerischer Novitzenmeister in den Benedictinerklöstern seiner Provinz den allgemeinen Ruhm hatte, Er sey der ausgesuchteste und fähigste unter der ganzen Congregation des heiligen Benedicts, um vollkommene Religiosen zu bilden. Allgemein hielt man ihn für ganz Geist, ganz ächte Tugend, auch für sehr gutmüthig, und vorzüglich für einen grossen Kenner des menschlichen Herzens.

Jene Sündenbekenntnisse abzuhören, trat dieser vortresliche Mann, in einem Bayerischen Benedictiner Kloster, um acht Uhr frühe, ins Museum. Die heftig zugeschlagene Thür, der wüthige Gang, die gerunzelte Stirn, verkündigten zwar keinen Engel des Friedens. Er, der Novitzenprälat, stieg hochmüthig auf die Kanzel; und zugleich warfen sich die Novitzenbrüder vor ihm auf die Knie, setzten ihre Kaputzen auf, und legten sich sodann, der Länge nach, auf die Erde.

Der Novitzenmeister ließ sie liegen, und hielt nun mit ihnen nachfolgende Catechisation.

Novitzenmeister. „Hier liegen die Knechte! Das „ist erschrecklich, wie es dieses Jahr hergeht. Es ist „ganz zum Davonlaufen. So hab ichs meine Tage „nicht gesehen. Das wären Novitzen. Ja! daß Gott „erbarme! ich weiß gar nicht mehr was dieses Jahr „die Klöster gethan haben. Dergleichen habe ich noch „nie gehabt. Sie müssen blind gewesen seyn; das ist „ja eine Waare, als wenn man den Galgen abge„räumt hätte. Na: was sagt ihr?“

Alle Novitzenbrüder. „Unsere Verbrechen!“

Novitzenmeister. „Steht auf.“

Erster Novitzenbruder. „Ich bekenne und gestehe „dem allmächtigen Gott, der allseligen Jungfrau „Maria, dem allerheiligsten Vater Benedict, und „ihnen, Hochwürdiger Herr Magister, daß ich ge„stern während des Mittagessens nicht gut vorlas.“

Novitzenmeister. „Habt ihr ihn gehört gestern? „Das war ein Gelehrter! Und was das für ein Le„sen war! Wenn ich nur nicht mehr zu Tische ge„hen müßte; denn ich kann ohnehin nicht ruhig essen. „Der Spritzer verdirbt mir meinen ganzen Appetit. „Und wenn ich corrigiere, nein, das nützt alles „nichts; er liest fort, und würdigt mich nicht ein„mal mich anzusehen. Aber warte nur, Bürschgen, „ich will dir deinen Kamm noch schon stutzen, du „sollst mir noch anders werden. Hodie ad mensam „bibet Aquam. — Zweyter Bruder, was sagt „Er?“

Zweiter Novitzenbruder. „Ich bekenne und geste„he mein Verbrechen — daß ich heute in der Mette „den unrechten Vers hersagte.“

Novitzenmeister. „Weiß Er was; mit ihm wirds „bald ein Ende nehmen; für was ist er denn ins „Kloster gegangen? Er ist ein miserabler Musikant; „vom Studieren nichts zu sagen, da ist er ein Esel „dergleichen die Erde nicht trägt. Er ist nirgends„hin zu gebrauchen; ein lauterer Stockfisch! Ich ra„the ihms, gehe er bevor er mit Schand und Spott „verjagt wird; geh er, ich rathe ihms. Giebt er mir „nicht besser acht, und macht er mir noch einmal „Confusion in der Mette, so lasse ich ihn einsperren „bey Wasser und Brodt, und dann jag ich ihn zum „Teufel. Ad mensam sedebit humi. — Dritter Bru„der, was sagt Er?“

Dritter Novitzenbruder. „Ich bekenne und gestehe „mein Verbrechen — daß ich heute im Museo die „Thür etwas laut zugemacht habe.“

Novitzenmeister. „Er ist halt noch der alte Schlif„fel, der er in der Welt gewesen ist. Keine Mo„destie um keinen Kreutzer. Zum Fressen und Sau„fen ist er charmant zu gebrauchen, aber sonst nir„gends zu Hause. Er geht ja immer herum und „schlägt die Thüre auf- und zu, wie ein besoffener „Bauer, der aus dem Wirthshause geht. Ich glau„be, er habe die Novitzenthüre für eine Mertzenkeller „Thür angesehen. Ich rathe ihm besser acht zu ge-

„ben, sonst werde ich ihm eine andere Zeche machen. „Hodie abstineat ab haustu vespertino. — Vierter „Bruder, was sagt Er?“

Vierter Novitzenbruder. „Ich bekenne und gestehe „mein Verbrechen — daß ich mit der Lichtputze an „den Leuchter stieß!“

Novitzenmeister. „Warum? Er antworte.

Vierter Novitzenbruder. „Weil — weil —

Novitzenmeister. „Weil weil — weil Er ein „Lümmel ist. So mistfaul, daß er schon von wei„tem stinkt. Aber wart, ich will dich gewiß noch „stupfen, daß du gehen lernst. Ich möchte nur „wissen, wie sich der Lümmel getraut, mit gutem „Gewissen in ein Kloster zu gehen, welches doch ewig „mit ihm betrogen ist. Aber da will ich schon hel„fen; es wird so lange nicht mehr dauren; ich könn„te es in Ewigkeit nicht verantworten, wenn ich „einen solchen Kerl zum Professe liesse. Hast du „mich verstanden, Knopf! Ad mensam sedebit hu„mi. — Nun, was wollen denn diese Knechte „noch? — Geht, geht, macht mir keine neue Galle. „Ist denn das nicht zum Crepiren? Immer die glei„chen Stöcke, und immer die alten Fehler. Aber „ich sag euchs: Ultimato jam vos paterne adhortor, „ut tandem veteri Adamo expulso, novum induatis „hominem!“

Mit

Mit allem möglichen und gebührenden Respect für den Pfaffenwinkel (*) in Bayern, möchte ich doch Thränen über die Bayerische Jugend vergiessen, die itzt durch Männer erzogen werden soll, welche in solchen Zuchthäusern gebildet sind; und am meisten über die armen Zöglinge in diesen Zuchthäusern selbst, die sich beugen müssen unter dieses bleyerne Joch, die ihre Tage hinbringen müssen unter der Stachelpeitsche solcher Dummheit, die niemals weder die Vortheile der mässigsten Freyheit geniessen, noch die Seligkeit der Freundschaft, noch der Einsamkeit grenzenlose Vergnügungen.

(*) Pfaffenwinkel nennt man in der Bayerischen Sprache den südlichen Theil des Gouvernements von München, in welchem man vierzehn Tage herumreisen, und alle Mittage und Abende auf einer andern Prälatur oder Abtey speisen und schlafen kann.

Nicht ganz, oder wenigstens nicht allenthalben verdienen also die Benedictiner das Lob, das ihnen unsere protestantischen Stubengelehrten so oft und so reichlich geben. Ob sie gleich in Deutschland keine Wälder mehr ausstocken, keine wüsten Felder mehr anbauen, keine Heiden urbar machen, so sagt man doch überall, daß die Benedictiner mehr gelehrte Leute unter ihren Mitgliedern zählen, als sonst kein anderer Orden. Dieß ist zumal von den Französischen Benedictinern sehr wahr; und was den Fleiß in historischem Graben und Grübeln betrift, auch von vielen Deutschen dieses Ordens. Aber Erudition ist nicht Aufklärung, Professoren der Geschichtskunde sind deswegen noch nicht Geschichtschreiber, und äusserst pedantisch genaue Geschichtschreiber sind oft sehr erbärmliche Menschenkenner, und noch erbärmlichere Philosophen. Alle alte Chroniken kann man auswendig wissen, alle Genealogien kann man an den Fingern herzählen, alle Siegel der alten Zeit und alle Pettschafte kann man kennen,

nen, und dadurch manches erläutern das man bey der Geschichte braucht; und doch ist und bleibt ein deutscher Pettschaftsgelehrter noch immer ein erbärmlich kleines Licht, in Vergleichung mit einem Robertson, oder Gibbon, oder Leisewitz.

Mönche von allen Farben mögen in Bayern beym freundschaftlichen Schmause zuweilen selbst ohne Scheu über die religiösen Schwänke lachen, die sie in den Morgenstunden dem getäuschten Volke vorpredigen. Dieß hellet doch die tiefe Nacht der Barbarey nicht auf, welche durch Mönchserziehung und Mönchsgrundsätze nun wieder über Bayern kommen muß; und darum kann man ohne Schauer an dieß alles nicht denken, wenn man auch zugiebt, daß wenigstens die vornehmsten und gelehrtesten Mönche, die Benedictiner, doch nie so gleißnerisch, nie so zanksüchtig, nie so herrschsüchtig waren, wie die Jesuiten; und niemals solche

abentheuerliche Schwärmer wie die Kapuziner (*).

Wel-

(*) Einige kleine Züge von Schwärmerey, wird man doch ab und zu, auch in solchen Klöstern der Herren Benedictiner gewahr, wo man sie nicht vermuthet. Das Benedictinerkloster Oberalteich, hat einen solchen Ruf von Gelehrsamkeit, daß die Bayern sogar in ihrer Kraftsprache sagen, zu Sanct Emmeran und Oberalteich wachsen die Professoren auf dem Mist. Natürlicher Weise ist es auch daher gekommen, daß die bey Luthers Reformation in der Stadt Straubingen schon eingeführte Lutherische Lehre, durch die Mönche aus Oberalteich wieder glücklich verjagt ward. Das Andenken dieses grossen Sieges, wird noch bis auf diesen Tag in der Kirche des gelehrten Klosters Oberalteich, auf folgende Art erhalten. Die ganze Decke der obern Gallerie ist mit Vorstellungen von Siegen der Mönche über die Ketzer bemahlt. Die Ketzer sind als Wölfe und Hunde mit Menschenköpfen vorgestellet; und damit man wisse, daß es Ketzer sind, tragen sie alle dicke Halskragen, wie die protestantischen Geistlichen in Oberdeutschland. In der hintersten Kapelle sieht man von allen diesen Gemählden dasjenige, dessen Erfindung diesen gelehrten Mönchen die meiste Ehre macht, und ihren Sieg über Luther in der Stadt Straubingen, ohne Widerrede

Welche Seelsorger und Volkserzieher die Herren in Kaputzen sind, sah man auch bald, als die Bischöfe schon frühe sich schämten öffentlich mit dem Volke zu reden, und glaubten, dieß sey eine Sache der Bettelmönche. So predigten dann diese was sie predigen konnten, nemlich nichts als Aberglauben und Dummheit. Durch unmenschliche Begriffe, welche sie auf ihren Kanzeln dem Volke von andern Religionsverwandten beybrachten, haben sie die verderbliche Macht liebloser Vorurtheile fürchterlich verstärket, und jeden Streit, bey dem die Religion mit ins Spiel gezogen werden konnte, ungewöhnlich verbittert. Wer, als sie

 und

derrede verewigt. Der Hintergrund stellt sehr kennbar die Stadt Straubingen vor. Im Vorgrunde stehen einige Benedictinermönche mit Weihwasserwedeln, die dieses heilige Wasser sehr eifrig in die Luft sprengen. In der Luft reitet Doctor Luther im Gallop auf einem Schweine davon, hält unter dem Arm die Bibel, in einer Hand ein volles Glas, und in der andern eine Bratwurst.

und ihres gleichen, kann auch dem einfältigen Landmann beybringen, es sey schlechterdings unmöglich, daß der Acker eines Lutheraners gedeye, oder daß es Ketzern wohlgehe? (*)

Abschaffung der Bettelmönche, wäre also doch immer in jedem catholischen Lande, der erste Schritt zur Aufklärung des Bürgers und des gemeinen Mannes. Eine gewisse Summe von Dummheit, ist zwar überall in der Welt mehr

(*) Als der Doctor Moore, aus dem Canton Bern über die Grenze nach Frankreich gieng, sah er eine Bude in der man hölzerne Schuhe verkaufte. Er begab sich auch hinein, und kam ins Gespräch mit einem Französischen Bauer, der eben ein paar hölzerne Schuhe für seine Frau gekauft hatte. Dieser Franzose sagte: les Bernois sont bien à leur aise, Monsieur, pendant que nous autres François vivons très durement, et cependant les Bernois sont des Heretiques. Ein altes Weib, die in einer Ecke sitzend in ihrem Gebetbuche las, setzte hinzu, voilà (indem sie ihre Brille abnahm, und ihren Rosenkranz auf das Buch legte) voilà ce que je trouve incomprehensible.

mehr und weniger im Umlaufe; und wären auch, was ich gar nicht läugnen will, die dümmsten Völker überhaupt die glücklichsten, so habe ich doch wie mir deucht, genug erwiesen, daß wenigstens Mönchsdummheit Völker nicht glücklich macht.

Ueberhaupt scheinen die meisten Orden, und die meisten Klöster, keiner Verbesserung fähig. Jede Epoche klösterlicher Vollkommenheit war immer kurz. Ohne ein ganz neues Erziehungssystem, das den alten Klostergeist aus allen Klöstern austriebe, ist und bleibet der Mönchsstand, wenn man sich nicht innerlich dazu berufen fühlet, eine schändliche Sklaverey. Schon jede junge und einer edlen Bildung fähige Seele muß mit Ekel sehen, daß keine Erziehung in der Welt schlechter ist als Klostererziehung. Mit unsterblicher Kraft zeigt dieß ein Wienerischer Schriftsteller in seiner vortreflichen Schrift vom Klostergeiste, und seine Worte haben gedeyt. Dem armen Jüngling im Novi-

ziate,

ziate, sagt Er, fülle man gleich anfangs den Kopf, anstatt des wahren und Eigenthümlichen der evangelischen Vollkommenheit, mit leeren Ceremonien, prächtigen Kleinigkeiten, ungeprüften Wunderwerken, Lebensbeschreibungen nach ihrer Art frommer Männer, Legenden und Asceten. Alles Selbstdenken werde ihm verboten. Man leite ihn auf tausend irrige Begriffe, und die Unterwerfung des sich dawider sträubenden Verstandes fodere man von ihm als ein Opfer des blindesten Gehorsams. Man erhitze seine Einbildungskraft durch düstere und schwermüthige Faseleyen. Allen Freuden des Lebens, und den unschuldigsten Vergnügungen, schliesse man so lange den Zugang in seine Seele, bis sein Verstand eine Wüste ist, und der Novitze ein Schwärmer. Er geißle sich zwar, aber diese Geißlungen, diese rauhen Kleider, diese borstigen Nachtlager, werden ihm ein Bedürfniß. Ohne Unlust könne er in der Folge sie kaum entbehren; denn ein gesunder und saftvoller Novitze werde dadurch zu fleischlichen Lüsten gereitzet,

so wie auch die Fastenspeisen Begierden erwecken, die man dem Teufel zuschreibt. Die Philosophie der Klöster die man ihm beybringt, sey ein barbarisches Nichts, ein Wortkram voll spitzfindiger Grübeleyen ohne allen Verstand, ein wahres Gegengift alles Nachdenkens. Dieß alles sey dann die Vorbereitung zum Schulzank und zur Zanktheologie. Solche Theologie mache die Religion verächtlich. Durch Wortspiele und seichtes Hirngewebe, verfechten die Professoren in Klöstern, die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion und die Unsterblichkeit der Seele. Mit Albernheiten erweisen sie die Eigenschaften Gottes, den Ursprung des Bösen, die Bestimmung und die Pflichten des Menschen. Sie sagen daß man die Ehre Gottes nur durch angehäufte Kirchenschätze und in den Kirchen ausgehängte Ziehrathen befördere. Sie stärken alle ihre Gegner durch ihre Schwäche. Sie verwerfen auch die besten Beweise zur Festsetzung der nothwendigsten Religionswahrheiten, sobald sie von einem Ketzer herrühren, und nicht von einem Ordensbruder.

bruder. Mit grossem Eifer untersuchen diese Idioten, wie Gott das wisse was Er weiß, und sie nicht. Ihre Moral sey von aller Menschenkenntniß leer, eine blosse Casuistik, die alles durch Autoritäten entscheidet. Solches Zeug verkaufe man in Klöstern für Seelenarzney, aber keiner dieser Aerzte denke auf Mittel die mit der Natur der Seele übereinstimmen, und den Menschen auf den Pfad der Tugend und der Rechtschaffenheit leiten. Sie kennen keine andere sittliche Vollkommenheit, als den Geruch der Heiligkeit den man durch Nachtwachen erlange, durch Pein und Harm, Entzückungen und Erscheinungen, und jede Krankheit der Phantasie. Nun von solchen Dummköpfen werden alle Menschen verdammt, die anders denken, als sie; die Ketzer mit Jubel und Freudengeschrey, die Catholiken mit Thränen. Die heilige Schrift gebrauchen sie nur als Spielwerk und Tändelzeug, um fanatischen Gebräuchen und neuerfundenen Andachten ein göttliches Ansehen aus derselben zu erzwingen. In ihren Predigten

auége-

ausgegossenen Schimpf, und ausgegurgelte Schande, halten sie für den Geist des Herrn, für brennenden heiligen Eifer. Alle Rednerey der Klosterprediger sey nichts als ein Gewebe von abentheuerlichen Geschichten, und nie geschehenen Wunderwerken. Sie haben dabey nicht die Aussprüche des Heilandes, nicht die Besserung des Menschen im Auge, sondern nur ihre Heiligen, ihre Brüderschaften, ihre Gnadenbilder; und erhöhen dann diese, mit ihrer gewöhnlichen Marktschreyerey auf Kosten anderer Klöster, der ordentlichen Pfarrkirchen, und zumal des Evangeliums.

Weil also das Wesentliche in der Religion den Mönchen ganz unbekannt ist; weil sie statt desselben das Volk blos mit den elendesten Tändeleyen unterhalten, und auf nichts sehen als auf ihr Interesse; weil diese Volksverführer, blos um Geld zu gewinnen, das Volk in seinem Aberglauben erhalten und bestärken: so ist Vertilgung der Möncherey allerdings zu wünschen.

schen. Seyn oder Nichtseyn ist verhoffentlich nun bald nicht mehr die Frage. Kein aufgeklärter und der Sache kundiger Menschenfreund kann zweifeln, ob es edler sey Mönche zu vertheidigen, oder der Stürme ihres Schicksals sich zu freuen, und zu wünschen daß Licht werde überall.

Kaiser Joseph sprach: es werde Licht; und das Licht wird kommen mit der Zeit. Seine ersten Strahlen haben die alte lange Nacht verdrängt. Die Philosophen haben die Minister aufgekläret, und durch die Kniffe der Beichtväter oft dafür gebüßt. Nun sprechen Fürsten und Minister, von Auswurzlung der Vorurtheile für das allgemeine Beste, von Aufklärung durch verbesserte Studien, von Belehrung der Geistlichkeit, von Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; und die Beichtväter müssen schweigen. Unter Josephs Zepter gewinnt die Vernunft überall Muth und Vertrauen, indeß der Monarch

dum-

dummen Aberglauben zertritt, der Pfaffheit Uebermacht zerstöret, und mönchische Grundsätze aus seinen Staaten verbannt. Die Philosophen am Rheine und in Bayern, haben schon vor Jahren das Mönchswesen entlarvt, und die Schüppen weggenommen von christcatholischen Augen. Man hat sie dafür verfolgt, und von ihren Stellen verjagt. Nun erndten Monarchen und Fürsten die Früchte des ausgestreuten Samens. Aber wären die Jesuiten noch, was sie gewesen sind: so hätten sie durch ihren Muth, durch ihre List, und durch ihre Kunstgriffe, noch lange der Philosophie den Mund gestopft, noch lange die Minister erschreckt und die Fürsten entmannt, noch lange die Barbarey erhalten auf ihrem Throne. Jesuiten haben den Kelch vergiftet, aus dem Pabst Ganganelli den Tod trank; aber durch den Arsenik, der diesem Märtyrer der Vernunft die Därme zerfraß, wards auf eine kleine Weile etwas heller im Vatikan, und die Jesuiten verschwanden. Alles wird langsam reif, die schönsten

Früchte fallen wieder ab und vergehen; wir wollen wünschen daß alles Gute gedeyen möge in guter Zeit. Sind aber auch noch Exjesuiten furchtbar; drohet auch Vernichtung nicht überall allen Janitscharen des heiligen Stuhls; soll deutscher Muth fruchtlos vorleuchten den Nationen; sollen Kaiser Josephs Versuche allein glänzen in den Jahrbüchern der Vernunft: o so gebe Gott dann doch den Mönchen bessere Erzieher; oder man nehme ihnen wenigstens das Recht auf der Kanzel und im Beichtstuhl, Dummheit zu verbreiten.

Durch Aufklärung wird man immer menschlicher. Aber würden auch noch manches Menschenalter hindurch, alle Bemühungen der Vernunft immer noch vereitelt durch Dummköpfe und Schurken, denen gewöhnlich nichts so sehr am Herzen liegt, als daß immer Alles beym Alten bleibe; soll auch unser philosophisches Jahrhundert bis an sein Ende gebrandmarkt werden, durch dumme Streiche die man noch über-

überall macht (*): so wollen wir uns wenigstens des Guten freuen, das wir haben und sehen. Ungestümer Ketzerhaß, wird doch in der Oesterreichischen Monarchie, bald ganz ohne Wirkung brennen. Ohne Wirkung schreyt man dort, schon itzt Zetter über den catholischen Christen der irgend ein Buch eines Protestanten in die Hand nimmt; Zetter, über den Waghals, der keine Reliquien kauft; und Zetter über den Fürsten, der Ketzer duldet. Fürchterliche Dunkelheit mag dann immer noch über einigen Provinzen von Deutschland hängen; die Würgengel des heiligen Dominiks, mögen dann immer noch in dem abergläubigen Spanien ihr Hosianna auf Blutgerüsten singen, und die flammende Pechfackel unter Hallelujah und Psalmen in den Scheiter-

 haufen

(*) Ein schreckhaftes Verzeichniß dieser Streiche, findet man zum Lachen und Weinen erzählet, im Faustin, einem Roman auf den die deutsche Litteratur stolz seyn kann, weil er so viel Witz und Laune, so viel Vernunft und Wahrheit enthält, als der allerbeste Englische oder Französische Roman.

haufen stossen, auf dem sie dem Herrn einen armen Juden verbrennen; überall wird doch Mönchsunsinn immer weniger Glauben finden, wenn auch noch mancher Olavides die Vergrösserungsgläser auf ihren Nasen gewahr werden wird, und das schwarze Cannibalenblut in ihren Adern. Aber eben die Mönche, die einmal Päbste und Kaiser gottselig vergiftet, und Könige ermordet, und unzähliche Menschen zum süssen Wohlgeruch ins Feuer geworfen haben, können in gemässigter und nöthiger Anzahl noch lange bleiben was sie sind, wenn sie sich selbst nur immer sagen, wer sich nicht fürchten macht, ist sicher.

Philosophie und Menschheit werden nie ohne Freudenthränen sich erinnern, was im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zur Rettung von verjährter Seelensklaverey, zur Vertilgung geheiligter Misbräuche, und zur Emporhebung der Vernunft gegen angebetete Volksverführer in Wien geschah. Als Frankreich Europa unterjochen wollte, und dann aus Mönchswuth in Ministerköpfen, durch die unver-

nünf-

nünftigste aller Verfolgungen, zum Besten seiner Feinde eines grossen Theiles seiner Unterthanen seines Reichthums, seiner Fabriken, und seines Handels, sich beraubte; in dem barbarischen Zeitalter Ludewigs des vierzehnten, war die catholische Welt, bey allem was Ludewig auch gegen Rom wagte, noch in ihrer Kindheit. Nun lebt in Wien kein Mann von Verstand, dem der Geist der Zeit nicht mehr Geist giebt, als alle Minister des grossen Ludewigs hatten.

So hebt ein einziger aufgeklärter und muthiger Monarch, sein Jahrhundert über alle Jahrhunderte empor. Joseph hat in seinen Staaten, in wenigen Monaten mehr Licht verbreitet, als alle Schulen der Philosophen Deutschlands seit dem Kaiser Leopold. Dieses Licht ist nicht Aufklärung, sagen zwar die Herren im Tribunal. Aber die Herren im Tribunal wollen Wunder haben; und geschähen Wunder, so wären sie die ersten, die an diese Wunder nicht glaubten. Der Kaiser hat doch, was jene Her-

ren nicht läugnen können, nicht da und dort ein Fünkgen Wahrheit ängstlich glimmern lassen, sondern die ganze brennende Fackel auf einmal aufgestellt. Auf einmal durchbrach in Wien, ein Streben nach Wahrheit, ein Geist der prüfenden Vernunft, jene alte dicke Nacht welche dort die Gemüther niederhielt, unter der Zuchtruthe elender Kahlköpfe. Sonst war bey den deutschen Protestanten, und schon vor geraumer Zeit auch bey vielen deutschen Catholiken, unaussprechlich mehr Licht, als in Oesterreich; nun beschämen uns die Oesterreicher, durch ihre Denkfreyheit, ihre Keckheit, und ihren Muth; und dieß alles wirkte Kaiser Joseph, als er seinem Volke zu verstehen gab: ihr dürft lesen was ihr wollt, und sagen was ihr denkt.

Freyheit allein hebt ein Volk, so hoch und so schnell. Wenn einst jeder Catholike in Deutschland sagen darf, was er will, und Protestanten schweigen müssen, so wirds überall Tag bey ihnen, und Nacht bey uns. Was Kaiser Joseph that,

that, das that Er auch aus Freyheitsgefühl gegen Rom. So fürchterliche Blicke auch dieser Monarch sonst um sich her wirft, so schrecklich auch oft der Kampf seyn mag den Er kämpfen wird, so kann doch keiner, grösser, kühner, gefährlicher, und glorreicher seyn, als der Kampf war, den Er gegen die Vorurtheile und Irthümer der Kirche wagte, und gegen den Pabst, von dem Petrarcha sagte: Er öfne den Himmel mit seinem Finger, und regiere den Lauf der Sterne durch eine einzige Bewegung seiner Nachtmütze.

Kaiser Josephs Reformation, macht alle fernere Religionsvereinigung überflüssig. Kein vernünftiger catholischer Geistlicher kann suchen uns unter dem Scheine der Duldung wieder in den Schooß seiner Kirche zu bringen. Warum sollte auch ein Fürst sich um Erhaltung seiner Unterthanen bey der Römischen Kirche, oder um Zurückführung der Verirrten kümmern? Freund, du bist ein Verirrter, wenn du das thust, und deinen Kaiser und Herrn miskennst,

der dir den Staar wegnahm von deinen Augen. Warum haben wir Protestanten uns verirrt, wie du wähnst? Weil wir schon im sechszehnten Jahrhundert, alle die Unvernunft verdammten, die itzt Kaiser Joseph verdammt; weil wir damals schon eben die Denkart hatten, die itzt in dem Angesichte von ganz Europa das unverdächtigste Zeugniß von der Aufklärung Oesterreichs ablegt. Was ist also dort zu erhalten, und hier zurückzuführen? Welcher vernünftiger Catholike kann sich von seiner Kirche sondern wollen, da sie doch Kaiser Joseph von aller Unvernunft gereinigt hat? Von welchen Irthümern soll man nun ferner uns Protestanten zurückführen? Sind wir nicht Eins geworden, seit der grossen Reformation im Jahre 1781? Darum mein Lieber, höre du immer deine Messe in der Stephans Kirche in Wien, und laß mich geruhig in Hannover in meine Reformirte Kirche gehen, die keinen Thurn hat, und keine Glocke. Im Grunde ist die Religion deines Herzens und meines Herzens einerley. Also trennet uns nichts. Ewig

sind

sind und bleiben wir vereinigt durch Toleranz; und kümmern uns nun weiter nicht, um alle etwa anders lautende Urtheile catholischer, lutherischer, und reformirter Kaputzen.

Dieß sey genug über Möncherey, und ihren Einfluß auf Menschen und Staaten; auch über Alles, was Einsamkeit gegen sich hat, und wozu sie gut ist. Jeder wähle sich nun zwischen der Welt, die ihn locket, und der Tugend, die ihn ruft. Frey und wahrhaft habe ich gesagt was die Welt giebt; ich habe gezeiget, wie viel Gutes und Grosses, aus der Einsamkeit fliesset, vom studirenden Jüngling bis zum büssenden Mönch.

Möchte doch jeder an die schöne Seite der Einsamkeit glauben, wie ich daran glaube, ihre gute Seite lieben, wie ich sie liebe. Möchte sie doch jedem offen seyn, der fähig ist sie zu geniessen. Möchte doch jeder, der dazu Lust hat, Ruhe finden bevor er stirbt, unter einem gerin-

gen Strohdach; und sein Herz ein Herz, das Rosen pflanze auf sein Grab.

Es fällt schwer, in nicht sehr grossen Städten auch nur mit Mässigung einsam zu seyn, seine Freyheit zu behaupten, und da Zeit zu retten, wo alles zu Schmauserey und Geselligkeit einladet, und bittet. Umgang und Liebe müssen immer Menschen mit Menschen verbinden. Aber es ist doch traurig, daß die Leute glauben, man entsage aller Menschenfreundlichkeit, wenn man Zeitverlust und Unverdaulichkeit fliehet. Kein Geschäftsmann kann ein Buch schreiben, wenn er sich nicht für einige Zeit aus dem gesellschaftlichen Leben wegbegiebt. Er schriebe keine Zeile, wenn er jeden Abend auf den Club gienge, allen euren festlichen Gastereyen beywohnte, jeden Besuch annähme, und jeden Besuch wiedergäbe. Wäre er auch krank, so müßte man ihn doch alleine lassen; denn es ist möglich, daß ihn seine Krankheit am Denken nicht hindert, daß ihm nur vor dem Geschäftszwan-

ge

ge graut; aber daß Arbeit die er liebt, ihn am besten tröstet und zerstreut. Gute Seelen, denen sonst nie etwas Arges träumt, kommen darum oft schrecklich in Harnisch, wenn man in Krankheiten ihnen merken läßt, daß man niemals erträglich sich befindet als wenn man alleine ist, daß man nie Langeweile hat als in Gesellschaft, und daß man erst alsdann auflebt, wenn alle Menschen umher glauben, man sey todt. Ach diesen Zustand verstehet manche gute Seele nicht; und darum klagen dann solche Seelen, links und rechts, über unverzeihliche Unhöflichkeit, über Unterlassungssünden gegen alle Sitten und Gebräuche. Sie sind scharfsichtig genug, Alles in der Welt zu errathen, und nur das nie: daß es einem vernünftigen Manne einfallen könne, ein Buch zu schreiben.

Solche Klagen unterblieben, wenn man nur bedächte, daß man nothwendig den Menschen alleine lassen muß, der sich doch gerne zuweilen ein wenig Zeit zu irgend einem grossen Zwecke

stielt; und daß ein Schriftsteller, der in diesem Monat allen Schnack fliehet, in dem andern Monat selbst gerne schnacket.

Gegen die gewöhnliche Flachheit des Lebens, muß man freylich nicht sündigen, wenn man mit heiler Haut durch die Welt kommen will. Aber wenn du auch gar nichts aus solchen Sünden machst, schrieb mir einst eine geliebte Freundinn, so schaden doch zu viel Abneigung gegen Höflichkeitsregeln und Weltthorheiten, zu viel Zärtlichkeit des Geschmackes, zu viel Bedürfnisse für Geist und Herz, zu grosse Empfindlichkeit, zu weites Hinaussehen, unserm Glücke und unserer Ruhe, denn sie machen den See brausen und Wellen schlagen, der stille und eben bleiben muß, damit sich sein Wasser nicht trübe. Du mußt die Lebenden nicht beleidigen, um nur mit Todten zu leben. Langeweile und Trübsinn sind auch aus dem Umgange verscheucht, alle Nebel entfliehen, heitere Tage und Liebe und Ruhe werden dich auf deiner ganzen Lebens-

bahn

bahn begleiten, du bist glücklich und machst glücklich, wenn du duldend bist und gesellig, und immer Liebe giebst um Liebe.

Allerdings hat darum der Trieb zur Einsamkeit, eben so wohl einer Leitung der Vernunft nöthig als der Trieb zur Gesellschaft; und es ist zumal für den Mann in Geschäften, für den Patrioten, und den thätigen Weisen, immer eine grössere Kunst und ein grösseres Verdienst, wenn er auch eine gemischte Gesellschaft erträgt, sich darinn Achtung erwirbt, und sie nach seinen Grundsätzen lenket und verbessert.

Liebe muß man suchen bey allen Menschen; nur vor keinem den Nacken beugen, und edel und frey die Welt verlassen können, ohne sie zu fliehen. Wir müssen darum mit Würde gesellig seyn, um niemand zu beleidigen; so viel Gutes aus der Welt hohlen als sie giebt, und so viel Gutes in der Welt thun als wir können. Aber dann müssen wir auch die Kraft haben,

abseits

Bayerische Staatsbibliothek München

abseite zu gehn, um Gott und der Weisheit ein stilles Opfer zu bringen; und so werden wir uns immer aus Geschmack und Neigung in die Einsamkeit begeben, und niemals aus übler Laune.

Ende des vierten und letzten Theils.

Namen=

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Johann Georg, 1728-1795

Ueber die Einsamkeit

Bd.: 4

Carlsruhe (1785)

Ph.pr. 1286-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042299-5
VD18 10611363-002